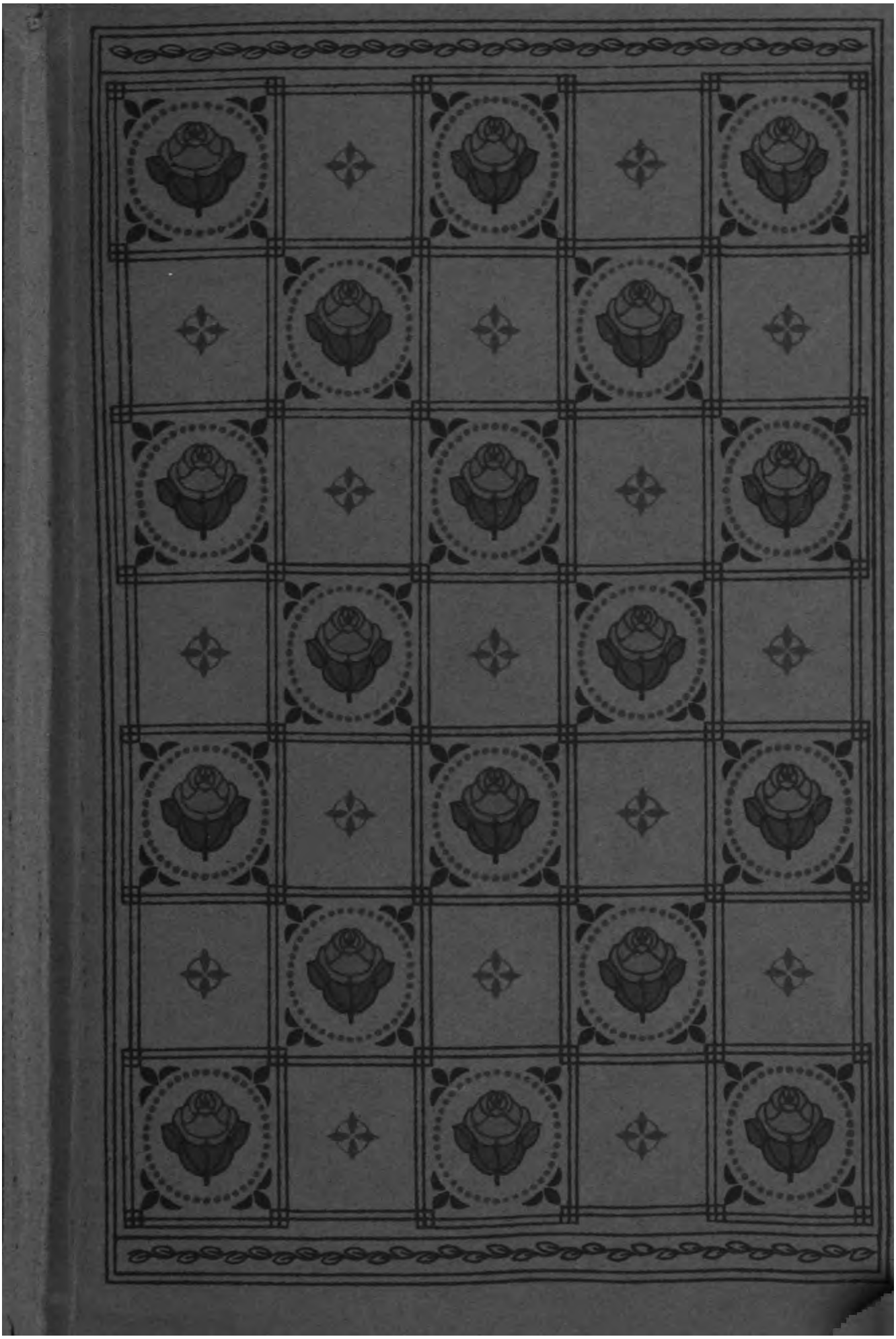
Princeton University Library
32101 066456565

Velhagen und Klasings Almanach

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Velhagen & Klasings Almanach

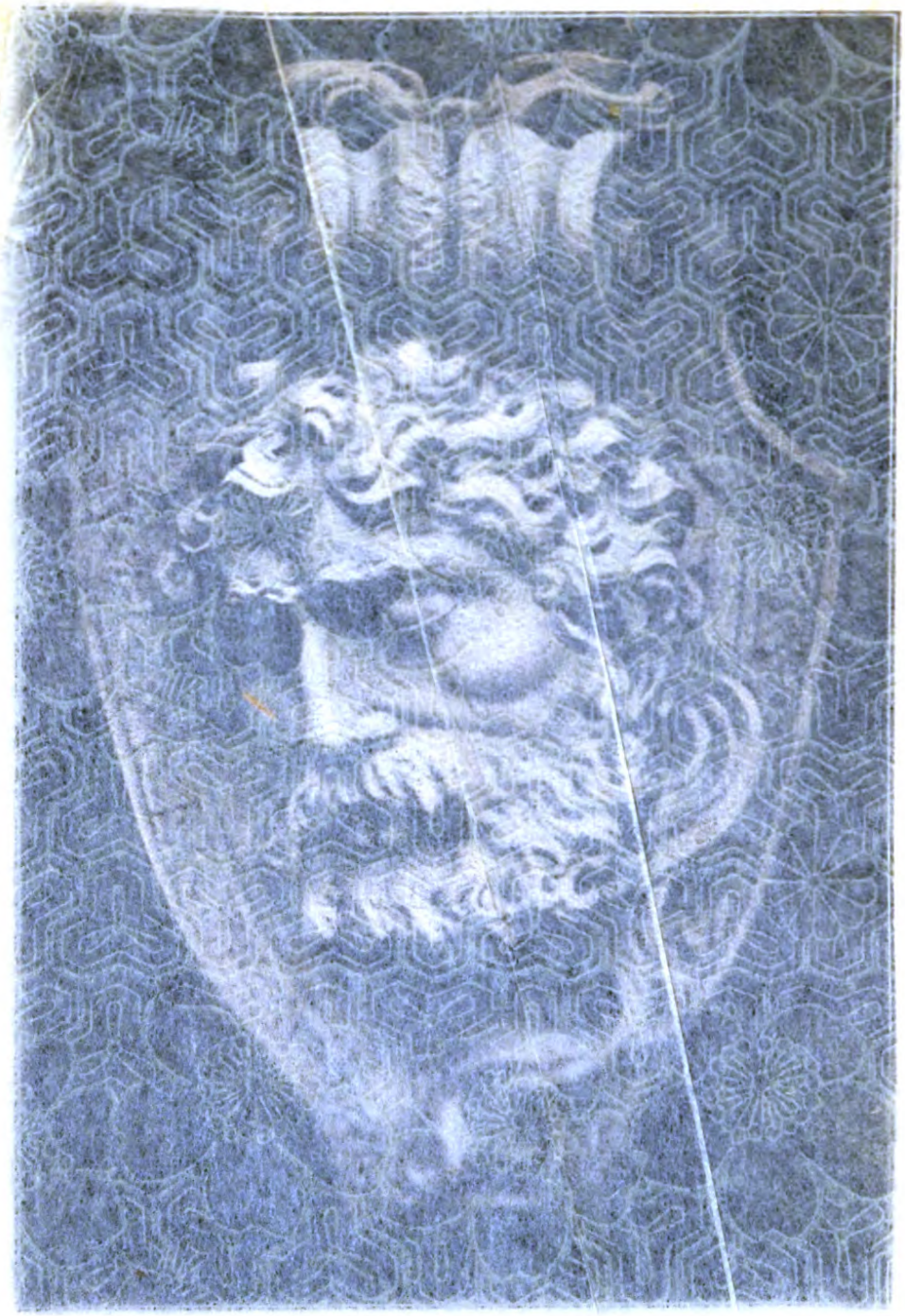
Maske eines ſterbenden Kriegers
Von Andreas Schlüter
(Im Lichthof des Kgl. Zeughauſes zu Berlin)

Almanach

Herausgegeben
von der Redaktion von
Velhagen und Klasings
Monatsheften

1915

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin. Bielefeld. Leipzig. Wien



Almanach

Herausgegeben
von der Redaktion von
Velhagen und Klasings
Monatsheften
1915

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin. Bielefeld. Leipzig. Wien

Entwurf für Einband, Vorsatzpapier und Buchschmuck von Heinrich Wieynk in Dresden

Copyright 1914 by Velhagen & Klasing

Einband von H. Fikentscher und H. Sperling in Leipzig. Text- und Bilderdruck von Fischer & Wittig in Leipzig. 1914

Inhalt

Erzählendes

	Seite
Ernst Zahn: Der ertrunkene Fridolin. Erzählung	1
Johannes Höffner: Vor Abend. Skizze	27
Hermann Kurz: Joggeli und Dilde. Erzählung	55
Raoul Auernheimer: Wiener Klatsch. Gesellschaftsszene	189
G. v. d. Gabelentz: Das Wunder des Archips. Erzählung	250
Carl Busse: Fräulein Potiphar. Novelle	288

Dichtungen

Will Vesper: Deutscher Krieg	VII
Richard Schaukal: Wir Zwei. Österreich und Deutschland	26
Toni Schwabe: Ich bin mit dir zusammen	32
Georg Busse-Palma: Faun und Nymphe	54
Richard Schaukal: Zwei Kinderlieder	131
Börries, Freiherr von Münchhausen: Künstler	132
Otto Fischer: Neues deutsches Kunstgewerbe	137
Albert Geiger: Der Fremdling. Dichtung in einem Akt	149
Frida Schanz: Talweg	187
Max Dauthendey: Das einäugige Haus	188
August Vetter: Madonna unterm Apfelbaum	249
Gustav von Festenberg-Packisch: Bildnis eines jungen Mannes	270
Stefan Zweig: Der Flieger	282
Franz Karl Ginzkey: Eh' Gott dich läßt allein	304
Ernst Lissauer: Deutsche Zeiten und Gestalten. Vier Dichtungen	305
Reinhard Reber: Vision vor der Schlacht bei Tannenberg	318

(RECAP)
3429
.931
1915

558668

Aufsätze

Seite

Max Osborn: Deutsche Mode und Ähnliches. Ein ernstes Kapitel von heiteren Dingen 17

Ludwig Sternaux: Hanns Pellar. Mit einem mehrfarbigen Einschaltbi d, einem Gravüredruck und zehn zumeist mehrfarbigen Textabbildungen . . 33

Peter Fries: Vom modernen Tanz. Eine Plauderei. Mit fünf Kunstbeilagen in Gravüredruck . . . 133

Arthur Isay: Die Venus der Renaissance. Kulturhistorischer Essay 139

Leopold Schmidt: Das musikalische Lustspiel und seine Zukunft 175

Paul Weiglin: Das Miniaturporträt. Ein Spaziergang in die gute alte Zeit. Mit fünfzehn mehrfarbigen Textabbildungen 205

Carry Brachvogel: Lou und Schnucke. Eine Charakterstudie 227

Bernhard von Zingg: Das Menü. Eine kulinarische Plauderei 271

Fedor von Zobeltitz: Alamode-Kehraus. Eine zeitgemäße Betrachtung 309

Farbige Kunstblätter

Mohnblumenstrauß Gemälde von Amandus Faure 16—17

Hetty. Gemälde von Hanns Pellar . . . . . 32—33

Die Gattin des Künstlers. Gemälde v. Carl Gussow 74—75

Die Prinzessin und der Affe. Gemälde von Jan Rosenthal . . . . . 174—175

Plauderei. Gemälde von Julie Wolfthorn . . 232—233

Astarte. Gemälde von Carl Strathmann . . . 248—249

Gravüre- und Tondrucke

Maske eines sterbenden Kriegers. Von Andreas Schlüter . . . . . Titelbild

Bildnisstudie. Von Hanns Pellar . . . . . 54—55

Sent M'ahesa in ihren ägyptischen Tänzen . . . 90—91

Lucy Kieselhausen als „Eintagsfliege“ . . . . 106—107

Die Tänzerin Clotilde von Derp . . . . . 122—123

Rita Aurel im mänadischen Tanz . . . . . 130—131

Christiane Dix in ihren indischen Parodie-Tänzen 138—139

Der Genius des Ruhmes. Gemälde von Annibale Carracci . . . . . 304—305

Deutſcher Krieg

Von

Will Veſper

Wer hat denn gemacht den feinen Plan
Und teilte ſchon den Gewinn?
Das haben die Herren von England getan.
Die dachten in ihrem Sinn:

„Und ſieht er beiſammen uns mächtige drei,
Dem Deutſchen vergeht der Mut.
Wir ſchneiden das ſchöne Land entzwei
Und teilen das reiche Gut.

Du nimmſt den Rhein, die Oder du!
Und ich das Deutſche Meer.
Wir ſchnüren dem Deutſchen die Kehle zu
Und laſſen ihn nimmermehr.

Es komme wieder die alte Zeit,
Als keiner dies Deutſchland gekannt.
Sie lagen untereinander in Streit,
Und wir würfelten über das Land.

Der alte Michel, der gute Geſell!
Es bückte ſich keiner ſo tief.
Wenn einer ihn brauchte, er war zur Stell'.
Und ſagten wir: ‚Lauf!' — — Er lief."

— So haben die edlen drei ſich bedacht,
Hielt jeder ein Hündchen am Band.
„Hetz Serb! Hetz Belg! Und Japs auf die Jagd!“
Und ſie kamen ans deutſche Land.

Da war kein Lärm, da war kein Geſchrei,
Stand Bruder an Bruder gereiht.
Nicht Nord, nicht Süd, und keine Partei:
Alleinig dem Tode geweiht.

„Du heilige Burg, du heiliges Reich,
Das die Väter gemauert mit Blut,
Vor dir iſt Kaiſer und Bettler gleich!
Dir gehört all Leben und Gut!

Du biſt wie ein ſtolzes Schiff in Not;
Du kannſt verſinken im Meer,
Und mit dir wir alle in einen Tod — —
Doch gefangen nimmermehr!

Nicht eine Planke von dir, dem Feind!
Keine Handbreit und kein Schritt!
Und wenn es das Schickſal übel meint,
So ſinken wir alle mit!

Der ertrunkene Fridolin

von

Ernst Zahn

Als der Fridolin Inderbitzi heiratete, war er zweiundzwanzig Jahre alt, und es war einfach gar nicht anders möglich, als daß er heiraten mußte; denn er war ein Staatsbursche, und an der Kirchweih wie an der Fastnacht schauten sich die Mädchen von Schattdorf die Augen nach ihm blind. Die Rosa Bissig schon allen voran. Ja, Sapperment, und die Rosa Bissig war beim Gelde und eine Halbwaise und die Mutter kränklich und zu nichts nutz, und das stattliche Gasthaus zur Brücke mußte einen Meister haben. Wenn aber der Fridolin nicht zugriff, je nun, so kam eben ein anderer in die weichen Federn.

Zweiundzwanzig war ja noch kein Methusalemsalter. Die Rosa hatte zwei Jährchen mehr! Da war auch Fridolins kleine Base Margrit. Die war ein vierzehnjähriges Kind, hatte zwei blonde Zöpfe und große, blaue Augen und hatte von klein auf die Rede im Munde geführt: „Der Fridolin wird mein Mann.“ Doch das war Unsinn. Er konnte doch das Kind nicht heiraten! Und nun fand sich eben die andere Gelegenheit. Ja — „und“ — und — „und“ — und — „und!“

Fridolin nahm also die Rosa Bissig.

Verlobt hatten sie sich an der letzten Kirchweih, zu welcher er vom Militärdienst weg in Uniform gekommen war. Sapperlot, was für ein Strammer! Blondes Haar, ein Gesicht wie aus Weiß und Rot gemalt mit feinem, blondem Flaum auf der Oberlippe und eine mittelgroße Gestalt, an der die Uniform mit den leuchtend roten Aufschlägen wie angegossen saß. Wenn der der Rosa nicht hätte in die Augen stechen sollen!

Aber auch sie durfte sich sehen lassen. Sie trug an der Kirchweih ein dunkles Kleid und war braun wie eine

Halbnegerin, aber ſie hatte ebenmäßige Züge, und das Samtband, das ſie um das ſchwarze Haar geſchlungen trug, ſtand ihr gar wohl. Die ſchwarzen Brauen waren in einem feinen, ſcharfen Striche über die braune Stirne hingezeichnet.

Am Hochzeitstage ſteckte Fridolin nicht in Uniform, er hatte ſich einen dunklen Anzug machen laſſen, wie ein Ratsherr, bei Gott, und ſeine braune Frau Roſa legte ein Schwarzſeidenes an und einen langen weißen Schleier, der auf dem Kopfe im Brautkranz feſtgehalten wurde. Die beiden kannten einander eigentlich noch wenig; denn während der kurzen Brautzeit war jedes durch ſeine Pflichten zu Hauſe in Anſpruch genommen geweſen, und es wußte, wie es bei manchem Brautpaar heutzutage der Fall, eines vom anderen nur gerade das, was es mit Augen ſchauen konnte und was es die Leute reden hörte. So dachte alſo die Roſa vom Fridolin und dieſer von der Roſa, daß ſie eine rechte Augenweide ſeien und ein höchſt paſſender Gegenſtand der Zärtlichkeit, hörten auch die Leute einerſeits rühmen, der Fridolin ſei ein fleißiger und erfahrener Landwirt und die rechte Hand ſeiner verwitweten Mutter, und anderſeits, die Roſa bedeute die eigentliche Regierung im Gaſthaus zur Brücke, ihre kränkelnde Mutter habe längſt nichts mehr zu ſagen, ſie aber führe eine Muſterordnung und ſchaue allezeit auf einen währſchaften Tropfen. Einmal fiel von irgendeinem die unehrerbietige Bemerkung, die Roſa ſei ein „räſſer Teufel“, aber gerade an dem ließ der Zufall den Fridolin vorbeihören. Vielleicht würde es ihm aber aus Grund der bekannten Taubheit der Verliebten auch keinen Eindruck gemacht haben, wenn er es gehört hätte.

Selten ging daher ein Brautpaar vergnügter zur Kirche als die Roſa mit dem Fridolin.

Der Himmel meinte es beſonders feſtlich mit ihnen. Er war das ganze Jahr noch nie ſo blau geweſen wie an dieſem Tag. Es tauchte hier und da ein Gutwetterwölklein darin auf und verſchwand wieder, wie wenn es das Hochzeitspaar eben nur hätte grüßen oder anſtaunen wollen. Die Sonne aber legte ihren herbſtlich klaren Glanz den

zweien vor die Füße, daß sie auf einem leuchtenden Teppich schritten, und ließ das Halskettlein aus dünnem Golde, das die Braut trug, glänzen, damit die Leute nur ja recht den Schmuck der Schmucken bestaunen konnten.

Gaffer und Stauner waren genug am Wege. Fridolin sah es mit innerem Vergnügen. Er drehte sich manchmal um und sagte ein Wort zu seinem Nebenhochzeiter, dem Schmidheinihans, der mit seiner Jungfer hinter ihm schritt. Er grüßte auch laut und ganz unfeierlich den und jenen Bekannten, den er unter den Zuschauern sah. Dadurch geriet er nun mehrmals um einen Schritt hinter sein künftiges Gespons zurück, und das machte die Rosa ein wenig ungeduldig. Sie verriet es zuerst nur durch eine Achselbewegung, in welcher leise Verdrossenheit lag, dann durch ein mahnendes: „Komm doch!“ und dann, wobei ein rasches Zörnlein ihr über das Gesicht schoß, durch ein nochmaliges, schärferes: „Mach' doch vorwärts!“

Fridolin hörte auch diesmal nichts Böses aus den Worten. Er war, wie von Gestalt breit und von Bewegung langsam, so auch im Wesen gemächlich und gemütlich, und es dauerte immer lange, bis die Wirkung der Erregung anderer durch seine dicke Haut drang und auch sein Blut rascher wallen machte. Er hielt übrigens fortan mit der Braut Schritt, und so konnten sie als das friedlichste und zufriedenste Paar vor den Altar treten. Fridolin begegnete nach der Trauung dem Blick der blonden Margrit und konnte sich nicht enthalten, mit glücklichem Prahlen ihr zuzunicken, wie wenn er sagen wollte: ‚Habe ich nicht einen Genieſtreich gemacht?‘

Dann traten die jetzt Vermählten abermals in den heiterhellen Tag hinaus. Zu dem Glanz desselben kam jetzt noch der Klang der Glocken, der zu ihren Häuptern sang. Es war beim Eid, wie wenn Engel in den reinen Lüften jubilierten: „Ei, das habt ihr gut gemacht!“

Recht unvernünftig rücksichtslos und plötzlich unterbrach ein Krachen das schöne Glockensingen.

Die Rosa tat vor Schreck einen Sprung, als ob der Bräutigam an ihrer Seite explodiert wäre.

„Das ist auch eine Art,“ begehrte sie auf, erinnerte

ſich aber rechtzeitig, daß das Krachen nur eine Huldigung ſein ſollte und daher Dank ſtatt Groll verdiente.

Es war nämlich an einem nahen Hügel ein Mörſer losgegangen und damit der Anfang zu dem an Hochzeiten üblichen Freudenſchießen gemacht. Zwei weitere Mörſer brummten ihren Beifall und, als das neugebackene Ehepaar an eine Stelle kam, wo der Weg ſich teilte, hob abermals ein ohrenbetäubendes Knallen an. Da ſtanden die Kameraden des bei allen wohlgelittenen Fridolin und ſchoſſen ihm mit Flinten das Glück ins Haus.

„Das iſt auch eine Art!“ wiederholte hier die Roſa, und es klang ſchon ein wenig aufgebrachter.

Das Schießen war auch wirklich übergut gemeint, und wenn es einen vergnügten Trampelbär wie den Fridolin nicht beläſtigte, ſo mochte es doch, da es lange dauerte und an Heftigkeit eher zu- als abnahm, einem zärternervigen Frauenzimmer End' aller Ende die gute Laune verderben.

Der Roſa zum mindeſten verdarb es ſie. Sie zog ihren Mann am Arm vorwärts, und die ſchwarzen Brauen rückten ſcharf zuſammen.

An dem Vorwärtszerren merkte Fridolin ſeines jungen Weibes Mißſtimmung. Aber ſeine Gelaſſenheit wurde nicht erſchüttert. Er wunderte ſich auch nicht groß, als bei ihrer Ankunft im Gaſthaus zur Brücke Roſa ſeinen Arm plötzlich losließ, einen Blick in die Wirtsſtube zur Rechten des Eingangs tat und dann ins Haus ſchoß, als ob es brennte.

Inzwiſchen hatten ſich die geladenen Gäſte vor dem Hauſe geſammelt, die Witwe Inderbitzi, Fridolins Mutter, und die junge Margrit, die bei ihr wohnte, Nebenhochzeiter und Nebenhochzeiterin und ein paar andere Verwandte und Freunde. Mit denen trat Fridolin ebenfalls ins Haus und fand ſeine Hälfte, die ſich den Schleier vom Kopf genommen, in der Stube hantierend wie zu jeder werktäglichen Stunde. Sie hantierte indeſſen nicht nur, ſie ſchimpfte auch. „Habe ich es nicht ſchon vorher geſagt, daß ich wieder alles ſelber werde machen müſſen?“

Die Schelte galten der morſchen, müden, kleinen Mutter, die zu Hauſe geblieben war und mit Hilfe einer

Magd den Festtisch hätte richten sollen, damit aber in all ihrer herumhinkenden Gebrechlichkeit nicht fertig geworden war. Die Suppe stand nicht auf dem Tisch, wie die entschlossene und rasche Tochter es erwartet hatte. Auch der Wein fehlte noch, und zwei Teller zuwenig standen da. Das flog nun alles der Frau Rosa von der Hand, daß es zum Staunen und ein Beweis ihrer Tüchtigkeit, freilich auch ihrer Unwirschheit war. Fridolin sperrte die Augen auf. Es wurde ihm bei der Raschheit seiner Gesponsin zum ersten Male etwas bänglich zu Sinn.

Eine Weile später schien es ihm auch nicht ganz angebracht, daß die Frau ihm einmal plötzlich das Glas aus der Hand nahm, das er eben zum Munde führen wollte.

Die Gäste am Tisch schlugen ein Gelächter auf.

„Aha, jetzt mußt schon folgen lernen," neckte einer.

Rosa aber lachte und erklärte, das Weintrinken sei nur eine schlechte Gewohnheit, und sie tue ihrem Mann einen rechten Dienst, wenn sie seine mechanischen und gedankenlosen Trinkbewegungen etwas regele.

Fridolin Inderbitzi kam so nicht zu dem Hochzeitsrausch, der sonst Art im Dorfe war, und den er, unwissentlich vielleicht, auch rechtschaffen im Schilde geführt hatte.

Der Hochzeitstag verlief überhaupt etwas anders, als Fridolin ihn erwartet hatte. Es dämmerte ihm im Verlauf desselben auf, daß er nicht nur eine hübsche, sondern auch eine eigenwillige Frau genommen. Die Entdeckung verwirrte ihn, schädigte ein bißchen seine Vergnügtheit und machte ihn ein wenig dumm im Kopfe, so daß er, als am Abend die letzten Gäste aus dem Hause gingen, ihre Spottreden oder mehr oder weniger guten Ratschläge recht von ferne hörte und deren Sinn kaum verstand.

Als dann die Margrit zum Abschied ihre Hand in die seine legte, kam ihn eine sonderbare Wehmut an, als ob er heute etwas verloren habe.

Mit der wachsenden Stille jedoch, die über das Gasthaus zur Brücke kam, ebbte auch die geräuschvolle Geschäftigkeit der Rosa ab. Die schwache Mutter legte sich

ſchlafen, die Magd verſchwand, und zuletzt blieb nur das Hochzeitspaar übrig. Roſa räumte noch auf, während Fridolin mit einer letzten Zigarre hinter dem Tiſche ſaß.

„Was meinſt, haben ſie es recht gehabt, die Gäſte?“ fragte ihn die Frau.

Da mußte er doch zugeben und ſagen: Ja, wie die Könige hätten ſie es gehabt. Und er wußte wohl, daß die Roſa das Verdienſt am Gelingen der Bewirtung hatte und daß ſie eine ſappermentstüchtige ſei. Er betrachtete ſie ſo von der Seite und hatte aufs neue ſein Wohlgefallen an ihrer braunen, kräftigen Schönheit. Es dauerte nicht lang, ſo kam er hinter dem Tiſch hervor und erwiſchte ſie um die Hüfte. Sie ließ es ſich gefallen. Ja, ſie ſchien jetzt, da ſie ihn allein hatte, auch eine ganz andere. Ihre braunen Augen glänzten von verſteckter Zärtlichkeit.

So gingen die zwei End' aller Ende auch ganz vergnügt auf ihre Kammer.

* * *

Ja, ja, ja, der andere Tag!...

Und die anderen Tage!

Die Roſa war immer zuerſt auf. Es war ihr einfach keine Morgenſtunde zu früh. Fridolin war doch auch kein Siebenſchläfer, aber es half nichts. Mochte er noch ſo beizeiten erwachend den Tag anblinzeln, immer war das Nachbarbett ſchon leer. Auch ſtand die Roſa ſo wetterleiſe auf, daß ſie ihn niemals weckte.

Im Anfang war es ihnen ein Anlaß zu Scherz.

„Du Murmeltier,“ neckte die Roſa, wenn er ſie in den erſten Tagen zu einem Gutenmorgenkuß erwiſchte. Einmal aber hatte ſich im Stall ein fremdes Pferd, das da für die Nacht eingeſtellt war, losgemacht und den Braunen der Brückenwirtin durch einen Hufſchlag verletzt. Da traf den Fridolin, der wie gewohnt eine halbe Stunde hinter der Roſa war, ein Donnerwetter, das mit den Worten begann: „Man muß eben nicht den halben Tag verſchlafen, wenn man im Hauſe etwas nützen will.“

Fridolin ſperrte ſeine blauen Augen weit auf. Er war ſo überraſcht, daß er keine Erwiderung fand. Er

brummte etwas und begab ſich an ſeine Arbeit; aber den ganzen darauffolgenden Tag war er mit dem Kopf nicht recht bei dem, was die Hände verrichteten. Er dachte nach, was ſonſt nicht ſeine Lieblingsbeſchäftigung war, und wenn Frau Roſa ihm begegnete, ſo folgte er ihr heimlich mit den Blicken. Es zeigte ſich, daß bisher auch ſeine Seele im Siebenſchlafe gelegen und nur langſam und blinzelnd wie er ſelber am Morgen erwachte. ‚Ja, biſt du ſo eine?‘ dachte er hinter der Roſa her. Dabei fiel ihm zum erſtenmal auf, daß an ihrem hübſchen Munde zwei kurze, ſcharfe Hautſchnitte waren, die einen böſen Ausdruck in das braune Geſicht brachten. Auch kam ſie ihm merkwürdig alt vor. An dieſem Tag entdeckte er ferner, daß die Roſa eine Stimme hätte wie Peitſchenknall und daß die brüchige Mutter ihr einfach nichts recht machen konnte. Wenn er das auch früher ſchon gehört hatte, ſo nahm er jetzt zum erſtenmal daran Anſtoß. Von dem inneren Ärger darüber kam es aber nicht zu Worten. Er war überhaupt kein Redner, ſondern ein Brummer und Inſichhineinwürger, und ſo ſchimpfte er denn nur ſo für ſich ſelber und ohne rechten Zuſammenhang, je nachdem ihm wieder etwas Leides aufkroch. So kam ihm zum Beiſpiel der Gedanke, es liege darin, daß Roſa am Morgen ſo katzenleiſe aus der Kammer ſchlich, um ihn ja nicht zu wecken, Falſchheit und Schadenfreude. Und abermals ſtudierte er hinter ihr her: ‚Ja — ſo — biſt du ſo eine?‘

Nun kam ein ſeltſames Weſen zwiſchen die Ehegatten. Die zwei Zuſammengeſpannten begannen einander auszuſtudieren. Die Roſa hatte den Fridolin aus wirklicher Liebe geheiratet, aber ſie mußte mit dem falſchen Bein auf die Welt gekommen ſein; denn ſie hatte einen ſo dornigen Charakter, daß der Klügſte und Geduldigſte ſich daran hätte ſtechen müſſen. Ihr, die ſich jeden Zorn von der Leber redete, war das muckerige Weſen Fridolins unbegreiflich. Bald plagte ſie auch die Eiferſucht; denn kurze Zeit nach der Hochzeit ſchon fielen ihr die zwei Jährchen ein, die ſie älter war als der Fridolin, und das plagte ſie, als ob ſie einen Fiſchgrat verſchluckt hätte. Nicht daß Fridolin ein Weiberheld geweſen wäre, aber mit ſeinem

Hang zu Scherz und Fröhlichkeit neckte er eben dann und wann auch ein Mädchen, das ihm in den Weg lief, und derlei störte die Rosa und machte sie wild und verdrießlich. Aus dem Verdruß ist aber ein schweres Herauskommen, und wen er auf leidwerkerische Gedanken bringt, in dessen Nähe ist nicht gut leben.

In das Gasthaus zur Brücke zog der Unfriede ein. Das Zanken ging an. Die Rosa dämpfte dabei die Stimme nicht, so daß gleich das ganze Dorf hören konnte, wenn sie böse war. Fridolin pflegte wenig zu entgegnen, aber sie hatte scharfe Ohren und verstand es wohl, wenn er zwischen den Zähnen ein Wort murmelte, das alles andere denn eine Schmeichelei für sie war. Manchmal bekam er auch den Koller, lief aus dem Stall oder vom Feld oder wo er gerade an der Arbeit gestanden, fort nach der alten Heimat zu seiner Mutter und der blonden Margrit oder am heiterhellen Werktag ins Wirtshaus, von wo er nicht immer ganz nüchtern heimkam.

„Wirst du auch noch liederlich, du Duckmäuser?“ schimpfte die Rosa.

Er schaute auf ihre beweglichen Lippen und bemerkte, daß ihr kleine schwarze Härchen darauf standen. Die mochten längst dort gewesen sein, aber eineweg störten sie ihn erst heute und mißfielen ihm außerordentlich. Bald nachher kam ihm vor, die Rosa habe eine Nase so spitz wie ein Spechtschnabel. Eines Tages begriff er schon nicht, wie er auf die Frau hatte verfallen können, eines zweiten späteren Tages hatte er nicht nur heimlichen Grimm, sondern eine offene Abneigung gegen sie im Leibe. Desto besser gefiel es ihm wieder daheim bei der Mutter und bei — der Margrit. Sapperment, wie die sich streckte! Und Zöpfe hatte sie dick und schwer und hell und Augen, als ob sie die mit Liebe heizte. Es begannen auch schon Kameraden nach ihr auszublicken, bei ihr stillzustehen, an Sonntagen zu ihr in die Stube zu hocken. Herrgott! Herrgott! Fridolin schlug sich an die Stirn. Daß er ein solch baumhoher Narr gewesen war!

Nach einer Weile gebar die Abneigung gegen die Rosa eine Tochter, die Sehnsucht nach Freiheit. Aber was die

katholiſche Kirche zuſammenfügt, das iſt nicht ſo leicht wieder auseinandergelötet, beſonders wenn der eine Teil nicht will, und die Roſa wollte nicht.

Zwei Jahre nach der Hochzeit, an einem Sonntagmorgen ſprach Fridolin mit ihr. Ruhig, ja geradezu freundlich und demütig; denn er hatte über Nacht eine Hoffnung gefaßt, daß ſie ihm auch zuſtimmen würde: „— ſie wollten doch lieber wieder auseinandergehen.“

„Damit du die Margrit heiraten könnteſt, gelt?“ fuhr ſeine Frau ihn an. Der Zorn ſchlug ihr gleich zum Kopf heraus.

Eine ruhige Unterredung war damit unmöglich gemacht. Es gab kein Hin und Wider, Erwägen und Überlegen. Roſa fiel ſo mit Vorwürfen über Fridolin her, daß der ſeine Gründe nicht anzubringen vermochte. Nun ſetzte er ſeinen ſchlimmſten Steckkopf auf, und das Ergebnis war ſchließlich, daß ſie übler zuſammenlebten als zuvor.

Der Gedanke, daß er ſich hatte von ihr trennen wollen, ſtach die Roſa wie ein Dorn, und ſelbſt in den wenigen friedlichen Tagen, da ſie verſuchten, miteinander freundlich zu ſein, vergällte er ihr die Laune und ließ ſie jeden Anlauf ſeinerſeits zu freundlicherem Verkehr mit Vorwürfen erwidern. Es wurde ein Höllenleben. Sie waren beide todunglücklich, und jedes machte das andere dafür verantwortlich. Aber Fridolin fraß ſeine Wut in ſich hinein, und die Roſa ließ ſie in böſen Worten auf ihn niederhageln. Sie war gleichſam in einer immerwährenden Erregung; denn hinter ihrem Zorn waren die Liebe und viel heimliche Angſt, ihren Mann zu verlieren. Dennoch ließ ſie ſich immer wieder zu Bosheiten gegen ihn hinreißen. Sie verſalzte ihm wiſſentlich das Eſſen, das ſie ihm auf das Feld ſchickte, weil ihr beim Kochen der Gedanke kam, daß er ſich hatte ſcheiden laſſen wollen. Sie ſchloß die Kammer zu, wenn er abends einmal im Wirtshaus war, und ließ ihn draußen eine lange Weile klopfen und ſchimpfen. Da ſie die Kaſſe in Händen hatte und ſo ziemlich alle Einnahmen durch ihre Hand gingen, war es ihr ein leichtes, ihn ſo knapp zu halten, daß er eines Tages ſeine eigene Mutter um ein Taſchengeld anſprechen mußte.

Tag für Tag war der helle Krieg im Hause. Weil aber Fridolin, trotzdem er ein so strammer Soldat gewesen, zum Krieg viel zu viel Bequemlichkeit und Hang zur Gemütlichkeit in den Knochen hatte, so befand er sich bald in vollem Rückzuge vor seiner streitbaren Ehehälfte, das heißt, er zog sich mehr und mehr in sich selbst zurück und wurde ein Kopfhänger und Seufzermann, der zuletzt keinen anderen Gedanken mehr hatte als den einen, wie er um jeden Preis aus seinen Ketten käme. Aller Trotz, der in seinem Charakter war — und er hatte davon nicht wenig — setzte sich auf den einen Punkt: Heraus willst du aus dem Elend. Nachdem alles Grübeln nichts nützte und er keine einzige Tür ins freie Leben zurück offen fand, bemerkte er schließlich ein kleines schwarzes Törlein, das ihm allerdings einen Ausweg verhieß. Zuerst bekam er Herzklopfen, als er es sah, und wendete den Blick hastig davon ab. Dann tauchte es immer wieder vor seinen Augen auf, nur das eine und gar kein anderes. Und nun begann er es mit einer Art verzweiflungsvoller Entschlossenheit näher und näher zu betrachten. Da ging es hinaus, freilich hinaus, aus der Ehe, aus dem ewigen Gezänk, aus — dem Leben hinaus. Fridolin wurde immer melancholischer. Er beschloß zu sterben. Nein, er wußte, daß er sterben mußte, daß es gar keine Wahl gab, sich aus dem irdischen Fegefeuer zu erlösen. Er verbohrte sich in den Gedanken und beschäftigte sich dann eine Weile damit, die verschiedenen Todesarten, die ihm möglich waren, durchzumustern.

Mit einer solchen Musterung war er einmal beschäftigt, als er beim Abendbrot in einer Wiese saß, auf welcher er das Heu gewendet hatte. Er war barfuß und hatte nur Hose und Hemd an. Die Sonne streichelte ihm mit einem milden abendlichen Lichte das Gesicht und die braunen Arme, als ob sie ihn an die Schönheit der Welt erinnern wollte. Ein Apfelbaum streckte früchtebeladene Äste über ihn hin und hielt Blätter und Zweige muckemäusestill, als lauschte er auf die Gedanken, die in des sitzenden Mannes Kopfe gingen. An Fridolins Rücken floß ein kleiner Bach vorbei, und neben dem lief ein kleiner Feldweg hin. Weg

und Bach waren gleich ruhsam. In der Stunde zwischen Tag und Dämmerung fällt gerne eine große Schweigsamkeit auf die Welt.

Dem Fridolin wollte das Brot nicht schmecken, das ihm die Rosa vor einer Weile ohne Gruß unter den Baum gestellt hatte. Er sah ihr mürrisches Gesicht noch, und es hatte allen Lebensüberdruß in ihm geweckt. Er könnte ja ins Wasser springen, dachte er. Oder ein Schuß aus dem Militärgewehr machte auch keine langen Umstände. Oder ach — das Inswasserspringen war vielleicht das Beste. Er seufzte, sein Herz war wie ein Zentnerstein. Nun ließ er die nächsten Wassergelegenheiten sich durch den Sinn gehen, die stille Reuß und die große Reuß und den wilden Schächen, der aber jetzt zu wenig Wasser hatte. Dann fiel ihm ein, daß es am sichersten wäre, wenn er tiefer im Gebirge irgendwo hineinspränge, wo die Flüsse Riesenkräfte haben und ihre Beute in Wirbeln begraben, daß oft niemand sie mehr findet. Ja, ja! Er stellte sich alles genau vor. Auch wie es nachher sein würde, der Jammer seiner Mutter, das Gerede im Lande — die — die Margrit! Ein wenig wunderte er, was die Rosa für ein Gesicht machen würde.

Er war eben dabei, in dem Wust von Streit und Groll, der sein Leben mit der Rosa war, nach den tiefsten Gefühlen dieser seiner Frau zu graben, da hielt ihm von hinten jemand die Augen zu. Es gab ihm einen ordentlichen Ruck. Dann wurde er böse und machte sich los. Das Blut war ihm ins Gesicht gestiegen. Es fiel ihm aber ein, daß es niemand anders als die Margrit sein konnte, die hinter ihm stand, und der Zorn verflog. Dafür kam die Niedergeschlagenheit mit doppelten Gewichten wieder.

„Woher kommst du?“ fragte er die junge Verwandte lahm und mit hängendem Kopf.

„Ich war in Altdorf,“ gab sie Bescheid. Dann warf sie einen Blick auf sein Abendbrot, das noch kaum berührt war. „Du hast, meine ich, keinen Hunger,“ fügte sie hinzu.

Sie hatte ein festliches blaues Kleid an, da sie doch

in der „Stadt“ gewesen war. Die schönen, langen, blonden Zöpfe trug sie nicht mehr offen, sondern um den Kopf gewunden. Ihre Augen waren heiter und groß und warm, und dem Wuchse nach war sie auch bald kein Kind mehr.

„Da soll einer essen,“ murrte Fridolin.

„Was ist denn wieder?“ fragte sie. Es war kein Geheimnis mehr, wie der Fridolin mit seiner Frau stand. Seine Mutter jammerte daheim jeden Tag der Margrit die Ohren voll.

„Was soll sein?“ gab er zurück. „Immer das gleiche. Aber“ — er schwang sich plötzlich auf die Beine und schwor in einem wütigen Trotz — „jetzt mache ich ein Ende.“

„Jesses,“ sagte die Margrit. Sie erschrak halb, halb machte sie sich über ihn lustig. Es war nicht das erstemal, daß er dergleichen Drohungen ausstieß. Nur — diesmal sah er doch recht verzweifelt aus.

„Ich gehe ins Wasser,“ murrte er.

„Lieber nicht,“ gab die Margrit zurück und schaute ihn mit so lustigen Augen an, daß ihm zu anderer Zeit das Herz bis an den Hals geklopft haben würde.

Aber diesmal drang die Sonne ihrer Munterkeit nicht durch seine Trübsalswolken.

„Ich ertrage es einfach nicht länger,“ ächzte er.

„Lauf doch davon,“ rief das Mädchen.

Er sah sie an. „Sie würde mich suchen und finden, und wenn ich im Mond säße,“ erwiderte er. Es wäre zum Lachen gewesen, wenn er nicht ein so verzweifeltes Gesicht gemacht hätte.

„Dumm ist die Rosa nicht,“ lobte er hierauf, „und furchtsam auch nicht, mag sie sonst sein, was sie will.“

„Geh ins Kloster,“ spottete Margrit.

Da wendete er sich zornig ab.

Aber sie war mit ihren Räten noch nicht am Ende. „Tue doch dergleichen, wie wenn du tot wärest,“ schlug sie ihm jetzt vor.

Er hörte nur halb darauf und griff nach seiner Heugabel. Aber sie kam ihm nach und erklärte sich deutlicher.

Sie habe einmal geleſen, wie einer, der Grund gehabt, ſeine Spur auszulöſchen, ſeine Kleider am Ufer eines tiefen Sees niedergelegt, ſo daß man allgemein angenommen, er ſei ertrunken, was aber keineswegs der Fall geweſen, da er ſich nur geflüchtet.

„Papperlappap," zürnte Fridolin und machte ſich an die Arbeit.

Die Margrit ſah, daß ſie ihm heute mit Zuſpruch nicht beikam. Sie ärgerte ſich über ſeine Dickhäutigkeit; denn ſie fing ſchon an, ein verwöhntes kleines Frauenzimmer zu ſein. Achſelzuckend drehte ſie ſich ab und ging davon.

Fridolin wendete ſein Heu. Er war in einer merkwürdigen Stimmung. Einmal war er unzufrieden mit ſich ſelber. Er hatte ein unbeſtimmtes Gefühl, daß die Margrit böſe mit ihm war. Sie gefiel ihm auch heute ſo wie noch nie, und das Herz klopfte ihm toll. Dann hatte er noch immer die verzweifelten Todesgedanken. Und endlich zwitſcherte aus der Dumpfheit ſeiner ſelbſtmörderiſchen Gelüſte eine Hoffnung wie ein fremder Vogel. ‚Kannſt es nicht machen, wie das Wetterhexlein, die Margrit, ſagt?'

Es war ein Wirrwarr in ſeinem Kopf und ſeinem Herzen, als ob er auch da mit ſeiner Gabel das unterſte zu oberſt gekehrt.

Fridolin Inderbitzi war darauf viele Wochen ſehr nachdenklich. Es ſchien ihn etwas ſchwer zu beſchäftigen. Aber die Roſa meinte, das ſei die gewohnte Muckerei.

Eines Tages ging er nach dem Viehmarkt in Andermatt. Am frühen Morgen ſchon.

Und es wurde ſtockfinſtere Nacht, und der Menſch war noch nicht daheim. Frau Roſa war ein wenig unruhig. Je näher die Stunde gegen Mitternacht rückte, um ſo raſtloſer wurde ſie. Und um ſo aufgebrachter. Sie ging von einer Stube in die andere, vom Haus in den Stall und umgekehrt. Unter der Haustür blieb ſie immer lange ſtehen und ſah in die Nacht hinaus. Der Mutter, die nach Fridolin gefragt hatte, war ſie barſch übers Maul gefahren: Er werde ſchon kommen, der Lump. Man könne ihn

nirgends allein hinſchicken, den Fridolin. Wenn der einen Bekannten treffe, dann gehe er gleich mit ihm ins Wirtshaus, und das wäre jetzt ſchon der vierte Rauſch ſeit ihrer Verheiratung, den er ſich antrinke. Als ob ſie ganz ſicher wäre, daß er ſich da oben in Urſern betrunken hätte! Wie ſie das ſo in allem Grimm dahergeredet hatte, legte ſie ſich in Gedanken auch ſchon die Strafe zurecht, die der Mann diesmal haben ſollte. Leicht ſollte ſie nicht ſein. Aber merkwürdig — je öfter ſie ſo in die Nacht hinausſtarrte, die ſtill war und aus welcher immer keine Schritte kamen und immer nicht, um ſo öfter war in ihr neben dem Grimm ein Herzzittern. Ein Einfall kam ihr: Wenn er im Rauſch durch die wilde Schöllenen hinuntergegangen war, im Dunkeln vielleicht ſchon, wer weiß, da könnte ihm doch etwas geſchehen ſein! Den Rauſch gab ſie nicht auf, aber die Möglichkeit eines daraus ſich ergebenden Unfalls geſtand ſie ſich nach und nach zu. Aus der Erkenntnis kam die Furcht, aus der Furcht kamen Selbſtvorwürfe. Am Ende war ſie mit ihrem Manne nicht immer geweſen, wie ſie hätte ſollen! Die Vorwürfe weckten die Liebe auf. Roſa ſah den Fridolin vor ſich. Was für ein hübſcher, gutmütiger Menſch er doch war!

In dieſer Nacht legte ſie ſich nicht ſchlafen. Es trieb ſie weiter umher von Stube zu Stube und vom Haus in die Straße. Als der Morgen graute, ließ ſie liegen, was lag, und ſtehen, was ſtand, nahm ein Tuch um und lief nach dem Telegraphenamt. Sie telegraphierte an einen Bekannten nach Andermatt. Nach einer Stunde erhielt ſie die Antwort, daß Fridolin ſich, freilich nach Einbruch der Dämmerung, auf den Heimweg begeben und daß ſein Ausbleiben unbegreiflich ſcheine. Frau Roſa ſchoſſen die Tränen aus den Augen, als ſie das las. Sie ging auf ihre Kammer und kam nach einer Weile im ſchwarzen Kleid und Hut herunter. Zum erſtenmal redete ſie ſanft und geduldig mit der Mutter, bat ſie, etwas zum Rechten zu ſehen, bis ſie wiederkomme und ſtand auf Befragen mit zuckender Lippe Rede, dem Fridolin müſſe etwas geſchehen ſein. Ganz beſtimmt! Sie fühle es in ſich.

Mit dem erſten Zuge fuhr ſie nach Göſchenen. Sie

fragte dort und erhielt keine Auskunft. Aber von Andermatt aus hatten Fridolins Freunde, ein Unglück vermutend, schon die Schöllenen durchsucht und am steilen Reußufer zwischen den Steinen Hut und Stock gefunden, das eine hier, das ander dort. Sie empfingen die Rosa mit bedenklichen Mienen. Es mußte schon sein: der Fridolin war tot, ertrunken! Und sie hatten Mitleid mit der hübschen braunen Frau, die bei der Nachricht die scharfen Brauen zusammenzog und deren Lippen mit dem schwarzen Schnurrbartansatz so tapfer das Weinen zurückhielten. Sie stand einen Augenblick stumm, und als ob sie Mühe hätte, sich zu fassen. Es fehlte ihr aber in Wirklichkeit gar nicht an Kraft, sondern es schossen ihr nur eine Menge Gedanken auf einmal durch den Kopf. Wenn er im Dusel da hineingefallen war, der Fridolin? Oder wenn er ihr zu Leid und Ärger und mit Fleiß ins Wasser gegangen wäre, wie er ihr auch schon oft gedroht hatte. Beides verdroß sie und drängte das Bedauern und die Selbstanklage, die sich regen wollten, zurück. Sie fand auch gleich ihre Entschlossenheit wieder. Ja, Sapperment, es müßte doch etwas getan werden. Sie wolle Gewißheit haben. Und wo denn die Ortsvorsteherschaft sei? Man müsse doch nach dem Toten suchen! Das gaben die Männer als richtig zu und folgten ihr nach Andermatt zurück, von ihrer Resolutheit ein wenig aufs Maul geschlagen.

In Andermatt lief die Rosa zum Gemeindepräsidenten. Sie suchte sogar den Platzkommandanten heim; denn sie wollte gründliche Hilfe haben.

Und es geschah, daß während zweier Tage nicht nur Bauern mit langen Stangen die Reuß absuchten, sondern daß sogar eine Abteilung Soldaten aufgeboten wurde, welche die Nachforschungen mit aller Gründlichkeit unterstützten. Die Rosa wohnte solange des Nachts in einem Gasthause in der Nähe und war den ganzen Tag auf den Beinen und bei den Suchenden.

Sie fanden aber nichts. Trotz aller Mühe.

„Man sollte meinen, er sei gar nicht hineingefallen," sagte ein Bauer. Aber die anderen hielten ihm entgegen, daß sie es doch schon oft erlebt hätten, wie die wilde Reuß

ihre Toten nicht mehr hergäbe, wenn ſie ſie nicht nach Tagen in den See hinuntertrage.

Auch im See aber landete der Fridolin nicht.

Die Roſa trug alſo Witwenkleider und ließ Meſſen um den Toten leſen. Sie gab auch alle Anzeichen, daß ſie inskünftig noch ein wenig ſauerer und böſer ſein werde als bisher.

Der arme verlorene Fridolin! Auch ſeine Mutter und die blonde Margrit mit den leuchtenden blauen Augen betrauerten ihn ſehr. Die Margrit hatte nur hinter dem Weinen etwas wie ein Lachen. Schon gleich vom Anfang an. Und es war merkwürdig, wie früh die beiden Frauen die ſchwarzen Kleider wieder ablegten. Die Margrit bekam ſeit einiger Zeit hie und da einen Brief aus dem Welſchland drunten über der Grenze. Sie mußte da eine Bekanntſchaft mit einem Melker auf einem großen Gut gemacht haben. Vielleicht führte das zu einer Heirat. Hinderniſſe ſchienen freilich im Wege zu ſein; denn die Augen der Margrit waren oft ſehr nachdenklich. Aber ſie war klug. Vielleicht wußte oder fand ſie eines Tages einen Weg, wo jetzt noch keiner war. Sie war ſeit Fridolins — Tode ſehr freundlich mit ſeiner — Witwe, die das auch aus einer Herzensweichheit gut aufnahm. Sie gelangten ſogar zu einer Art Vertraulichkeit, was wiederum dem ernſtlichen Bemühen der Margrit zu danken war. Am Ende hatte dieſe vielleicht der neuen Freundin eines Tages etwas anzuvertrauen. Es ſah manchmal ſo aus, als ob ſie etwas auf den Lippen habe. Vorläufig ſprach ſie nur mit aller Vorſicht zuweilen von dem — ertrunkenen Fridolin. Daß es doch ſchade um ihn ſei. Sie durfte auch ſchon den leiſen Vorwurf einfließen laſſen, daß die Roſa, die Freundin, mit ihrer allzu großen Scharfheit vielleicht ein wenig ſchuld an ſeinem Tode ſei. Sapperment klug war ſie, die blonde Margrit, wußte, daß Sünder gern ein Opfer bringen, um einer Schuld ledig zu werden. Und es ſah ganz ſo aus, als wollte und würde ſie die Roſa, die Witwe, juſt ſoweit bringen, daß die bereit war, die Welt auf den Kopf zu ſtellen, wenn — wenn nur der Ertrunkene wieder — lebendig würde.

Mohnblumenstrauß
Gemälde von Amandus Faure

Deutsche Mode und Ähnliches

Ein ernstes Kapitel von heiteren Dingen

Von Dr. Max Osborn

Mit ehrfurchtsvollen Schauern erkennen wir in diesem Schicksalsjahr wieder die große Wahrheit eines der unergründlichen Geheimnisse, die das Dasein der Menschen rätselhaft umschweben: des ewigen Gesetzes von der Erneuerung alles Lebens durch Zerstörung und Vernichtung. Über den wechselnden Geschicken der Völker steht, unverrückbar, die Erhaltung der Kraft. Wie sich die Mysterien des Todes und der Geburt ablösen, daß das Individuum vergeht, aber die Gattung bleibt, wie der Boden der Erde, in der wir wurzeln, aus Verwestem und Verarbeitetem neue Fruchtbarkeit schöpft, so bringt — wir fühlen es heute schon mit tiefem Erstaunen — die entsetzensvolle Blutarbeit des Krieges dem persönlichen und dem Gemeinschaftsleben, der Kultur und der seelischen Verfassung des Menschen strahlende Verjüngung. Man hatte uns wohl davon erzählt. Aber wir glaubten es nicht mehr. Es war eine Formel geworden, hinter der wir keinen Inhalt sahen. Nun ward es Wirklichkeit.

Alle Zweige unserer Existenz werden von dem sausenden, zertrümmernden, doch zugleich reinigend über die Erde fegenden Sturm erfaßt. Er durchrüttelt uns ganz und gar. Unser Gesamtverstehen von den ethischen Beziehungen zwischen Menschen und Menschen, von den Problemen und Aufgaben des Einzellebens, von den Möglichkeiten einer Emporhebung unseres Aufenthalts auf diesem Planeten erfahren eine nie geahnte Läuterung und Durchhellung. Und jede kleinste, scheinbar nebensächliche Betätigung wird einer strengen Prüfung unterzogen. Die Konventionen, deren Wogen uns fast schon über dem Kopf zusammenschlagen wollten, fallen ab — es ist, als sei uns das be-

ſchieden, was undenkbar ſchien und was wir doch alle heimlich erſehnten: mit den Erfahrungen, die wir gemacht, noch einmal von vorn beginnen zu können.

Was für unſere inneren Angelegenheiten, gilt nicht minder für die Geſtaltung unſeres äußeren Lebens. Strenge Prüfung des bisher Gewohnten, Ausſcheidung des Falſchen, Betonung des als ſinnvoll Erkannten, das die Richtung des Zukunftsweges bezeichnen ſoll, und, wo es ſein muß, Reform an Haupt und Gliedern wird die Parole. Alles iſt wichtig, auch das zunächſt Unbedeutende. Denn das Winzige darf als ein Brennſpiegel gelten, in dem ſich Strahlenbündel der „großen Hauptſache" treffen, und ſeine Behandlung als ein Symbol für unſere Haltung den entſcheidenden Fragen gegenüber, in deren Geſamtheit jede Teilfrage irgendwie beſtimmend ſich einordnet.

So iſt auch, wenn wir ſchärfer zuſehen, die Modefrage aufzufaſſen, die faſt unmittelbar nach dem Kriegsausbruch plötzlich auftauchte. Es iſt gewiß eine verwickelte Frage für den Kulturhiſtoriker, inwiefern die Mode, alſo die ewig wechſelnde Form der menſchlichen Bekleidung, als Extrakt, Ausdruck und Parallelerſcheinung der jeweiligen geſchichtlichen Epochen, ihrer Stimmungen und ihres Weſens betrachtet werden kann. Hier ſcheint alles ins Unwägbare, Unfaßliche auszubrechen. Die großen Linien der Entwicklung ſind von ſoviel Schnörkeln und Rankenwerk umwuchert, daß ſie faſt verſchwinden. Unberechenbare Laune, kapriziöſe Zufälle, eigenwillige Sonderſprünge ſpielen eine ſo große Rolle, daß es ſchwer, oft unmöglich dünkt, zwiſchen ſo ſchillerndem Gekräuſel das Geſetz zu finden. Und dennoch iſt es vorhanden. Auch dieſe Entwicklungen und Wandlungen haben ihre Logik, wenn es gleich eine andere Logik iſt als die auf anderen Gebieten herrſchende. Die heutige Bewegung zeigt das deutlich genug. Ihr grundſätzlicher Sinn iſt ſehr einfach zu erkennen — und nur davon kann ja zurzeit die Rede ſein, da ſie ſich vorläufig allein in grundſätzlichen Erörterungen bewegt, bewegen kann. Dieſe aber empfangen ihre Richtlinie von dem mächtigen Erſtarken des nationalen Bewußtſeins durch den Krieg.

Die neuen Wünſche treten nicht mit bramarbaſierendem Überſchwang auf, der raſch zu verfliegen und wenig ſichtbare Spuren zu hinterlaſſen pflegt. Wenn irgendwie, iſt es hier jedem klar, daß das Hervorheben nationaler Wünſche nicht in eigenbrötleriſche Abſonderung ausarten darf. Über den Daſeinsgewohnheiten der Völker ſchwebt ein in Jahrhunderten gebildeter, ungeſchriebener Generalkodex allgemeiner Lebensformen für ſämtliche Kulturländer, ein Symbol für die geiſtige Gemeinſchaft, die trotz allem Trennenden letzten Endes die beſſeren Geiſter der fünf Erdteile über Grenzen und Meere hinaus verbindet, die auch, darauf vertrauen wir felſenfeſt, die gehäſſige, giftige, verhängnisvolle Zerſplitterung des beiſpielloſen Krieges von 1914 ſchließlich überdauern wird. Zu dieſen allgemeingültigen Normen gehört auch die ſtillſchweigende Übereinkunft über gewiſſe Grundlinien der Kleidung, die als internationales Recht anerkannt wird. Daran will niemand rütteln. Die Befolgung dieſer Hauptzüge, durch allen ſchnellen Wechſel hindurch, ſoll auch ferner als ein Kennzeichen europäiſcher Ziviliſation angeſehen werden. Wie oft, begegnen ſich auch hier geiſtige und ethiſche Intereſſen mit materiellen; denn im tiefſten Grunde ſind ja beide, richtig verſtanden, gleichberechtigte Ausdrucksformen unſerer aus entſprechenden Elementen gemiſchten Doppelnatur. Der materielle Grund iſt hier der Hinweis, daß einer Bekleidungsinduſtrie, die auf eigenſinnig ſich abſchließende Formen für ein einzelnes Staatengebilde beſchränkt würde, jede Möglichkeit zur Ausfuhr, zur Beteiligung am Warenaustauſch der Völker genommen wäre, wodurch ſie auf eine völlig ſchwankende weltwirtſchaftliche Grundlage geſtellt würde. Darum hat man von vornherein bei der jetzt einſetzenden Strömung den betriebſamen Erfindern und Wortführern einer „nationalen Tracht“ entſchieden abgewinkt. Sie haben ſchon früher nichts als Fehlſchläge zu verzeichnen, von den „altdeutſchen“ Kleiderkünſtlern aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts bis zu den Verfertigern der „Eigenkleider“ vor einigen Jahren.

Aber auch innerhalb des großen internationalen Rah-

mens bleibt übergenug zu tun. Ein anderes ist der Anschluß an Grundgesetze, ein anderes die bedingungslose Unterwerfung unter jede Willkür ihrer Auslegung. Seit Jahrhunderten hat hier die Industrie von Paris eine unumschränkte Herrschaft ausgeübt. Warum? Die Antwort ist nicht leicht zu formulieren. Sie beruht nicht nur auf der unbezweifelbaren hohen natürlichen Begabung der französischen Rasse für alle Dinge des Geschmacks, der künstlerisch-anmutigen Formgebung, sondern zugleich auf der einzigartigen Stellung der Frau im Leben Frankreichs. Man möchte sagen: das Land ist südlich genug, um eine Huldigung vor dem weiblichen Geschlecht, eine Pflege, Schmückung und spielerische Verwöhnung seiner Angehörigen zu zeigen, die nur erhöhte Leidenschaft des Blutes hervorbringt — und es ist auf der anderen Seite wieder nördlich genug, um diese sinnliche Erregtheit des Männervolkes nicht zu der Versklavung der Frau zu treiben, die im Orient regiert, nördlich genug, um der Frau doch auch ihre geistige Selbständigkeit zu wahren. Die Herrschaft des Erotischen führt die Männer nicht zu der Angst, die sich im Haremssystem äußert, sondern zu einer freien, ritterlichen Anbetung des Weibes. Dadurch entstand in Frankreich der Typus der Frau, die Zweck und Sinn ihres Daseins einzig in der höchsten Verfeinerung ihrer Weib-Existenz erblickt — wozu, durchaus nicht allein, aber doch in erster Linie, das auf die Spitze getriebene Raffinement der Kleiderkunst gehört. So konnte Frankreich, mußte das Herz aller seiner Lebenskräfte, die Stadt Paris, die Herrscherin der Weltmode werden.

Aus diesem französischen Frauentypus aber entwickelte sich auch ganz natürlich eine Neigung zu Kleiderformen, die da, wo der Typus nicht in gleicher Art vorhanden war, als fehl am Ort, als sinnlos und oft genug als grotesk erscheinen mußten. Oder auch, noch öfter, als ordinär. Namentlich im letzten Jahrzehnt ward das immer deutlicher spürbar, weil die Pariser Mode es in ihren extravaganten Auswüchsen so toll trieb, daß sich in Frankreich selbst eine Empörung dagegen zu erheben begann. Trotzdem blieb die absolute Herrschaft der Pariser

Modefirmen im Auslande, namentlich bei den deutſchen Nachbarn, beſtehen. Sie war zu feſt begründet, um zu wanken. Niemand wagte, daran zu rütteln. Die Wünſche waren wohl da, aber die Ausſichten auf Erfolg gleich Null. So blieb alles beim alten.

Da kam der Krieg. Und das lange ſchlummernde Beſtreben, die deutſche Induſtrie- und Geſchäftswelt und den deutſchen Geſchmack, ſoweit ſie mit Fragen der Kleidung zu tun haben, von der Tyrannei der Pariſer zu befreien und ſelbſtändig zu machen, fand einen unerwarteten Rückhalt in ſehr realen Notwendigkeiten. Das war gut ſo. Denn in Angelegenheiten äſthetiſcher Werkarbeit kommt man mit dem natürlichen Zwang der Umſtände meiſt weiter als mit Programmen, die aus wohlmeinender Geſinnung entſpringen. Solcher Notwendigkeiten aber gibt es im vorliegenden Falle zwei.

Die eine beſteht in dem Abbruch der Beziehungen zu Paris. Für die Aufgaben der kommenden Frühjahrsmode, die jetzt der Vorbereitung harrt, ſind die gewohnten franzöſiſchen Anregungen einfach nicht vorhanden, und es iſt ſogar mehr als fraglich, ob ſich nach dem Krieg die alte Verbindung ſofort wieder einrenken wird. Aber — und das iſt die zweite reale Notwendigkeit — ſelbſt wenn dies alles anders wäre, würde gerade jetzt für uns das Gebot auftauchen, von der Linie, auf der ſich die Pariſer Mode in jüngſter Zeit mit wachſender Entſchiedenheit bewegte, abzuſchwenken. Das Auffallende und Herausfordernde will zu unſerer heutigen Stimmung und ſicherlich auch zu unſerer Stimmung im kommenden Frühjahr und Sommer durchaus nicht paſſen. Niemand wird es wünſchen, daß unſere Frauen und Mädchen insgeſamt in Sack und Aſche einhergehen. Doch es iſt gar keine Frage, daß eine Neigung zu größerer Einfachheit, zum Zurückdrängen des Individuums einſetzen wird. Und es iſt ebenſo klar, daß man aus einem natürlichen und geſunden Gefühl heraus in ſolchem Beſtreben nicht erſt das Zeichen von der Stelle her abwarten möchte, in der die Ereigniſſe, die jene neuen Stimmungen hervorriefen, ihre Wurzel hatten.

Alſo durchaus nicht lärmender Hypernationalismus,

wie manche Skeptiker glauben, ſondern ein beſtimmter doppelter Zwang, ein äußerer und ein innerer, hat den Ruf nach einer „deutſchen Mode“ erzeugt, will ſagen: nach von früheren irgendwie abbiegenden Formen und Motiven, bei deren Geſtaltung wir auf uns allein angewieſen ſind, und die dadurch ganz von ſelbſt deutſche ſein werden. Dieſer Weg iſt, wie wir eben ſahen, gar nicht etwa in unſer Belieben geſtellt; es iſt vielmehr der einzige, der uns bleibt. Man würde ihn gehen müſſen, ſelbſt wenn man niemals früher die Pariſer Tyrannis in Modedingen für unerträglich und volkswirtſchaftlich für unſagbar ſchädlich gehalten hätte.

Zu der Befreiung von der „Fremdherrſchaft“ gehört vor allem, daß man es endlich wagt, in jedem Falle deutſche Erzeugniſſe auch — als deutſche anzubieten und zu verkaufen. Die Geſchäftsleute wiſſen unglaubliche Beiſpiele von der närriſchen Unſitte des Publikums zu erzählen, das deutſche Waren unbeachtet läßt, ſolange es ihre Herkunft kennt, ſie jedoch mit Vergnügen kauft, wenn ihnen ein ausländiſches Schildchen angeklebt wird, oder wenn ſie, was weit öfter geſchieht, als man ahnt, tatſächlich auf dem Umweg über Paris nach Deutſchland zurückgelangen und ſich nun mit einem Schein von Recht als „aus Frankreich kommend“ bezeichnen dürfen! Wie es maſſenhaft „engliſche Möbel-Kattunſtoffe“ gibt, die im Elſaß hergeſtellt werden, ſo kann man allenthalben auf Strümpfe, auf Kleiderſtoffe, auf Beſatzartikel ſtoßen, die bei uns gefertigt, aber ſofort nach dem Ausland geſandt werden, um dann, von der Vornehmheit der Fremde geweiht, bei uns Abſatz zu finden. Dieſe lächerlichen Zuſtände ſind offenes Geheimnis. Sie führen dazu, daß manche Fabrikanten beſtimmte Waren in Deutſchland ſelbſt gar nicht oder wenigſtens nicht in gleicher Güte und Auswahl in den Handel bringen, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß ſie auf ſo einfachem Wege doch keine Abnehmer finden! Mit ſolchen blöden Verhältniſſen müßte zuerſt aufgeräumt werden, und man darf die Behauptung aufſtellen, daß dies möglich ſein wird. Hat man doch auch zu Beginn des Auguſt 1914 ſchleunigſt und ohne weiteres die widerlichen,

erzwungen fremdländiſchen Firmenſchilder, wie „Café Piccadilly“, „Grand Restaurant Français“, „Union-Bar“, „Modes de Paris“, „Robes et manteaux“, „Dentelles de Bruxelles“, entfernt und erkannt —: es geht auch ſo. Daß ein Krieg kommen mußte, um dieſe Unſitten aus der Welt zu ſchaffen, iſt ſchlimm genug. Das heißt im eigentlichſten Sinne, „mit Kanonen“ nach Spatzen ſchießen. Aber ſei es, wie es ſei, wir nehmen die Beſſerung an, wenn auch das Koloſſalformat des Mittels zu dem Unfug, dem es endlich ein Ziel ſetzte, in gar keinem Verhältnis ſteht.

Dies alſo iſt das erſte: daß wir aus der ſtumpfſinnigen Ausländerei und der verdammenswerten Sklavenhaftigkeit gegenüber der Pariſer Modeherrſchaft einen Ausweg finden und unſer Licht nicht bedientenmäßig unter den Scheffel ſtellen. Und die Befreiung in dieſem Punkte wird zugleich auch unſer Selbſtbewußtſein, unſer Zutrauen zu den eigenen Fähigkeiten in weiterem Umkreiſe ſtärken. Die franzöſiſche Geſchmackskultur können wir uns gewiß nicht ohne weiteres aneignen. Überlieferungen von Jahrhunderten laſſen ſich nicht im Nu einholen. Dennoch läßt ſich vieles vorwärts bringen.

Aber — nun heißt es, die Sache beim rechten Ende anfaſſen! Die Arbeit ſozuſagen nicht von oben, ſondern von unten beginnen. Das bedeutet: nicht beim Äſthetiſchen, ſondern beim Handwerklichen. Oder deutlicher: nicht bei den Künſtlern, bei den Zeichnern, ſondern bei der Induſtrie, bei den Fabrikanten, bei den Schneidern und Putzmachern. Man nennt jetzt eine Reihe begabter und geſchmackvoller Maler, von denen man „Entwürfe erwartet“. Es ſoll ſogar eine Zeitſchrift begründet werden, wo ſie ſich tummeln können. Ich aber frage: Meine Herren, wiſſen Sie mit der Herſtellung der Stoffe und der Zutaten Beſcheid? Und vor allem: Können Sie ſchneidern? Nur dann ſind Sie willkommen! Gelegenheits-Modezeichner werden leicht mehr Unfug als Nutzen ſtiften. Sie werden Koſtüme erfinden, aber keine Kleider.

Wo iſt denn in Frankreich der Urſprung der Modeherrſchaft? Es iſt eigentlich gar nicht Paris, ſondern Lyon, das ſeit vier Jahrhunderten die Hochburg der

Seidenweberei, der Seidenfärberei, -druckerei und -appretur ist. Hier herrscht die unvergleichliche handwerkliche Industrie, die die Herstellung des Materials versteht, aus einem seit den Zeiten Franz' I. gepflegten Gefühl und aus dem damit verbundenen Studium der großartigen Lyoner Seidenstoffsammlungen immer neue Variationen und Nuancen in der Stärke, der Struktur, dem Muster des Stoffes erfindet. Diese Wandlungen geben dann den Pariser Modezeichnern, die wiederum eine ganz auf handwerkliche Überlieferung gestellte Sonderzunft bilden, und den Geschäftsinhabern erst die entscheidenden Anregungen, oder vielmehr aus dem Zusammenarbeiten aller dieser Kräfte entstehen die ewig wechselnden Formen.

In diese Richtung und nur in diese müßte die Sache auch bei uns geleitet werden, wenn sie über die Not des nahenden Winters hinaus fruchtbringend sein soll, was wir doch alle wünschen. Auf solche Weise kann sich dann sehr wohl etwas Positives ergeben. Doch es handelt sich vor allem um die richtige organische Pflege. Man kann nicht eine „deutsche Mode" — d. h. Kleiderformen zugleich von internationaler Gültigkeit und von eigenem Charakter — „bis zum nächsten Donnerstag", wie Bismarck sagte, „schaffen". Aber ihr Werden langsam anbahnen, mit klugem Bedacht die handwerklich-geschmacklichen Fundamente legen und sie tief im Boden verankern, das kann man. Dies Verfahren, aber auch nur dies, würde imstande sein, zunächst jetzt die eiligen Forderungen des Tages zu befriedigen und uns dann im Laufe der Zeit dem höheren Zukunftsziel näher zu führen.

Man unterschätze dabei aber auch nicht unsere Begabung für Dinge des Geschmacks. Die Entwicklung des Kunstgewerbes, der Innenarchitektur, der Zimmerausstattung seit fünfzehn Jahren hat bewiesen, was Deutschland auf diesem Felde zu schaffen imstande ist. Hier ist in eifriger Arbeit eine Gesamtleistung entstanden, die man früher kaum für möglich gehalten hätte. Plötzlich waren in ungeahnter Menge und Stärke Persönlichkeiten zur Stelle, die im Laufe der Zeit eigene Stilformen bildeten, ursprünglich auch von ausländischen Anregungen aus-

gehend, dann aber zur Selbständigkeit erwachend und damit auf natürlichem Wege ohne besondere Betonung zu „deutscher" Art gelangend. Es gab auch hier bis vor kurzem noch Leute, die das nicht anerkennen wollten oder nicht sahen. Gerade in den Kreisen der Höchststehenden und der Aristokratie der Geburt wie des Geldes glaubte man ohne die „französischen Königsstile", ohne englische Möbel und Pariser Tischler nicht auskommen zu können. Das wird sich zweifellos nach dem Kriege gründlich ändern. Und auch in der Mode wird sich ein wesentlicher Umschwung dadurch vollziehen, daß die Kreise der Maßgebenden die blinde Auslandanbetung, wo sie unbegründet ist, fortwerfen werden. Von den Höfen der Fürsten wird es in alle Schichten hinab durchsickern, ganz anders als nach 1870, wo durch die Kaiserin Augusta französische, durch die Kronprinzessin Viktoria englische Neigungen bestehen blieben.

Die deutsche Industrie- und Geschäftswelt wird sich auf diesen Umschwung vorbereiten müssen, indem sie den Zusammenhang mit dem Internationalen nicht aus dem Auge verliert, die Bewegungen des Auslandes belauscht und nutzt, die französischen Kultureinflüsse nicht engherzig ausschaltet, aber in steter Fühlung mit allen diesen Elementen ihre eigenen Fabrikate verfeinert, ihre Leistungskraft anspannt, sich zu ihren Erzeugnissen vor allem auch bekennt und so nach und nach ein gewichtiges Wort nicht nur im Handel mit Bekleidungswaren, sondern auch in ihrer Gestaltung mitspricht. Wir werden dadurch einen vielfachen Vorteil haben: für unsere Geltung auf dem Weltmarkt, für unsere materielle Förderung, für die Prägung nationaler Ausdrucksformen (die uns vielfach noch fehlen) und so für unsere Stellung unter den Völkern. Es handelt sich hier um keine müßige Spielerei, sondern um eine Sache von weittragender Bedeutung. Überspannen wir nichts, fassen wir das Ganze und seine Teile mit höchster Vorsicht an, aber seien wir auch nicht kleinlaut und ohne Zutrauen. Wenn wir so bedacht und behutsam und zielsicher zugleich vorgehen, dürfen wir getrost ein berühmtes Wort des Reichsgründers abwandeln und sagen: „Setzen wir die deutsche Mode nur in den Sattel — reiten wird sie schon können!"

Wir zwei

Öſterreich an Deutſchland

Von

Richard Schaukal

Was wollen uns noch Grenzen, die wir eines
Geworden ſind in dieſem Weltenkriege!
Wie immer es auch werde: unſrer Siege
Beglückendſter bleibt der des Blutvereines.

Nimm, Bruder, zum Gewaffen hier noch meines,
Dieweil ich mich an deine Schulter ſchmiege
Und augenſchließend an der Bruſt dir liege:
Ich hör' dein Herz, dein treues, ſtarkes, reines.

Ich ſchlummere, du wachſt; dann wieder tauſchen
Die Rollen wir, bis beide wir uns heben
Aus kurzer Raſt, in gleichem Schritt zu ſtreben

Vorwärts in unſrer Fahnen ſtarkem Rauſchen.
Und wenn wir deine ganze Welt gewönnen:
Nichts Größres, Gott, haſt du uns gönnen können!

Vor Abend

Skizze von Johannes Höffner

Fräulein von Sommerfeldt hob die geröteten, verschwollenen Augen von dem dicken grauwollenen Soldatenstrumpf und warf einen bekümmerten Blick zu der Exzellenz hinüber. Aber die Generalin saß so aufrecht und gerade wie vorhin im Fenstersessel, die Lippen zusammengepreßt in dem starren Gesicht, den großen erloschenen Blick auf den Baumkronen der stillen Straße, und Malwine seufzte leise und strickte weiter: zwei rechts, zwei links, denn so gab es einen besseren Sitz.

Es war ganz still in dem gepflegten Zimmer mit dem schönen Hausrat alter Tage. An den Wänden schwiegen die Boisserées und blickten ruhevoll nieder; in hundert Jahren hatten sie viel lautes Herzeleid gesehen und wußten, das bitterste Herzeleid ist stumm. Nur die Marmoruhr mit den Alabastersäulen vor dem schwarzen Hintergrunde tickte eilig weiter der fliehenden Zeit nach, die noch weniger still stand als sonst in diesen Septembertagen und doch auch wieder stillstand, kaum merklich sich weiter schleppte mit bleiernen Füßen für die, die warten mußten, warten — warten. —

Aber Frau von Goedecke wartete nicht mehr. Es gab nichts mehr auf der Welt, worauf sie hätte warten können. Nur noch später, in ferner, ferner Zeit, von der man erst den Schatten sah, auf den Tod. Malwine bückte sich tiefer; auf den Tod hatten sie auch all diese Tage gewartet, und der Ruhm, den, wie sie glaubte, das Glück und das Leben in diese stille Wohnung gesandt hatten, als der kaum dreißigjährige Reiteroffizier das Kreuz erhielt, war *sein* Vorbote gewesen.

Die Kaminuhr schlug fünf mit ihrem hellen, zittrigen, hastenden Greisenstimmchen, und am Fenster fuhr die Frau aus ihrer Verlorenheit auf und ging quer durch das Zimmer zum Schreibtisch. Er stand in der Nische unter den

alten Gummibäumen, und auf dem oberen Geſims um das weiße Kreuz herum die vier Bilder ... Die Frau blickte ſie mit totem Geſicht an, ihre Augen blieben leer; ſie ſah nichts, denn das Nichts ſtand in ihrem Leben. Aber dann kam Ausdruck in ihren Blick, und ſie wandte mit der alten, herriſchen Kopfbewegung ihrer ſelbſtgerechten Natur die Stirn gegen den Balkon, und Malwine ſchreckte demütig zuſammen und antwortete auf die ſtumme Frage: „Paul zieht die Fahne ein, Exzellenz.“

„Die Fahne bleibt,“ ſagte die Frau, tunkte die Feder ein und ſchrieb:

Statt jeder beſonderen Meldung.
Es hat Gott gefallen, meinen letzten Sohn
Friedrich Wilhelm von Goedecke,
Oberleutnant und Adjutant im Huſarenregiment Fürſt Blücher von Wahlſtatt abzurufen.
Er fiel vor Châlons für Kaiſer und Reich.
Clementine von Goedecke, geb. Gräfin Ettal.

Sie ſchrieb noch eine Weile, winkte Malwine herbei und ſchob ihr den Schriftſatz zu und die Liſte der Blätter, an die er gehen ſollte, und während Fräulein von Sommerfeldt mit dem Abſchreiben begann, ſah ſie mit Erſtaunen, daß die Exzellenz keins der kleinen Lokalblätter der vielen Garniſonen, in denen der königliche Dienſt die Familie umhergeworfen, vergeſſen hatte; und wieder fragte ſie ſich, wie ſo oft in dieſen dreißig langen Jahren: war Kälte des Herzens oder doch Glut des Gefühls hinter dieſem Wall von Eis verborgen? Seit ſie einmal mit der Frau auf Island geweſen war, war es ihr, als habe ſie den Schlüſſel zu der rätſelhaften Natur ihrer Herrin gefunden, die immer Eis wurde, wenn die Glut am heißeſten brannte. —

Hinter ſich hörte ſie in das Knirſchen ihrer Feder und das Ticken der Uhr das Klappern der langen, elfenbeinernen Nadeln. Die Frau hatte die Patentſtrickerei vorgenommen, und der lange, breite Feldſchal wuchs, wuchs für die Glücklichen, die noch die holde Sonne ſahen, die das Blut noch pochen fühlten im Rauſch des Angriffs, des Siegs, um das Lagerfeuer lagen und in die Flamme träumten ...

Sie duckte ſich erſchrocken; beinahe wäre eine Träne auf das Papier gefallen und hätte die Schrift verwiſcht. Aber auf einmal empörte ſie das ſeelenloſe, geſchwätzige Klappern des Elfenbeins; ſie hätte die Frau rütteln mögen, ſie bei den Schultern packen: Weine doch, ſchreie doch, winde dich doch im Schmerz, der dich anders anpackt als ſanftere Naturen — ſei doch ein Menſch, kein ſtarrer Stein! —

Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie dazu kam, ſo rebelliſche Dinge zu denken. Gewiß hatte das Unglück in der Schillſtraße ſie ſo rebelliſch gemacht. Zu verzweifelt hatte ſie an den Toten denken müſſen, den ſie aufgezogen hatte — ja, bei ihr hatte er Wärme und Liebe gefunden — an ſein wehendes blondes Haar, ſeine warmen, vertrauensvollen Kinderhände.

Sie fühlte, wie der Unwille in ihr aufſtieg gegen die Frau, die da ſaß, das ſchwarze Spitzentuch in der gewohnten Anordnung auf dem peinlich gezogenen weißen Scheitel — auf einmal fiel ihr ein, wie früh die Generalin grau geworden war — die Züge ſtarr, der Mund zuſammengepreßt: das war das Geſicht, aus dem die Seele ausgelöſcht war, das nur noch den zufälligen und ererbten Adel der Form bewahrte, das den Mann in den Tod gejagt hatte. Er war jung geblieben trotz ſeiner Jahre, eine unverwüſtliche Natur — in allem. Noch lebte in ihrer Altmädchenſeele die Erinnerung an den Augenblick, der ſie in das Innerſte dieſer urſprünglichen Natur hatte blicken laſſen — noch eine jener furchtbaren Szenen, in denen er tobte, ſie immer ſtarrer und eiſiger ward. Er lag mit dem Kopf auf dem Tiſch in dem dunklen Zimmer, die Frau hatte ſich eingeſchloſſen, und ſie trat zaghaft ein wegen einer wichtigen Frage — da ſtöhnte der Mann, griff im Dunkel nach ihrer Hand und preßte ſie: „Malwine, nie habe ich eine geliebt als ſie ... und immer ſie iſt es, die ich ſuche ... bei den anderen ...“

Sie ſtand ſtumm und fühlte den heißen Lebensſtrom ein einziges Mal an ihr abſeitiges Daſein branden, und am anderen Morgen war alles wie ſonſt. Aber dieſer Augenblick fiel in ihres Herzens Tiefe wie ein Stein.

Sie hatten beide zu ſpät geheiratet; ſie wuchſen nicht mehr zuſammen.

Dann war er tot. Jagdunfall —. Die Jungen waren groß. Der Älteſte blieb in China. Dann kam der Tag, an dem der zweite nach Südweſt ging, im Unfrieden mit der Mutter. Sie hatten alle drei des Vaters heißes Blut und auch alle das Herzliche, Frohe, Triebhafte, das den Vater ſo liebenswert machte. Zu heißes Blut, zu heißes Blut. Sie taugten nicht für Friedensſoldaten.

Im Frühling war er gegangen; im Winter kam ſie an einem klaren Tag mit Paketen aus der Stadt, da ſah ſie einen hohen Offizier im Federbuſch aus der Haustür treten — ſie hielt ſich am nächſten Vorgartengitter der Villenſtraße, alle Päckchen fielen ihr hin, ein junger Herr, der vorbeikam, ſammelte ſie ihr liebenswürdig auf — ſie wußte ſchon alles.

Schuß in den Leib; fünf Stunden hatte er im glühenden Sand der Kalahari gelegen; ſie fanden ihn, weil die Geier an der Stelle in immer dichteren Kreiſen zogen und in immer niedrigeren — er lebte noch. Auf dem Transport verſtarb er.

Und jetzt der letzte. Und ſie mußte wieder an die Schillſtraße denken, und das Herz drehte ſich ihr um. —

Sie war fertig und faltete die Bogen, ſchob ſie in die Umſchläge, klebte die Marken, jede peinlich genau in die Ecke und klingelte.

Die Nadeln klapperten, die Dämmerung fiel; die Mutter ſaß ſtumm und ſtarr.

Fräulein von Sommerfeldt griff nach dem Soldatenſtrumpf.

Es wurde dunkler.

Das alte Mädchen grübelte weiter an dieſen Naturen herum, die ihr einfacher Geiſt angſtvoll abtaſtete und doch ihr Maß nicht fand. Sie war auch aus einer alten Soldatenfamilie, preußiſcher Kommiß, anſtändiger Durchſchnitt. Sie war mit ſehr feſtſtehenden Grundſätzen ins Leben getreten, aber das Leben hatte ihr manches abgebröckelt — als wenn Grundſätze allein doch nicht immer die wahren

Fundamente wären. Frau von Goedecke hatte sicher Grundsätze, nach denen sie lebte, und rühmliche Grundsätze.

Vielleicht kam es nicht so auf Grundsätze an als auf ein tiefes Herz.

⁂ ⁂ ⁂

Es war ganz dunkel geworden. Die Nadeln klapperten automatisch und immer schneller, als müßten beide Frauen ihren Gedanken entfliehen und als wären die Gedanken ihnen hart auf den Fersen. —

Da fuhr Malwine zusammen. Eine zersprungene, wehe, klanglose Stimme war in dem toten Zimmer. Das Elfenbein klappte nicht mehr, die Strickerei lag auf dem Teppich. Die Stimme sprach nicht zu ihr, sie klagte in eine Leere hinein: nichts übrig von allen vieren, nichts.

Fräulein von Sommerfeldt weinte auf. Erst waren drei da von dem einen, dann zwei, dann einer:

Ach, wie warst du reich und hast es nicht gewußt!

Ach, wie bist du arm, und weißt es, wie arm du bist! —

Die spröde Stimme sprach weiter in ihrem klanglosen Flüstern: „Mit Ehren gestorben. Und verweht wie der Sand am Meer ...“

Frau von Goedecke griff mit den festen langen Händen um Malwines Arm. „Warum hat er nicht geheiratet, Malwine?“

Ihr Flüstern erstickte in einem trockenen Versagen, aber das alte Mädchen fühlte die Hände um ihren Arm zittern.

Ihr Herz schlug hoch; etwas stieg darin wie eine Flut. Sie hatte auf einmal Mut wie nie im Leben.

Sie rückte ihren Stuhl näher und umfaßte die Knie der Frau. Das verblühte Gesicht in ihrem Schoß flüsterte sie: „Liebe gnädige Frau ... er lebt weiter ... er hat ein Kind.“

Sie richtete die errötete faltige Stirn zu dem reinen, strengen Gesicht über sich auf.

Sie sprach hastig: „Es ist ein anständiges Mädchen, eine Wachtmeisterstochter ... sie war Volksschullehrerin. Er kannte sie sieben Jahre ... Es ist ein Junge, Exzellenz, und die Mutter ist schwer krank.“ Sie sprang auf, stürzte

aus der Tür, warf das erſte beſte um, was auf der Diele hing, lief die Treppe hinab, rief ein Auto an.

Hinter ihr blieb die Frau zurück mit dem Ausdruck von Abwehr auf der klaren Stirn, dem harten Zug um den feinen Mund mit den tiefen Winkeln, mit dieſem Geſicht, das ſie alle vier gekannt hatten, die nun tot waren, der eine und die andern drei. Und ſo ſaß ſie noch ſtarr und ſtumm, als die Tür aufging und die Sommerfeldt etwas vor ſich her über die Schwelle ſchob, es auf ſie zuführte.

Sie winkte ablehnend mit der Hand und wollte etwas ſagen. Da flammte das elektriſche Licht auf, und durch die Frau ging es wie ein Schlag — ein Knabe ſtand unter der Krone, ſchmal und ſchlank, groß für ſein Alter, den linken Fuß vorgeſtellt, die großen, dunkelgrauen Augen voll Erſtaunen auf ihr, die Linke mit der charakteriſtiſchen Bewegung des Toten erhoben. — Ach! Leben von ſeinem Leben! —

Fünfundzwanzig Jahr ſtürzten zurück in den Abgrund der Zeit, die Frau lag in den Knien und fühlte in den Armen den warmen lebendigen Körper ihres Kindes. Sie drückt ihr Geſicht in den grauen Kittel, und die weinende Malwine ſah durch den Schleier vor ihren Augen hindurch, wie an der edlen Linie der alternden Wange entlang die erſte erlöſende Träne rann.

Ich bin mit dir zuſammen . . .

Nun laſſ' ich niedergleiten,
Was dich und mich getrennt.
Es gibt nur mehr das Leiden,
Das uns im Herzen brennt.

Ich bin mit dir zuſammen —
Gelöſt iſt alle Pein,
In dieſe weißen Flammen
Senk' ich mein Leben ein.

Toni Schwabe

Hetty
Gemälde von Hanns Pellar

Hanns Pellar

Von Ludwig Sternaux

Nach einem alten Sprichwort sind Träume Schäume. Das Sprichwort ist hart. Es streicht damit aus unserem Leben kurz und bündig etwas weg, was vielleicht zu seinem kostbarsten Besitztum gehört, zu einem Besitztum, dessen Wert schon allein deshalb nicht in nackten Worten wiederzugeben ist, weil unsere Ausdrucksmöglichkeiten gegenüber dem Unwirklichen, dem Überirdischen, dem über Qual und Rausch des Alltags triumphierenden Wesen der Träume versagen. Das Sprichwort ist natürlich wahr, aber es ist auch töricht, wie Wahrheiten oft töricht sind.

Was soll die Kunst mit solch einer Wahrheit anfangen? Künstler werden sie nie verstehen, und da wir Menschen, wenn wir träumen, alle Künstler sind, so dürfen wir uns wohl mit nachsichtigem und zugleich wissendem Lächeln ihnen anschließen. Was wäre unser Leben ohne den Traum? Fraglos birgt auch die Wirklichkeit wundervolle Landschaften und Erlebnisse. Aber was sind sie gegen die Landschaften und Erlebnisse unserer Seele, denen kein harter und spröder Begriff willkürliche Grenzen setzt? Und wenn wir solch eine Landschaft, die unsere leiblichen Augen mit Schauern des Entzückens überflutete, solch ein Erlebnis der holden Erdgebundenheit, in dem all unsere Sinne mit jähem Feuer fieberten, in verständlichen Vergleichen für uns oder andere festlegen wollen, sagen wir da nicht, der Arme wie der Reiche, das Kind wie der zu vollem Leben Erwachte: es war schön wie ein Traum?

Der Traum ist das Maß aller Dinge. Er ist es, weil er die letzte Vergleichsmöglichkeit bietet, wenn etwas über unseren Verstand und die Begriffe unseres Verstandes geht. Denn der Traum macht uns nicht nur zu Künstlern, zu Dichtern, Malern und jenen anderen, deren begnadete Hände den unwirklichen Gestalten ihrer Phantasie ein neues

Leben in Stein und Bronze verleihen, der Traum macht uns zu Göttern.

Träume sind keine Schäume. Gewiß zerreißt der wache Traum, wenn das laute Leben Anteilnahme fordernd mit irgendeiner Trivialität dazwischentritt, gewiß zergeht der nächtliche Traum des Schlafenden beim Dämmern des Morgens in ein wesenloses Nichts, zerrinnt gestaltlos wie die Welle des Meeres am Strande, und übrig bleibt ein flockiger Schaum, den der herbe Wind zerbläst ... tausendmal Ja! Aber die Erinnerung daran bleibt, und die Macht dieser Erinnerung ist so groß, daß wir trotz aller Vernunft immer wieder in stillen Stunden uns der Süßigkeit des Träumens hingeben, daß unser Hirn im Schlafe willenlos immer wieder dies seltsam eigenherrliche zweite Leben zu leben beginnt, in dem wir mühelos über den Dingen schweben, die uns sonst durch ihre Erdenschwere grauenhaft fesseln.

Nichts ist miteinander so tief verwandt als die Kunst dem Traume. Nicht das Kind der Mutter, nicht die Frucht dem Baume, nicht das Land dem Meere, das es unaufhörlich schmeichlerisch bespült. Getrennt sind es verschiedene Dinge, die nichts, aber auch gar nichts mehr miteinander zu tun haben: zwei Wesen, die selbständig denken, zwei Dinge, die jedes für sich eine Einheit bilden, zwei Stoffe, die sich wesensfremd sind. Kunst und Traum dagegen sind nie zu trennen, eines zehrt vom anderen, über Jahrtausende hinweg greifen diese beiden innig ineinander über, und der Traum des ägyptischen Bildhauers, aus dem heraus er dem spröden Stein, in dem er eine Königin schuf, ein rätselhaftes Lächeln verlieh, zwingt uns noch heute tiefbeglücktes Staunen in die starren Augen. Und wie dieser Künstler, der zu einer Zeit lebte, für die uns unsere Zeitrechnung kaum noch die Begriffe liefert, ein Träumer war, so waren es alle echten Künstler nach ihm, so ist es noch heute jeder echte Künstler.

Man hat mich beauftragt, über den jungen Maler Hanns Pellar zu schreiben, und ich schreibe über das Wesen der Träume. Das erscheint auf den ersten Blick befremdend. Aber es gibt im Grunde nichts, was näher läge und was

Der Künstler
in seinem Atelier

Im Park

Gemälde von Hanns Pellar

etwa bei einer Abhandlung über Böcklin oder Schwind auch nicht das leiſeſte Erſtaunen hervorrufen würde. Schon ein flüchtiges Durchblättern der Bilder, die meine Zeilen hier begleiten, wird mein Tun rechtfertigen. Denn ſind nicht alle dieſe Bilder mit Ausnahme der Bildniſſe — und auch für dieſe kommt es in gewiſſem Sinne noch in Betracht — ſchöne, ſeltſame, bildgewordene Träume? Zuſtände unſerer Seele, wie ſie uns in flüchtiger Ekſtaſe erſchütterten, wenn wir im Abendgrauen durch die Gärten toter Könige wanderten, wie wir ſie leſend bei der einſamen Arbeitslampe oft genug in rückſchauender Erinnerung durchkoſteten, wie ſie der ſchwingende Hauch eines erleſenen Parfüms, das Lächeln einer ſchönen Frau, das Kniſtern eines ſeidenen Kleides, das jähe Stürzen fremder Sterne über einen geheimnisvollen Himmel hin vor uns aufbauten ... ferne Träume eines wundervollen Rokoko?

Das ſind ſie, Träume eines Rokoko, das den Glanz und Schimmer abgelebter Zeiten trägt, aber von den Empfindungen unſerer modernen Zeit durchglutet iſt, eines Rokoko, wie es in den ſchwülen und doch ſeltſam kalten Verſen der „Fêtes galantes“ des Paul Verlaine lebt. Kein Abklatſch eines Geweſenen und keine bloße Kuliſſe, nicht der billige Trödel mehr oder weniger ſtilgerechter Koſtümfeſte. Die beſaßen wir in der Dichtung wie in der Malerei bereits bis zum Überdruß, und trotzdem die Zeit und der fortſchreitende Geſchmack mit ſolch wohlfeilem Plunder ganz von ſelbſt aufräumen, ſtoßen wir hier und da noch heute oft genug auf jene winzigen, minutiös ausgeführten „Kabinettſtücke“, deren Verlogenheit der protzige Goldrahmen noch unangenehmer hervortreten läßt. Wir ſehen in dieſen wohl eine vergangene Zeit, aber wir ſehen ſie nicht durch das Medium eines künſtleriſchen Erlebniſſes, nicht verklärt und beſeelt, wie etwa das Echo einen harten Klang im Hin- und Herſchwingen über Berg und Tal abſchwächt und adelt; und wir Menſchen von heute wollen in der Kunſt doch ſtofflich nicht mehr das Unmittelbare, ſondern das Mittelbare, wir wollen den Schmelz und die Patina, wir wollen das Helldunkel und das Echo, wir wollen nicht die Dinge ſelbſt, ſondern den Traum der Dinge.

Echo du temps passé ... es klingt aus dieſes Verlaine lächelnden Verſen ſeiner „Galanten Feſte“, dieſen bunten und boshaften, wonnigen und verführeriſchen Wortreihen, in denen die Zeit des Rokoko nachempfunden überzeugender lebt als in tauſendundein üppigen Memoiren der Zeit ſelbſt, es klingt für uns Kinder einer ſonderbaren Zeit ſonderbar und anmutig in Schnitzlers „Anatol“ auf, und es klingt nun wieder an unſere bezauberten Sinne aus jenen Bildern hervor, die der Wiener Hanns Pellar ſeit einigen Jahren in verſchwenderiſcher Fülle vor uns hinſtellt.

Neben Pellar malen augenblicklich, allein in Deutſchland, ſicherlich viele, viele Maler Rokokobilder. Neben Liebermann malen auch andere die Nordſee, neben Ludwig von Hofmanns ſchönen Idealgeſtalten aus einer beſſeren Welt macht ſich die aufdringliche Symbolik der Allerjüngſten verrenkt, verzerrt, lächerlich und ſinnlos breit; und von den unzähligen Blumenſtilleben, die den Kunſtmarkt überſchwemmen, kehrt man mit reinem Behagen doch immer wieder zu Curt Herrmanns in Glut und Farbe getauchten eigenwilligen Bildern zurück, trotzdem die Deutlichkeit der anderen viel eher zu botaniſchen Studien anregen könnte. Aber dieſe Sonderſtellung, die die neuere Kunſtgeſchichte den nur zufällig als Beiſpiele angeführten Liebermann, Hofmann und Herrmann ſchon ſo gut wie unbeſtritten zugebilligt hat, bedarf bei einem ſo jungen Künſtler wie Pellar noch der Begründung. Sie mag, ſo ſehr ſie einzelnen ſchon trotz dieſer Jugend geſichert erſcheint, bei anderen auf Ablehnung, zumindeſt auf befremdetes Erſtaunen ſtoßen. Dieſe Mißtrauiſchen umzuſtimmen, dem Unbekannten neue Liebhaber und Bewunderer ſeiner Kunſt zu gewinnen und für das hier geäußerte Urteil Zuſtimmung und Anerkennung zu erringen, iſt die Aufgabe dieſer Zeilen. Gibt es eine ſchönere?

Hanns Pellar, der jetzt in Darmſtadt lebt, iſt Wiener. Wer ihn verſtehen will, muß das berückſichtigen. Wien hat unſere Literatur in den letzten Jahrzehnten mit einer Fülle neuer Geſichter beſchenkt, die faſt alle in unſer Schrifttum jene weiche, elegante Note brachten, die der weichen, eleganten Luft der alten Donauſtadt entſpricht. Viel alte

Gang zum Liebestempel
Gemälde
von Hanns Pellar

Gemälde
von Hanns Pellar

Kultur, viel alter Reichtum reichten hier den dekadenten Einflüssen aus Frankreich und Italien die Hand, und die Dichtungen Hofmannsthals und Schnitzlers sind vielleicht die vollendetsten Ergebnisse dieser Mischung. Vieles von dem, was diese beiden in gewissem Sinne schön und reich in Worten gesagt haben, ist in den Bildern Pellars wiederzufinden, so sehr sich dieser auch in München von der starken Vitalität Stucks, dessen Schüler er gewesen ist, hat beeinflussen lassen, so sehr er sich dann auch zuletzt in Darmstadt, besonders auf dem Gebiet des Bildnisses, selbständig weiter entwickelt hat. Die ausgesprochen wienerische Kunst Gustav Klimts, den Hermann Bahr nicht so geistreich wie sonst den größten Maler aller Zeiten genannt hat, und dessen verführerische Wirkung auf einen großen Teil der künstlerisch schaffenden Jugend wohl nur der ähnelt, die zu ihrer Zeit die verruchten Romane des Huysman und der „Dorian Gray" Oskar Wildes ausgeübt haben, spukt auch bei Pellar, zumal in seinen frühen Bildern. Seine Hintergründe schillern oft genau so farbenprächtig und bizarr wie die des Wieners, wie jener komponiert er pretiös den Namen des Bildes und seinen eigenen als ein Ornament in diesen Hintergrund hinein und setzt so, Nachfahr und Erbe, die Linie fort, die Whistler, Beardsley und Toulouse-Lautrec begannen. Aber weder dies Erbteil noch das gelegentliche, sogar sehr reizvolle Zurückgreifen auf Klimt knechteten ihn. Was er übernahm, blieben Äußerlichkeiten, die sein starkes künstlerisches Naturell mühelos gebändigt, zum Teil besiegt hat, und deren er sich jetzt, seiner eigenen Kraft bewußt, kokett bedient, wie eine schöne Frau ihren eigenen Reiz zuweilen durch ein Schönheitspflästerchen noch mehr betont ...

Bestimmenden Einfluß hat erst in München Franz von Stuck auf ihn ausgeübt, einen Einfluß jedenfalls, der auffälliger zutage tritt, als der, den Klimt und die fade Süßigkeit der Wiener Kunst auf ihn gehabt haben. Ihn deshalb einen Stuck-Schüler zu nennen, wie es hier und da getan wird, ist viel zu weit gegangen. Pellar hat von Stuck zweifellos viel gelernt, und: wäre das ein richtiger Meister, der seinen Schüler nicht etwas Ordentliches lehrte? Aber selbst wenn er einen Faun so „stuckmäßig" hinwirft, wie in der Pastell-

ſtudie zu ſeinem großen und frühen Wandgemälde „Ringeltanz“, ſo verrät doch das ausgeführte Bild, das jetzt ein Muſikzimmer im Haus Waldthauſen in Eſſen ſchmückt, wie ſehr er in phantaſtiſcher Zierlichkeit und Delikateſſe die Unabhängigkeit von ſeinem Lehrer betont: vielleicht hätte er dieſen Faun und das ganze ſagenhafte Waldgeſindel, das oft auf ſeinen Bildern auftaucht, ohne Stuck nicht ſo malen können; vielleicht oder ſogar ſicher hätte aber Stuck ſeinerſeits nicht dieſe ganz entzückenden Rokokodamen und -herren in einem ſo reizend geſchwungenen Reigen dazufügen können, wie es Pellar dann, den Walzertakt der ſchönen blauen Donau im Blut, getan hat. Stuck, dem Bauern mit dem welſchen Einſchlag, liegt eben der robuſte Kampf, dem Wiener Pellar der graziöſe Tanz. Man ſollte es, beſonders nach Pellars Bildern aus den reichen Jahren 1912 und 1913, vermeiden, das Schlagwort Stuck-Schüler weiterhin in Umlauf zu halten. Es ſchadet Pellar nicht, aber es könnte den, der es anwendet, diskreditieren.

Es gibt gerade in dieſer Hinſicht noch mehr der Unterſchiede zwiſchen Stuck und Pellar. Stuck iſt ein üppiger Phantaſt, voll ſüdlichen Empfindens, der auch vor den ſtärkſten Effekten nicht zurückſchreckt, der, wenn er beiſpielsweiſe von Liebe ſpricht, dieſe recht handgreiflich ſchildert. Pellar iſt ein zarter deutſcher Träumer, er gibt in ſeinen Bildern nicht die Dinge ſelbſt, ſondern den traumhaften Abglanz dieſer Dinge. Da ich bei Stuck von Liebe ſprach, ſo ſeien hier zu augenfälligem Vergleich Pellars „Sinnliche Nacht“ und „Gang zum Liebestempel“ genannt. Stuck hätte dieſe Themen klipp und klar geſchildert, Pellar wird zum Dichter. Er ſymboliſiert. Er beſeelt ſelbſt die in flutendem Mondlicht liegende weiße Marmortreppe, er beſeelt die dunklen Bosketts, er beſeelt den unendlichen Himmel, an dem jeder Stern Liebesinbrunſt atmet, und ferne Brunnen, die das Bild gar nicht zeigt, deren ſtetes Rauſchen man jedoch geradezu körperlich ſpürt, geben die Melodie einer ſchwülen Nacht. Die maskierten Geſtalten, die über die Treppe huſchen, ſich ſehnſüchtig in dem Schatten der Büſche umfangen, ſind nur Staffage. Was Stuck zur Hauptſache gemacht hätte, die Perſonen,

Gemälde
von Hanns Pellar

Großherzogin
Eleonore von Hessen

Gemälde
von Hanns Pellar

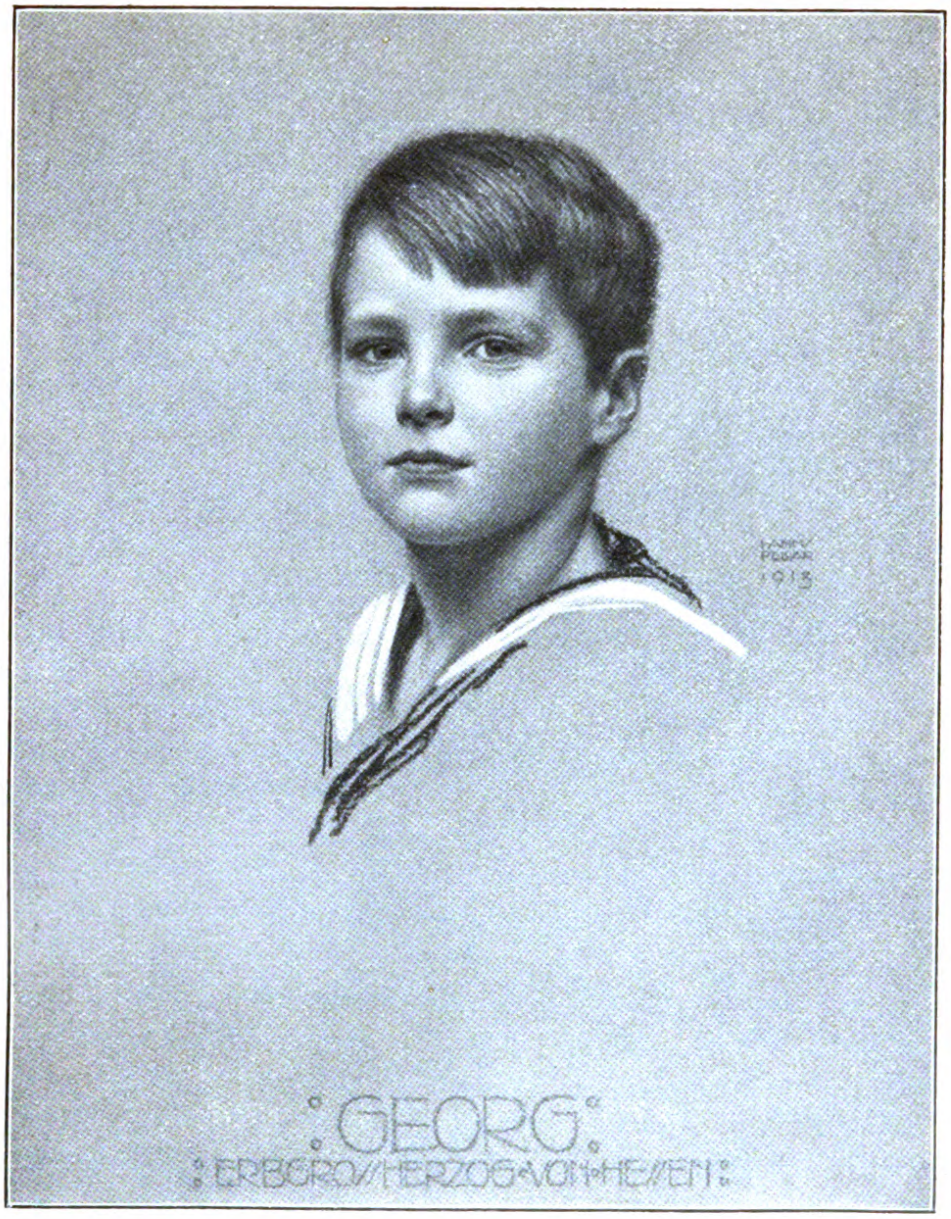
ist bei Pellar Nebensache; was er sagen wollte, sagte er bereits durch das Landschaftliche. So paradox es klingen mag, gerade in dieser „Sinnlichen Nacht“ ist Pellar ganz deutsch, ganz der verzückte Eichendorff, der im Mondschein einer hellen Sommernacht Zauberschlösser und Märchengärten liegen sieht. Diese deutsche Innigkeit, die bei ihm Hand in Hand geht mit einer blühenden Fabulierkunst, tritt immer wieder bei Pellar hervor. Man sehe sich daraufhin nur die entzückende kleine Edith, das reizende Bild „Im Park“ und das dekorative Wandgemälde aus dem Hause Herzberg in Essen, den „Tanz mit dem Faun“, an. Der Russe Konstantin Somoff, der Schweizer Karl Walser, denen beiden Pellar besonders in seinen mondänen Bildern wesensverwandt ist, haben diese Note nicht, so sehr sich auch gerade Walser bemüht, sie gelegentlich zu treffen. Das ist es ja, was Pellar selbst in seinen kältesten Bildern noch so auszeichnet, diese Wärme der Empfindung. Selbst unter den starren Brokatkleidern seiner Herzoginnen schlägt ein Herz, selbst unter den kühl geschwungenen Augenbrauen seiner Rokokodamen loht ein heißer Blick. Die Somoff und Walser malen Puppen. Aber hat das Rokoko nur Puppen hervorgebracht, nur diese Geschöpfe der Erotik, die in der Befriedigung immer ein und desselben Triebs die Aufgabe eines Lebens sehen? Kaum. In den Landschaften und Szenen, die Pellar aufbaut, blüht aber immer irgendwo die blaue Blume der Romantik ...

Das Verblüffende an Pellar ist immer wieder, wie er die Komödien unserer Tage, die Spiele unserer Seele in das Gewand einer toten Zeit zu kleiden weiß. Er illustriert nicht die Memoiren eines Faublas oder Lauzun und hat überhaupt nicht wie Walser und Somoff den Ehrgeiz, mit den Gravelot, Eisen und Boucher des Rokoko zu konkurrieren. Der junge Hofmannsthal sagt einmal im Prolog zu jenem „Anatol“ des Dichters Schnitzler:

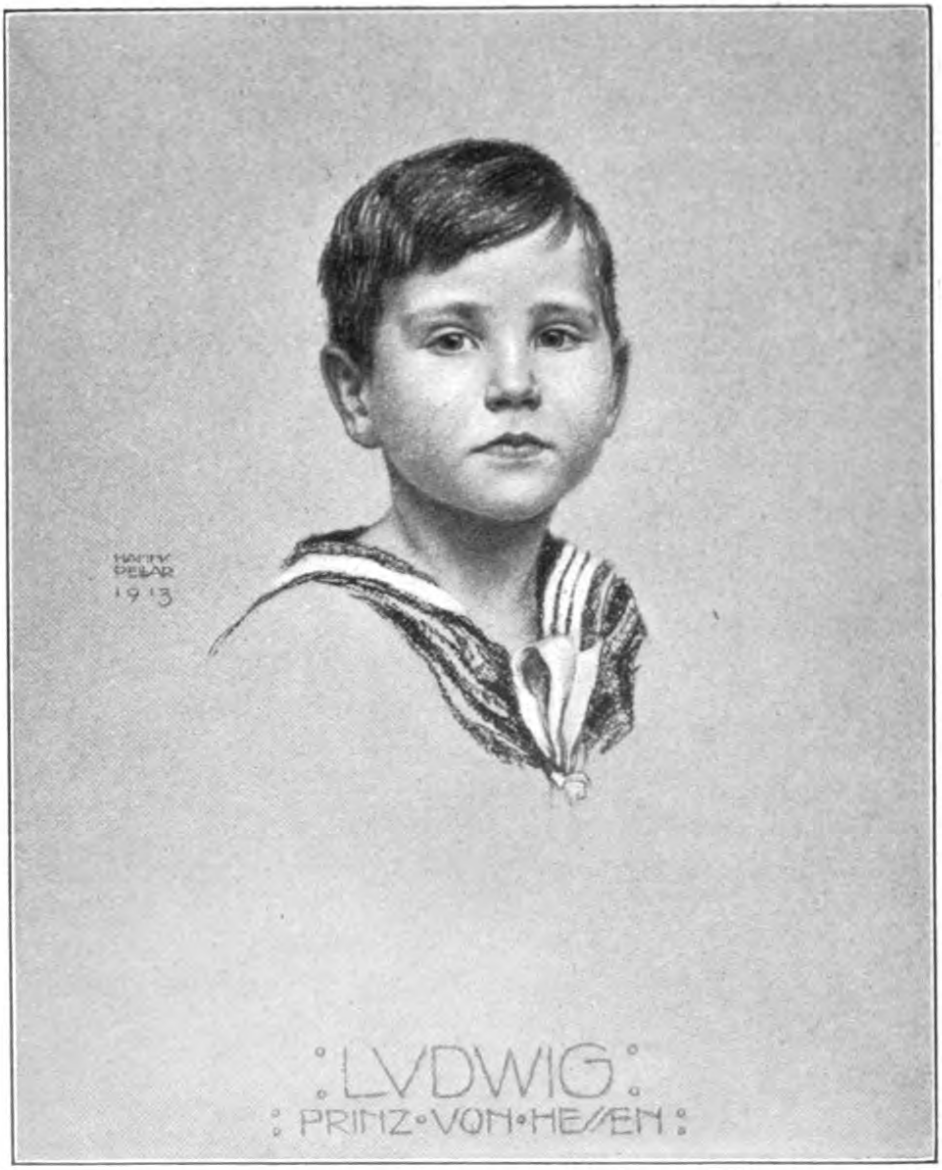
„Also spielen wir Theater,
Spielen unsere eignen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie unserer Seele,

Unſres Fühlens Heut und Geſtern,
Böſer Dinge hübſche Formel,
Glatte Werke, bunte Bilder,
Halbes, heimliches Empfinden,
Agonien, Epiſoden ..."

Dieſe ſpieleriſchen Worte treffen das, was Pellar gibt und geben will, im Kernpunkt. In den reizenden Kuliſſen, die er aufbaut, ſpielen wir unſere eigenen Stücke, träumen wir unſere Träume, leben wir unſer Leben. In alten Schlöſſern gibt es Spiegel, die aus lauter kleinen Spiegeln beſtehen. In ſolch einem Spiegel fängt Pellar das alles auf; und unverſehens wird da die kapriziöſe Hetty, die vielleicht in knappem engliſchem Schneiderkleid, in kleinem Hut und modernem Pelzwerk hineinſchaut, zu einem merkwürdig ſtiliſierten Dämchen des „ancien régime" in Topfhut, Jabot und Rieſenmuff, nur das Geſichtel bleibt dasſelbe; wird die Yvette irgendeines Kabaretts zu einer ſtolzen, volksfremden Herzogin im Brokatfrack, deren dunkle Augen fremd und kühl über alles hingleiten, was nicht zu ihrer Sphäre gehört; wird der Flirt auf einer ſommerlichen Veranda zum Ringelreihn in einem verwunſchenen Schloßgarten; wird das Liebesgetändel in einem modernen Balllokal, auf einer Redoute, zu jenen beiden ſchwülen, eindeutigen Bildern „Gang zum Liebestempel" und „Zur Redoute". Gerade dieſe beiden Gemälde, von denen eines dieſe Zeilen begleitet, von denen das andere vor kurzer Zeit in Velhagen & Klaſings Monatsheften abgebildet war, geben im Verein mit einer „Loge", die ſich im Beſitz des Großherzogs von Heſſen befindet, vielleicht am beſten den Pellar, der dem Ruſſen Somoff durchaus ebenbürtig iſt. Somoffs Frauengeſtalten ſind, wie ſchon vorher kurz angedeutet, eigentlich immer recht dumme Geſchöpfe. Sie wandeln weder anders gekleidet durch unſere Tage, noch haben ſie vermutlich in dieſer Aufmachung ausſchließlich das Rokoko beglückt. Pellars Frauen ſind kluge und raffinierte Luxusgeſchöpfe unſerer Zeit, die um Gut und Böſe gleichviel wiſſen und ſicher ſehr ſchöne und teure Parfüms bevorzugen, Frauen, um deren Mundwinkel ſüße Ge-



Gemälde von Hanns Pellar



Gemälde
von Hanns Pellar

heimnisse lächeln und die mit einem Zucken der fein gezeichneten Augenbrauen Qual und Rausch verhängen können. Es sind Siegerinnen auf den Wegen des Lebens, es sind Weltdamen in einem Kostüm und einer Umgebung, die beide ihrem Gefühlsleben am meisten und restlos entsprechen.

Pellar liebt diese Frauen. Mit hingebender Liebe schafft er ihnen den Rahmen, der ihrer Kostbarkeit gebührt: er stellt sie vor Hintergründe, deren grünlichen Onyxglanz er noch durch starre, mosaikähnliche Ornamente erhöht; er stellt sie vor einen schweigenden Sternenhimmel, vor dem die Blässe ihres Gesichts und ihrer Schultern noch blasser und verlockender wirkt; er stellt sie in den Prunk einer purpurnen Loge, er hüllt sie in Seide und Spitzen, behängt sie mit fabelhaften Geschmeiden und bannt das verwirrende Spiel ihrer Kleider in rätselhafte Linien, die oft geradezu hierarchisch wirken. Kein Stoff und keine Linie sind ihm kostbar genug, und die Fülle und Glut seiner Farben spiegeln denn auch das, was er in farbentrunkenen Künstlerträumen ersehnt, ebenso farbentrunken wider. Und wie bezeichnend ist es, daß er diesen vielgeliebten Gestalten mit Vorliebe als Begleiter die schillernden Pfauen und die gravitätischen Kakadus und die grotesken Zwergäffchen gibt!

Überhaupt liegt über seinen Bildern oft gleich einem dünnen Schleier ein feiner Hauch der Ironie. Es sind nicht nur Schmeicheleien, die dieser mondäne Frauenlob den begierig Lauschenden in die kleinen Ohren raunt, es sind auch Bosheiten dabei und kleine Scherze. Die stilisierte Aufmachung der reizenden Hetty zum Beispiel ist zu sehr betont, als daß sie des Künstlers voller Ernst sein könnte, und auch hier berührt sich Pellar wieder aufs engste mit der ironischen Note der Verlaineschen „Fêtes galantes". Der deutsche Humor, der letzten Endes in den Finessen eines Treibhauskultur instinktiv sofort den nahen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen wittert, regt sich auch in dem Künstler. Von der übertriebenen Ehrfurcht, mit der dieser etwa die Tänzerin Tortola Valencia gemalt hat, ein Bild, um dessen Schönheit fast die süße Dämmerung eines Gottesdienstes schwingt, bis zu dem köstlichen Capriccio „Im Kabarett" ist eben dieser Schritt vom Er-

habenen zum Lächerlichen: von der Feierlichkeit dieses Rauschtanzes der Tortola Valencia erholt sich sein Künstlerhumor in dem lustigen Grinsen der schwarzen Diseuse, und daß er dies kleine Scheusal vor einen ähnlich kostbaren Hintergrund stellt wie den Liebling Hetty, deutet wohl auf eine Art Selbstironie, die ja jeder Künstler haben muß, der sich von seinen kostspieligen Träumen einmal im Einfach-Menschlichen erholen will.

Diese und ähnliche Bilder hatten Pellar bereits bekannt gemacht, als er München verließ, um nach Darmstadt überzusiedeln. Hier entfaltete sich seine eigenwillige Kunst immer prächtiger. Die Fähigkeit, seelische Stimmungen in dem pikanten Lächeln eines roten Frauenmundes, in dem Schwung der Augenbrauen, im Versteckspiel der Augen zum Ausdruck zu bringen, oft allerdings mehr spielerisch gehandhabt als seriös, reifte hier zu einer Bildniskunst hohen Ranges. Aufträge des Großherzogs mögen ihm den Weg gewiesen und gedeutet haben, auf dem er sich bisher nur traumwandlerisch bewegte. Aber zu welcher Sicherheit des Ausdrucks er nun vorgeschritten ist, das beweist, neben den Porträts des Großherzogs und der Großherzogin, vor allem die ganz wundervolle Studie zum Bildnis der Gräfin Limburg-Stirum. Hier feiert die andeutende Linienkunst Pellars, wenn sie auch wieder flüchtig an Klimt denken läßt, ihre höchsten Triumphe. Und doch war es eigentlich von der Zartheit der Kinderbilder zu der überfeinen Erscheinung dieser Frauengestalt nur ein Schritt. Diese Kinderbilder haben einen ganz merkwürdigen Reiz. Bis auf das entzückende Kleinmädchenbild „Edith", das uns in der hier besonders graziös wirkenden Aufmachung des Rokoko erscheint, sind es reine Porträts. Das Stilisierte tritt völlig zurück, und nur der Kopf mit seinem weichen Spiel der jugendlichen Züge hat das Wort. Aber auch hier klingt dieselbe Saite in uns auf, wie vor dem bunten Spiel der Faune und all der zierlichen Rokokoherrschaften, die deutsche Innigkeit hat wieder das Wort. Besonders glücklich ist der Künstler wohl in der Wiedergabe des Augenspiels, mag es nun verwerflich sein wie bei seinen großen Damen, oder von allem Reiz des Märchens umflossen wie bei diesen

Im Kabarett
Gemälde von Hanns Pellar

Dekoratives Wandbild
Gemälde von Hanns Pellar

Kindern, und für Frauen kann es nur schwer etwas Erschütternderes geben, als in den großen Kinderaugen der kleinen Edith bereits ihr ganzes süßes, aber auch so schweres Frauenschicksal vorgezeichnet zu finden.

Mit Ausnahme von Stuck und Klimt möchte man nur mit großer Mühe in der Kunst Pellars nach anderen Einflüssen suchen. Zuweilen, vor seinen Frauen mit den hektisch roten Lippen und den Schönheitspflästerchen und dem etwas grausamen Zug um Mund und Nase, wird man versucht, an französische Zeichner wie Legrand und Gosé zu denken, deren bevorzugtes Gebiet die Halbwelt ist. Aber man besinnt sich schnell darauf, daß diese beiden ja im Grunde doch nur kultivierte Modenzeichner sind, Hanns Pellar aber ein Maler, der nebenbei wie Böcklin und Schwind ein Stück vom Dichter in sich birgt. Seltsam ist es, daß eine Kunst wie die Pellars in neuerer Zeit möglich ist, ohne daß die tausenderlei Strömungen der Kunst an sich auf jene abgefärbt hätten. Die großen Schlagworte des Impressionismus und Neoimpressionismus hallen nicht bis hierher, die kleinen des Kubismus, Expressionismus, Futurismus verhallen ungehört. Unbewußt mag natürlich manches aus den Tendenzen der französischen Neos auch in Pellars Kunst mit gearbeitet haben: die Liebe zur auffallenden Farbe, ihr Zergliedern, das gelegentliche Pointillieren. Wie wäre das auch anders möglich? Im großen und ganzen aber ist dieser Hanns Pellar mit merkwürdiger Sicherheit selbständig seines Weges gezogen. Die Dichternatur in ihm hat ihn, unbekümmert um das laute Geschrei des Marktes, hier wie dort träumen und gestalten lassen, wie es ihm gutdünkte. Daß die Landschaften und Erlebnisse seiner Seele zufällig oder schicksalsvoll die gleichen sind wie die einer ganzen, ihm ähnlich fühlenden Generation, mag nicht nur ihn aufs tiefste beglücken, dem es verliehen ist, diese Landschaften und Erlebnisse in Bilder umzuformen, die in allem Glanz der Träume prunken, sondern beglückt auch uns, die wir diese Bilder so selbstverständlich genießen dürfen. Nicht so selbstverständlich aber, daß wir des Dankes dafür vergäßen, und darum sei Hanns Pellar an dieser Stelle einmal aus vollem Herzen gedankt!

Faun und Nymphe

Von

Georg Buſſe-Palma

Waldnymphe war wie Mondſchein zart
Und weiß auch zum Erſtaunen.
Der Faun war ſchwarz und grobbehaart
Und plump gleich allen Faunen.
Doch als er ſeine Flöte blies,
Da ſprang ſie aus der Rinde
Und rief: „Zu ſüß, ach viel zu ſüß
Klang mir dein Ruf im Winde!“

Da ſprach der Faun: „Biſt fein und blaß
Und doch gleich mir in Flammen!
So ſchmilz mit meinem Büffelbaß
Als zartrer Ton zuſammen!
Leg' deinen Kopf an meinen Pelz!
Wie mondgeküßte Birken
Wirſt du im Dunkel meines Fells
Noch doppelt lieblich wirken.“ —

Ein ſchwarzer Strauch, ein Silberſtrich —
Das Spukbild iſt verſunken!
Der Wind nur, der ſo ſchläfrig ſchlich,
Fliegt auf und bläſt wie trunken.
Er ſingt durch Strauchwerk und Geäſt
Das alte Frühlingsmärchen:
Der ſchwarze Faun hält Hochzeitsfeſt!
Ein Vivat für das Pärchen! —

Bildnisstudie von Hanns Pellar

Voggeli und Dilde

Erzählung von Hermann Kurz

Erſtes Kapitel

worin viel Geſchrei um wenig Wolle gemacht wird und dennoch jeder verſucht ſein Schäfchen zu ſcheren wie der Herr von der Sarpalin, der Seidenherr, der Vater Hecht und die Dilde mit dem Jakobus. Vor allem aber der ſchreibſelige Verfaſſer, der ſich hiermit ganz ergeben ſeinen Leſerinnen zu Füßen legt und von Leſern abſteht, da ihm die zuviel auf die Finger ſchauen und leicht merken, wer das größte Geſchrei aus nichts macht und warum.

Die Waſſer des Rheines rauſchen an Hildalingen vorbei und brauſen öfters wild im tollen Laufe. Aber in ſchönen Nächten im Frühling und im Sommer faſſen die Wogen ein Zweiglein von einer Weide, die ſehnend dem Waſſer zuwächſt. Sie raunen dann und flüſtern und erzählen den hohen ſtarken Pappeln und den lieben Birken von ihrer Herkunft. Und die Weiden und die andern Uferbäume freuen ſich ihres Freundes und werfen ihm zum Angebinde Blätter zu, daß er ihrer gedenke, ihrer und Hildalingens.

Und der Rhein rauſcht weiter und kann ſich nicht halten in ſeiner Freude und erzählt jedem Baum auf das neue von ſeiner Seligkeit. Er ſagt von ſeiner Jugend, die ihm in ungezählten Adern raſches Leben zuführt, von hohen Gletſchern und grünen Almen, von ſeiner Freude an der Sonne und daß er mit ihr gegen Abend eilte. Und wie er die Sonne verließ, als er die Vogeſen ſah, ſeine Braut, und er redet ſo mannigfach von dieſer Berge Schönheit, die an klaren Tagen wie ſilberne Schleier ſich am Himmel zeigen und in föhniger Sturmzeit voll hingebender Sehnſucht, in farbenſatter Pracht geſchmückt, näher kommen. Und wenn in heißen Sommertagen die Sonne hinter den Vogeſen niedergeht und ihr Gold über Hildalingen ſtreut, ſtehen die Vogeſen in klarer Freude und warten des Rheines.

Die Leute von Hildalingen ſind nicht reich und ein Schlag Menſchen, die gerne die Scholle in ihrer beſten Kraft verlaſſen und das Glück ſuchen. Dennoch leben die alten Geſchlechter weiter im Orte, und ſo viele hinausziehen in die Welt: ſie kehren alle wieder, wenn ihnen nicht ein früher Tod in der Fremde den Weg unter den Füßen wegnimmt. Die Sehnſucht nach dem Rauſchen des Rheines zieht ſie zurück, nach Hildalingen müſſen ſie wiederkehren: dort rauſchte ihr Wiegenlied, dort klagt ihr Sterbelied. Und ſo kommt es, daß die Leute von Hildalingen den Rhein lieben und nimmer vergeſſen, wo ſie auch ſind, denn der Rhein ſagt ihnen in ſeiner Freude ſoviel von ſeinen Geheimniſſen. Und wenn eine Jungfrau von Hildalingen am Rheine ſteht und in die Waſſer ſchaut voller Zukunftsgedanken, da rauſchen die Wogen und erwecken dem jungen Menſchenkinde unſagbares Glücksahnen.

Sogar der Vater Hecht liebt Hildalingen. Und von dem ſagen ſie in der Gegend, er gehe nur auf das Geld aus; dem iſt aber nicht ſo ſchlimm, wie die Leute machen. Der Vater Hecht verſteht ſeine Geſchäfte und gibt wohl Obacht in ſeinem Geldſack, immer das Ungerade gerade, aus neun eine Zehn zu machen; dies tut er auch in ſeinem Kramgewölbe im Hauſe an der Landſtraße, das ihm zu eigen gehört.

Um das Haus an der Landſtraße, das dort an der Landesgrenze liegt, iſt ſchon mancher Sturm gebrauſt ſeit nahezu drei Jahrhunderten. Und der Strom des Lebens wogte daran vorüber und ebbte und flutete und warf als Strandgut und gute Beute die Profitchen ab, die an jedem Dingelchen aus dem Kramgewölbe und an jedem Tröpflein, das über den Schanktiſch floß, hängen blieben und redlich geaufnet wurden von den verſchiedenen Vätern Hecht, welche der Reihe nach meiſterierten. Der Mann, der dieſes Haus gebaut hatte, der Ahnherr, war aus der Schweiz dahergekommen, und ſo blieben ſeine Sprößlinge Schweizer. Wenn ſchon im Blute dieſer Familie ein ſtarker Schuß Abenteurerluſt pulſte von Reisläuferzeiten her, immer war unter den Sproſſen einer, der kalten Gemütes war und ſeßhaft am eigenen Grund und Boden.

Früher da war's eine Luſt zum Leben am Orte geweſen, da war das Schmuggeln ein aufpeitſchendes Handwerk, blutig konnte es werden. Da blieben auch die wilden Geſellen zu Hauſe, ſolange dieſes arge Treiben ſich fröhlich anließ, in glutroter Luſt, Kampf und Jagd, denn gar mancher lag erſchlagen, der den Schmuggel verhindern wollte; dann war jedesmal einer der böſen Geſellen weniger im Lande. Nur einer liegt auf dem kleinen Kirchhof von allen, der mußte für alle bluten. Die Stromwächter des Biſchofs von Baſel erſchlugen ihn, nachdem er in heftiger Wehr einen von ihnen getötet hatte und ſich nicht gefangen geben wollte.

Heute iſt das alles anders, das Blut iſt zahmer geworden, und der Schritt des Lebens geht in ſanftem Takte beim Vater Hecht vorbei und ſtürmt nimmer einher mit Feuer und Mord. Die wilde Zeit iſt begraben und auferſtanden eine friedvolle Ruhe, daß der Vater Hecht ſogar ſeine Kappe aus Sammet aufſetzt und ein Mann iſt, der keinem Floh was zuleide tut, außer er mußte zuerſt Blut laſſen.

Auch der Schmuggel hat ſeinen Glanz verloren. Heute betreiben die feigen Elemente dieſes Handwerk, und es fließt kein Blut mehr. Alles geht ſtille ſeinen Weg. Als die Veitel erwiſcht wurde mit zehn Kilo Saccharin in den Strümpfen (es hätten ſpäter mit dieſer Ware in Berlin die Erdbeertörtchen verſüßt werden ſollen), ging's ganz ſtille zu. Die Veitel ging ein wenig beſchwerlich, begreiflich, und ein netter Herr führte ſie, aus Bedauern meinten die Leute und auch die Grenzaufſeher. Denn ſie ſagten immer Sie zueinander, der Vater Hecht hatte dies auch gehört unter ſeiner Tür. Doch hob die Veitel ihren Rock ein wenig zu hoch, da ſagte der Grenzaufſeher baß verwundert: „Nanun, Veitel, daß du zeitweiſe runde geſchwollene Elefantenbeine haſt, das weiß ich, aber daß die Geſchichte nun gar Ecken bekommt, iſt kurios, komm einmal zu mir herein, Veitel."

Die Veitel ging ins Zollhaus, der menſchenfreundliche Herr ſeiner Wege, ſogar noch gemächlich, und die Veitel kam zu Ende ganz gut davon mit vierzehn

Tagen Arreſt. Denn der menſchenfreundliche Herr gab der Veitel hundert Mark für die Ladung in ihren Strümpfen, und die Veitel war ein kleines Dumm, es ſchien aufs wenigſte ſo, was konnte man da auch anders tun? Der Staat behielt das Saccharin, die Veitel die hundert Märker und der wohltätige Herr die Freiheit.

Dies iſt der Takt des heutigen Lebens. Darum iſt es kein Wunder, wenn auch Vater Hechts Nachkommen ganz ziviliſiert ſind und als nette junge Leutlein mit den anderen Kindern ſpielen und der Joggeli vom Vater Hecht mit der Dilde vom Seidenherrn, der über der Grenze in der Schweiz wohnt, ein nettes Pärlein abgibt.

Aber der eigentliche denkwürdige Augenblick, der ſo quaſi den Zuſammengehörigkeitskitt des Joggeli mit der Dilde ausmachte, geſchah an einem wonnevollen Herbſttage, der einem nebelgrauen Morgen folgte. So naß war's geweſen, daß im Rebgarten an den abgeherbſteten Stöcken große ſchwere Tropfen von den falben Blättern liefen und alles glänzte. Auch zeigte ein raſcher Windſtoß, der als Eilbote dem Winter voranlief, ſeine rauhen Seiten; er nahm ganze Bündel Blätter von den Bäumen und Reben und führte damit ein mutwilliges Wirbeltänzlein auf. Daneben tat er aber auch ein Gutes, denn er blies den grauen Nebelſchwaden geradeswegs ins Geſicht, trieb ſie den Bergen zu, und die goldene Sonne glänzte über der Gegend, und hoch oben am Himmel zog ein Schwarm Zugvögel dem Süden zu und ein Bataillon Stare lärmte dieſen Vaganten nach.

Da kroch der Sineſi heraus aus ſeinem Heu; in der Scheune des Vaters Hecht hatte er ſein Hauptquartier aufgeſchlagen ſeit drei, vier Wochen. Der Stromer ſchaute auch gen Himmel und nickte den Vögeln verſtändnisinnig zu. Auch in ihm war dieſen Morgen die Unruhe wieder erwacht, die in ſeinem Herzen wohnte, und als der erſte goldene Sonnenſchein ſich auch zu ihm hineinſtahl, trieb ſie ihn hinaus, machte ihn fahrig, und vor ihm lag aufs mal das ganze Erdenrund offen als ein Paradies. Es zog ihn zum Vater Hecht hinein, der hinter ſeinem Schanktiſch ſtand und mit ſeinem Tröpflein die

leibliche Wärme wachhielt, was auch der Sineſt ſeiner Perſon nicht abſchlagen wollte. Desgleichen taten die Grenzaufſeher, und ſo ließen ſie vereint den ſcharfen Branntwein durch die Kehle rinnen, daß er feuerte und beizte, denn der neblige Morgen liege ihm im Beinermann und mache ihn ſchlotterig, behauptete der Sineſt.

Der deutſche Grenzaufſeher ſang voller aufgewärmtem Wohlbehagen:

„Bier und Branntewein,
Schenkt's nur immer ein,
Wurſt- und Speckſalat
Für mich und mein'n Kamerad."

Darauf meinte der Schweizer Zöllner: „Aber ich freſſ' alles lieber allein," und alle lachten. Der Sineſt hingegen ſagte: „Das iſt eben der Unterſchied, den unſereins teilt."

Aus der Ferne raſſelten die erſten Karren heran, die Neudörflerinnen. Der Schweizer Zöllner trank hurtig aus, und ſchon kam der Leiterwagen daher, bis oben hinaus beladen mit Körben und Gemüſeweibern aller Sorten, dick und dünn. Der Fuhrmann hielt bei Vater Hecht und hauchte in die Hände, die Weiber kletterten herunter und kreiſchten entrüſtet, als der Sineſt ihnen helfen wollte. Doch hatten ſie gegen die höhere Menſchheit nichts einzuwenden, weshalb auch der Zöllner ſich ein junges, ſtrammes Weibsbild herunterholte in aller Gründlichkeit, daran hatte nun einmal der junge ledige Mann ſeine Freude. Das wußten die Weiber alle und gönnten's ihm von Herzen, denn wo das Herze weich wird, iſt der Blick getrübt, und dies war nur von Gutem für ihre Körbe und auch ſonſt; man kann doch jedem Tierlein ſein Pläſterlein laſſen. Und die Menge der Fuhrwerke mit Frauen ließ den Zöllner dieſen Born ſeiner Freude gründlich ausſchöpfen, denn mit dem erſten Pulsſchlag erwachte das Leben immer mehr und führte Karren um Karren daher; die große Stadt jenſeits der Grenze wollte mit Gemüſe verſorgt ſein.

Dieweil auf der Straße am Hauſe des Vaters Hecht vorbei das mürbe Gemüſe den hungrigen Magen in der Stadt entgegengeführt wurde, ſagte drinnen im Gewölbe hinterm

Tiſch die Mutter Hecht für Speiſe und Trank Amen. Dies war ihr Amt von jeher, und alle andern ſagten wie ein Echo auch Amen, ſo wollte es nun einmal der Vater Hecht in ſeinem Hauſe haben. Und nach dieſem Spruch betete der Vater Hecht ſeinen Morgenſegen, der dem löblichen Tun galt, damit immer Speiſe und Trank im Hauſe ſei. „Marſch in die Schule mit euch Buben, und Ihr, Peter, ſägt die zwei Zuckerhüte zu Pfundſtücken, du, Brigitt, gehſt mit dem Seppi ins Holz, und du, Seppi, ſpannſt den Bleß und den Walch ein, ladet aber nicht zuviel und nur die dürren Wellen, und um elf ſeid ihr wieder zu Hauſe, und du, Lieſi, bleibſt im Laden, hoppla, abgefahren.“

Und als die Eltern alleine waren, kramte der Vater Hecht in den Schiebladen herum und führte eifrig Buch, beratſchlagte mit der Mutter, was zu beſtellen ſei, und ſo blieb alles in ſchönſter Ordnung, und der Vater Hecht war ein braver Mann.

Der Joggeli ſtürmte dem Pius voraus. Er lief mit ſeinen vierzehnjährigen Beinen im eiligſten Füriollaufſchritt der Grenze zu um die Ecke der ſeidenherrlichen Parkmauer herum und beim Schneider Michelmann vorbei, wo er alſobald zwei lange blonde Zöpfe erblickte und mit dem nächſten Blick das dazugehörige Teil, die dreizehnjährige Dilde, ein langaufgeſchoſſenes blauäugiges Mägdelein, das noch nicht recht wußte, wo aus und ein mit den beiden Armen und Händen, und in Summa dem Seidenherrn ſeine Nachkommenſchaft ausmachte. Dem Jakobus war's, als hätte er die Venus von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, jedoch um ein kleines alltäglicher, und als gutes Recht ſchrie er: „Dilde, Dildum, Dilde!“

Die Dilde drehte ſich um und winkte mit ihren langen Armen und ſchrie zurück: „Lauf, Joggeli, wir kommen ſonſt zu ſpät!“

Aber als die beiden ſo miteinander dahertrottelten, ſchien's, ſie hätten mehr als nur Zeit zum Verſchwenden übrig, denn alle ihre Kameraden überholten ſie und fuchſten, daß ſie ſchon wieder miteinander gingen. Die beiden Sünder machten ſich aber nicht gar zuviel Schweres aus dieſer Klage, ſchienen im Gegenteil ſolche Worte nur noch

gern zu hören, weshalb der Pius bissig wurde. Das kam so. Als der Pius seinen ihm durchgebrannten Bruder und die Dilde passierte, schaute er die beiden giftig an durch seine Brille. Der Jakobus sagte darauf: „So red' doch auch was, du Zuchelimauser."

Der Pius antwortete vernichtend: „Wenn ihr mit eurer Eselei gefuchst sein wollt, so schreibt's euch lieber auf ein Papier und lest's ab, ihr Kindsköpfe."

Darauf gab der Jakobus als der Ältere dem Pius eine Ohrfeige, was der Pius mit der prompten Rückzahlung reglierte, so daß die beiden Brüder sich am Kragen nahmen und durchprügelten. Die Dilde stellte dann den Frieden wieder her; als der zum Ende unterliegende Pius abbitten sollte, dies aber nicht tat, sondern weiterschimpfte, sagte sie: „Laß ihn, Joggeli, weißt du, er ist ja noch nicht erwachsen, das reinste Kind."

„Du Gans!" schrie der Pius. „Ich bin so alt wie du."

„Das ist aber zweierlei bei einem Bub und bei einem Mädchen, ich bin schon eine junge Dame, du aber bist immer noch ein Bub," belehrte die Dilde den Pius.

Nach dieser Schlacht gingen die beiden in der allerseligsten Seligkeit weiter und waren voller Lebenslust und hofften vom Leben in Zukunft nichts als Kuchen und Rosinen und zum mindesten jeden Tag Geburtstag, wenn sie einmal „älter waren", denn groß waren sie ja bereits. Beim Rheinsprung, wo's den Berg hinauf ging zur Realschule, trennten sie sich, denn die Dilde mußte durch die Eisengasse, sie war eine höhere Tochter.

„Salü, Joggeli!"

„Salü, Dilde!"

Es schlug acht Uhr auf der Martinskirche. Beim dritten Glockenschlage kam die Münsteruhr, die Tatsache bekräftigend, nach, worauf im sicheren Gefühle, recht zu tun, sämtliche andern schlagbaren Uhren der Stadt mehr oder weniger rasch ihre Pflicht von stolzen Türmen herunter taten. Dem Joggeli kam mit einemmal die Ahnung, er könnte an diesem schönen Vormittag seine Zeit anders vertreiben, als auf der Schulbank zu sitzen und die Spatzen zu neiden, die in der Sonne piepsten. Er rannte deshalb den

Rheinſprung wieder hinunter nach der Eiſengaſſe und ſchrie: „Dilde, Dildum!“

„Was?“ fragte die Dilde und blieb ſtehen.

„Komm doch, Dilde!“

Sie kamen eines dem anderen entgegen, und der Joggeli fragte: „Kommſt du heute in den Kreuzgang?“

Die Dilde beſann ſich. „Ich habe um zehn Uhr aus, ich gehe heute nicht zur Turnſtunde.“

„Dilde, ich warte im Kreuzgang beim heiligen Georg auf dich. Kommſt du, Dildum?“

„Ja, ja, Joggeli, aber jetzt muß ich gehen. Salü!“

„Aber du kommſt, Dilde?...“

„Ja doch, Joggeli. Salü!“

„Alſo beim Sankt Georg?“

„Salü!“

Die Dilde lief davon, daß ihre Zöpfe flogen, aber der Jakobus hatte noch viel Zeit übrig und manches zu ſagen, was von großer Wichtigkeit war, wie er glaubte. Er ſchrie der Dilde nach: „Du, Dilde!“

„Was?“

„Dilde, ich mag dich!“

„Geh doch!“

„Dilde, Dilde — ſo lauf doch nicht weg — Dilde!“

„Ich mag nicht, ich komm' zu ſpät. Salü!“

Und weg war ſie, beim Marktplatz flitzte ſie um die Ecke und nahm das Totengäßlein hinauf immer zwei Tritte der Treppe aufs mal, heiſaſſa! Der Joggeli ſchlenderte, als er die Dilde nicht mehr ſah, mißmutig den Rheinſprung hinan. Seine Kameraden hatten ſchon lange ihre Sprünge über die Prellböcke gemacht, die mitten im Wege ſtanden, den Fuhrwerken den Paß zu ſperren. Das war aber dem Jakobus heute gleichgültig, obſchon es ſonſt immer ſein Ehrgeiz war, von ſeiner Gruppe der Erſte zu ſein, der ſprang, oftmals ſogar hatte er ſich ſchon darum verhauen. Heute war er gar nicht zufrieden, die Dilde hätte doch nicht nur ſo davonzurennen gebraucht. Wer weiß, eins zwei drei, und ein anderer ſpannte ſie ihm ab; er wurde wild und weinerlich bei dieſem Gedanken und hätte ſich am liebſten mit dem erſten beſten Buben

verhauen. Denn die Dilde war nun eben einmal ſchon ſeine Dilde. So ging er verſonnen und ärgerlich zum Münſterplatz, da ſchlug es dröhnend halb neun. Der Jakobus aber ſtand allein auf dem Plan, und war damit obendrein noch zufrieden. Es zog ihn weniger nach der Schulſtube als nach der Pfalz, die einſam hinter dem Münſter träumte und hoch über den Rhein ragte. Er ſchaute über den Rhein nach der minderen Stadt, die jenſeits des Ufers lag, einem Meer von Ziegeldächern und einem Wald von Schloten. Weit hinten ſtanden das Hörnli und Sankt Chriſchona und die blauen Berge, die wie eine Sehnſucht lockten und winkten. Der Joggeli ſtaunte und träumte in dieſe Welt hinein, und der liebe Herrgott gab ihm mit dieſer Schönheit eine ſeltene ſeparate Schulſtunde, ſo tief und mild und feierlich, daß ſie niemals vergeſſen werden konnte, dieſe Lektion. In knabenhaftem Träumen ging er langſam von der Pfalz durch den Kreuzgang und blieb vor den Spuren längſtvergangener Zeiten ſtehen. Da lagen in ihren Gräbern ſtolze Herren und ſchöne Frauen, Ritter und Fürſten, Biſchöfe und Patrizier. Und im Nu ſpannen die Geiſter des Jakobus eine ſeltſame Welt, und ſeine Sehnſucht nahm ihn an der Hand und führte ihn in den wunderſamen Garten, wo die Wünſche reif zum Pflücken prangen. Der Joggeli erwiſchte in dieſem Paradeiſe raſch einige bunte Fetzen, und hurtig kleidete er ſeine Phantaſie darein und ſetzte ſich auf das Zauberrößlein und galoppierte davon, in eine andere Welt. Daß der Joggeli ſein Pagenkleid nur zu bald vertauſchte, iſt klar, denn er hatte es eilig, und ſo viel Knappenehre wie er errang, hatte die Welt noch nie geſehen, und erſt die Heldentaten, die er als Ritter ablegte, ei, Fräulein Dilde, wenn du das wüßteſt, dann wärſt du nicht ſo ſtolz geweſen heut. Aber wie ſollſt du noch weinen! Warte nur, dein Ritter, dein getreuer Jakobus ſtürzt ſich wunden Herzens in den ſchwerſten Kampf. Köpfe, Arme, Beine, halbe Menſchen, Pferde und alles, alles ſtiebt nur ſo und fällt von ſeinem Schwerte, und erſt, nachdem das Pulver erfunden und eine Maximgewehrkanone hunderttauſend Schüſſe auf ihn losgeſpien hatte, ſank er hin. Was nun, Dilde? Da verblutete dein

treuer Ritter Joggeli ſein Herz tropfenweiſe, und alle ſeine Freunde ſtehen weinend um ihn, und der todwunde Ritter ſeufzt ſterbend: „Aber alles, alles, was mein Herz ausmacht, gehört dem edlen Fräulein Dilde.“

Wart nur, Dilde. Und dann ſtirbt er, der Ritter Joggeli, und dann kommſt du erſt, du Falſche. Und dann mußt du weinen und ſchluchzen und alles, alles nützt dann nichts mehr, es iſt halt einfach aus. So, da haſt du's!

Und wie gerade die Sache am ſchönſten war, der Joggeli tot und die Dilde beinahe, vor gebrochenem Herzen, machte die Uhr im Münſterturm aufs neue einen Heidenlärm und brachte den Toten ins Leben zurück, und zwar gleich um einige Jahrhunderte älter, als Realſchüler, der die Schule ſchwänzt. Jedoch war ſein wundes Herz um ein bedeutendes gebeſſert und klopfte wie ein gutes Uhrwerk ſo friſch und fröhlich drauf los. Deshalb fiel es ihm auch nicht ſchwer, allfällige Selbſtvorwürfe wegen ſeiner ſchulgeſchwänzten Stunde einen nach dem anderen gleich nach ihrem Eintreffen ſo rühmlich totzuſchlagen, wie er als Ritter ſeine Feinde würgte. Darauf ſtellte ſich bei Jakobus die fröhliche Erleichterung ein, die an das Menſchenherz kommt, wenn eine unangenehme Pflicht ins Waſſer fällt, und er ging alſobald, mit ſeinen Gedanken hauſierend, und beſchloß, das Gelände zu klären. In der Rittergaſſe, allwo das pompöſe Haus der Realſchule wie ein Senfpflaſter im Angeſicht des Münſters liegt, ſah er einen ſchwerbeladenen Heuwagen als herrenloſes Gut, ſcheinbares Futter aller derer, die ochſen müſſen. Da beſchloß er, ſein Teil ſofort zu nehmen, und trug einige Arme voll in den Kreuzgang zum heiligen Georg. Dieſer ſteinerne Heilige war von der ſtädtiſchen Bauverwaltung als baufälliges Möbel vom Turm heruntergenommen worden und auf ein Balkengerüſte in den Kreuzgang geſtellt. Aber gerade dieſes Balkengerüſte, ungefähr meterhoch, vorn und auf den Seiten mit Brettern bekleidet, hinten aber offen, da dieſe Seite nur einen halben Meter von der Wand abſtand, bildete des Jakobus Zuflucht auf ſeiner jeweiligen Flucht vor der Schulpflicht. Deshalb möblierte der Joggeli mit ſeinem geſtohlenen Heu die Höhle unter dem Sankt Georg hoch-

herrschaftlich aus zu einem bequemen Winkel, den nach seiner Ansicht selbst Diogenes seiner Tonne vorgezogen hätte, da der außer Kurs gesetzte heilige Georg tapfer jedem Angreifer unerbittlich seine Lanze zeigte und in geruhigen Läuften sowieso zur Übung sogar die Luft daran spießte.

Wie ein persischer Satrap streckte der Jakobus sich auf seinem Lager aus, ein im ganzen zufriedenes Geschöpf; nur wenn Tritte sich nahten, hielt er Ausschau durch ein vom guten Schicksal dazu bestimmtes Astloch. Und wie er in Gedanken versunken so dahindämmerte und seinen Bruder Pius in der Schulstube einen ganz verzwickten algebraischen Satz aufsagen hörte, da erst wußte er so ganz und gar recht, wie sehr er seinem Schicksal dankbar sein mußte. In dieses Gefühl hinein machte es auf den Fliesen tripp — trapp, tripp — trapp, was den Joggeli schier ärgerte, aber die löbliche Gewohnheit befahl ihm dennoch, durch den ausgefallenen Ast zu schauen, wer seine Weihe störend unterbrach. Da war's das Fräulein Dilde, die in jeder Hand ein in weißes Papier gewickeltes Päcklein dahertrug und aus einer Extratüte in einem fort Bonbons knabberte.

„Dilde," rief der Jakobus und frohlockte, „komm nur in die schöne Stube, du wirst schauen, komm nur herein, pikfein sieht's aus bei uns drin!"

Dies gab die Dilde gerne zu, und gerade in dem Augenblicke als die Reisegesellschaft von Cook mit ihrem Führer an der Spitze die Schönheiten des St. Georg beschaute, packte die Dilde ihre Päcklein aus, lauter Leckereien, Konditorsachen, ein Quantum, das zehn Erwachsenen den Magen verdorben hätte. „Ich habe Geburtstagsgeld bekommen, das ist fein," so erklärte die Dilde dem Jakobus die Quelle ihres Reichtums.

Als die Mittagszeit war, beschlossen die beiden, ihre ihnen vom Staat gestellte Wohnung nicht zu verlassen, und lebten von ihren Süßigkeiten herrlich und in Freuden. Zu Hause wollten sie sagen, sie seien bei Kameraden in der Stadt zum Mittagbrot eingeladen gewesen. Ihre Mittagessenstunde dehnten sie zwar um ein beträchtliches aus, denn die Dilde hatte gar zu viel Sachen gekauft, und als

die Klaſſe IVd mit ihrem Geſchichtslehrer Doktor Albert Geßler, den ſie den Schnauzi nannten, bei ihnen vorbeizog, und der Lehrer ſeinen Schülern im Kreuzgang an Hand der Gräber die biſchöfliche Geſchichte dozierte, wurden der Joggeli und die Dilde mit ihren Reſten endlich fertig.

Um vier Uhr machten ſich die beiden mit ihren anderen Kameraden auf den Weg nach Hauſe. Mißtrauiſch fragte der Pius: „Du, Joggeli, wo warſt du denn heut?“

„Ich hab' für den Rektor Kommiſſionen machen müſſen,“ log Jakobus ruhig. „Als ob es ſo wäre,“ ſagte die Dilde leiſe und kicherte trotz ihrem Elend. Das Fräulein hatte ſich zuviel zugetraut und mußte dies büßen, denn kaum war ſie zu Hauſe, wurde ihr übel, und ſie mußte ins Bett und bekam Lindenblütentee zu trinken, ob ſie wollte oder nicht. Sogar der Herr Doktor mußte heran zur Dilde, der ſagte bedächtig: „Ja ja, da haben wir's wieder einmal, die Kinder müſſen zuviel lernen in der Schule, es iſt einfach ein Skandal.“

Der Seidenherr beſchloß darauf, der Dilde recht viel Ruhe zu gönnen, und ſie mußte einige Tage das Bett hüten. So kam's auch, daß die Dilde eine Entſchuldigung für ihre geſchwänzte Schule bekam, was der Jakobus nicht von ſich behaupten konnte. Denn der mußte unbarmherzig nachſitzen und Strafaufſätze machen, was ihn allerdings nicht groß beſſerte. Seit jenem Tag kämpften er und ſeine Lehrer einen harten Strauß gegeneinander, denn er ſchwänzte unermüdlich die Schule. Weil er aber ſowieſo kein Muſterſchüler war und, wie ſeine Lehrer meinten, an ihm nicht viel verloren ging, ließen die ihn endlich gewähren und legten ihm keine Hinderniſſe mehr in die verſchiedenen Wege, die zu dem Kreuzgang und als Brennpunkt zum St. Georg führten. Dafür war ſein Bruder Pius der beſte Schüler und er der letzte. Dieſes beſſerte ſich erſt, als nach Jahr und Tag der invalide Georg ins Muſeum gebracht wurde, um dort ſeine alten Tage in aller Stille als Pfründner zu verbringen. Herren von der Polizei hatten ein Flüſtern und Raunen und Rennen und Gehen und ein geheimnisvolles Kopfſchütteln, als ſie das ehrwürdige Heu-

lager unter dem St. Georg entdeckten, konnten aber das ſchaurige Dunkel nicht lüften. Der Joggeli jedoch machte ſich, ſeitdem man ihm ſeine Zuflucht geraubt hatte, zu einem ganz brauchbaren Schüler, wurde älter wie auch die Dilde, aber ſeit jenem Tage waren die beiden Leute ein Herz und eine Seele.

⁂ ⁂ ⁂

Herr von der Sarpalin war im Hauptberuf Patrizier der alten Rheinſtadt und im Nebenberuf Bankier. Der Hauptberuf war äußerſt anſtrengend und erforderte mehr Talent als die Verwaltung des Sarpalinſchen Familienvermögens, welches aus vielen guten und ehrlich chriſtlichen Millionen beſtand und den Nebenberuf ausmachte. Wer Herrn von der Sarpalin ſah, nahm ohne weiteres den Hut in die Hand und grüßte mit der allermöglichſten Reputanz, das heißt, alſo tat, wer die außerordentliche Ehre hatte, Herrn von der Sarpalin perſönlich zu kennen. Wer aber nicht zu dieſen Glücklichen gehörte und dennoch einmal den Weg dieſes Patriziers kreuzte, nahm ſofort ſeiner Seele den Hut ab und grüßte innerlich ganz ſubmiſſeſt. Überhaupt wirkte Herr von der Sarpalin ſo mächtig durch ſeine Perſönlichkeit, daß es geradezu unmöglich war, an ihn zu denken, ohne das Herr und dazu ſeinen vollen Namen ſich in das Gedächtnis zu rufen. Darum iſt es kein großes Wunder, wenn der Gang durch das Leben für Herrn von der Sarpalin ſozuſagen eine Arbeit war und darin beſtand, ſeinen ſtolzen Stand würdig zum Ausdruck zu bringen. So faßte Herr von der Sarpalin die Sache auf das wenigſte auf. Darum trug er immerwährende Sorge, das Neueſte in der Mode von Paris und London ſeiner Perſönlichkeit unterzuordnen und auch ſein Haus im ſtrengſten Stile hochherrſchaftlich zu halten, ſeiner Frau Gemahlin das Vornehmſte, das käuflich war, zu Füßen zu legen und ſeinen Herrn Sohn immer im Beſitze einer vollen Brieftaſche zu wiſſen. Herr von der Sarpalin war immer von einer vornehmen Ruhe erfüllt, ſeine Stimme gerade noch laut genug, um gehört zu werden, und ſeine Miene unbeſchreiblich. Hingegen waren ſeine Bewegungen, die er mit Hilfe von Armen und Beinen ausführte, von einer Schönheit und einem Adel,

welch' beide nur durch tiefſtes Nachdenken erzielt werden konnten, ſowie auch durch Übung vor dem Spiegel.

Und dennoch fand, trotz dieſer Arbeit, die manchen anderen Nebenmenſchen hyſteriſch gemacht hätte und ins frühe Grab gebracht, Herr von der Sarpalin noch Kraft und Zeit, ſich ſeinem Nebenberufe zu widmen. Zwei außerordentlich ſchöne Pferde, durch einen vornehmen Kutſcher gelenkt, zogen den Wagen, in welchem Herr von der Sarpalin in die Stadt fuhr auf ſeine Bank, die eine der größten war und ſelbſtverſtändlich einen Namen trug, dahinter man ſich verſtecken konnte. Doch gehörte die Volkswirtſchaftliche Bank Herrn von der Sarpalin, und ſpielend überwältigte dieſer unter Zuhilfenahme von acht Mitdirektoren die Geſchäfte, welche ein Inſtitut zu bewältigen hat, das im amtlichen Regiſter eingetragen iſt als mit 200 Millionen arbeitend. Hingegen läßt ſich die Leichtigkeit ſeiner Arbeit daraus erklären, daß eben auf dem Familienvermögen der Sarpalins Segen ruhte, da es ehrlich erworben ward, durch Korngeſchäfte und Hausinduſtrie vom Vater und vom Großvater durch Ausleihen zu zehn Prozent Zins und mehr, ſowie vom Urgroßvater durch Armeelieferungen und vorher Sklavenhandel.

Herr von der Sarpalin ſaß in ſeinem Kabinette im Palais in der Albenvorſtadt und dachte nach beim dämmerigen Lichte der Lampe. Dann nahm er vom Schreibtiſch die Papiere und begann zu vergleichen und zu rechnen. Er rechnete heraus, daß des Seidenherrn von Hildalingen Vermögen nicht weit hinter ſeinem eigenen ſtand, zudem eine Tochter als Anhängſel hatte, er aber einen Sohn, und daß der Seidenherr auf ſeinen zarten Wink ebenſo zart zurückgewinkt hatte. Alſo demnach für die Zukunft Verluſt- und Gewinnkonto folgendermaßen zu rechnen ſei: eigenes Vermögen plus dem Erbe des Seidentöchterleins macht beinahe doppeltes eigenes Vermögen — keine ſchlechte Heirat, es mußte ja ein goldenes Glück herauskommen dabei!

In froher Laune läutete er ſeinem Kammerdiener und befahl, der gnädigen Frau ſeinen Beſuch melden zu wollen, oder wenn die gnädige Frau vorziehe, ihn ſelbſt zu beehren;

ganz nach Wunsch der gnädigen Frau. Der Kammerdiener Johann, wie alle Kammerdiener bei Herrn von der Sarpalin heißen mußten, meldete diesen sehr höflichen, vornehmen und die Sitte seines Herrn kennzeichnenden, aber einer näheren Besichtigung nicht standhaltenden Satz der Frau von der Sarpalin, welche vorzog, den Herrn Gemahl zu beehren.

Herr von der Sarpalin ging Frau von der Sarpalin, als der Diener ihr die Tür des Kabinetts öffnete, entgegen, bot ihr den Arm und geleitete sie zu einem Fauteuil.

„Sie wünschen, mein Freund?“

„Liebste Freundin, ich hatte früher schon einmal das Vergnügen, mit Ihnen über das Fräulein Tochter des Seidenherrn sowie über unseren Herrn Sohn zu reden, und, beste Freundin, deswegen machte ich Ihnen die Mühe.“

„Aber ich bitte Sie, eine Mühe! Eh eh, ein Vergnügen, mein bester Freund, ist mir Ihre Gegenwart.“

„Sie Liebe, also Sie verstehn, wie ich meine, und deshalb möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, wie Sie denken.“

„Ganz wie Sie für gut finden, mein Freund.“

„Das dachte ich mir, darum möchte ich also die beiden Kinder glücklich verloben. Wie wär's, meine Liebe, wenn wir in einigen Tagen nach Hildalingen führen? Das gibt eine schöne Spazierfahrt nebenbei.“

„Wie Sie wollen, mein Freund.“

„Ich danke Ihnen, meine Liebe.“

Die Unterredung stockte, und nach einer Weile begann sich die Frau von der Sarpalin noch mehr denn gewöhnlich zu langweilen, worauf ihr Herr von der Sarpalin den Arm bot und sie nach ihren Gemächern geleitete.

Frau von der Sarpalin seufzte, als sie allein war, auf, läutete der Zofe und machte sich im Abendnegligé behaglich, warf ihre auskorsettierte ältliche Fülle in eine Chaiselongue und nippte so lange Sekt, bis eine Flasche leer war und sie Schlaf hatte.

Herr von der Sarpalin aber verlangte, seinen Sohn zu sprechen. Der junge Herr aber geruhte nicht, zu Hause zu sein, und als sein Herr Vater die Nutzlosigkeit seiner

Verſuche gegen Mitternacht herum einſah, gab er die Mühe auf und genoß im ſtillen einige Tropfen Opium, worauf ihn Morpheus in die Arme ſchloß.

Der junge Herr von der Sarpalin aber, der trotz ſeiner ungebundenen Würde beinahe würdelos war, kam gegen Morgen nach Hauſe. Sein Weg führte ihn von der Klybeckſtraße daher, im Norden der Stadt aus dem Arbeiterviertel, wo er einen erſten Stock von vier Zimmern gemietet hatte, welche er nebſt dem entſprechenden Mädchen möblierte, um ſo die Freuden der Jugend zu genießen, das heißt, ein Teil davon, da ſeine Jugendfreuden gar mannigfach waren und in alle möglichen, ja beinahe unmöglichen aufgingen. Darum ließ er ſich auch frohen Herzens von ſeinem Vater im ſtillen vorerſt verloben. Vielmehr er ließ ſich die Maßregeln vorſchreiben, die er zu ergreifen habe, um das Herz eines achtzehnjährigen Mädchens zu erringen, welches neben einem reichen Vater auch noch ein klein wenig Gemüt hatte und vom Jakobus träumte, der, ſo gut es anging, unter dem Fenſter lag und über die Grenze ſchaute nach dem Hauſe des Seidenherrn von Hildalingen.

⁂ ⁂ ⁂

Auf das Einfachſte ergab es ſich, wenn das Geſchehnis auch wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf die Gemüter wirkte, und niemand begriff, wie ſo etwas möglich ſei, als in Jakobus das Abenteurerblut erwachte, wovon in jedem ſeiner Sippe einige Tropfen floſſen, wenn auch lebenslang gebändigt. Beim Jakobus war die Sache aber ſo fürchterlich einfach.

Denn bis zu dem denkwürdigen Tage, an welchem das Schickſal die Höllenmaſchine unter das traute Glück des Jakobus legte, ging er ſeelenvergnügt durch das Leben, ohne über abgründige Probleme nachzugrübeln. Und er hatte auch alle Urſache, frohgemut zu ſein, denn die Dilde, des Seidenherrn Töchterlein, half ihm aus Leibeskräften dazu, und ſo kam es, daß dieſen beiden jungen Leuten der Himmel voll der allerſchönſten und wahrſcheinlich einem jeglichen mehr oder weniger bekannten Baßgeigen hingen.

Und ein Faktum war's auch, daß dieſe beiden jungen

Leute sich gerade so lieb hatten wie zum Beispiel die Sophie vom Amtsgerichtspräsidenten Herrn von Deideler in Hüningen und der Alfred, der Sohn vom Schmiere- und künstlichen Butterfabrikanten Haubensack in Hildalingen. Auch der Karri vom Polizeikommissär und die Emmi von dem Gemüsegärtner waren sich nicht zärtlicher zugetan, und so noch eine ganze Menge anderer Leute im Alter des Jakobus. Dann hatten die Dilde und der Jakobus den anderen ein ganzes Schock an Treue voraus, denn alle anderen hatten bis zum Gymnasiasten- oder Lehrbubenalter mehr oder weniger mit dem Gegenstand ihrer Liebe gewechselt; Dilde und Jakobus aber waren bisher treu miteinander gegangen durch dick und dünn vom ersten Schuljahre an bis heute, wo doch die Dilde nur noch zur Musikschule lief und der Jakobus schon ein oberer Gymnasiast war, welche Dinge doch wahrscheinlich auch mitzuzählen sind.

An jenem denkwürdigen Tag aber waren alle, die sich lieb hatten, beisammen, nur der Jakobus ging alleine und war deshalb gezwungen, ganz gegen seine Absicht sich den Hagestolzen unter seinen Schulkameraden anzuschließen. Doch ließ er sich nicht träumen, daß ihm ein Unglück drohe, denn er war nur verärgert über den verlorenen Tag, den er ohne Dilde zubringen mußte; Dilde hatte sich nämlich heute den Schulgängern nicht angeschlossen, trotzdem sie sonst an diesem Tage nicht fehlte unter ihnen. So kam es, daß Jakobus zwar nicht von der Musikmappe Dildes bedrückt war, aber dennoch sich nicht leicht im Gemüte vorkam.

Und gerade wenige Stunden später begann der Stachel der höllischen Unruhe, im Herzen des am Mittag auf dem Heimweg begriffenen Jakobus zu lecken, als der Sepp, des Straßenwarts Sohn, ein früherer Schulkamerad, ihn anrief und fragte, wo der Herr Schulerbub das Fräulein Mausika gelassen habe.

Fräulein Mausika nannten nun einmal diese rohen Burschen von Lehrlingen und ehemaligen Gefährten auf der niedrigsten Stufe der Wissenschaft des Seidenherrn Dilde, und die Jünglinge, die mit solch bitterer Mühe ihre Weisheit fressen mußten, den Lehrern sozusagen aus der

Hand, dieſe geplagten Jünglinge wurden Herr Schulerbub genannt.

Jakobus ließ die Worte des Sepp wie Waſſer an ſich herablaufen und ſah ſehnſüchtig dabei nach dem Hauſe des Seidenherrn. Er hoffte, eine Spur von Dilde zu entdecken, aber vergebens. So hörte er auch nur mit halbem Ohr, wie der Guſti Leiſinger zum Lini Beerenhagel ſagte: „Ja, Fräulein, jetzt habe ich ſchon die erſten drei Geſänge zum Epos über Herkules beendet, aber es iſt eine furchtbar ſchwere Sache.“

„Ach, Herr Leiſinger, es iſt himmliſch,“ flüſterte das Fräulein Lini.

„Ja, aber dieſe ſchlafloſen Nächte, Fräulein,“ meinte der junge Dichter.

„Ach, es iſt zu ſüß, ſo ein Dichter zu ſein,“ ſagte darauf das Fräulein Lini zärtlich.

„Wie dankbar ich Ihnen bin, Fräulein Lini.“

Da errötete Fräulein Lini aufs ſchönſte, denn ihr Bruder, der fünfzehnjährige Fritz, war hinzugekommen und fragte: „Was ſchwefelt ihr denn da?“

Doch der junge Dichter war auch ein gewiegter Diplomat. Er ſagte: „Du, Fritz, ich hol' dich heut nachmittag ab, wir wollen fiſchen gehn.“

Da fuhr neben den jungen Leuten die Equipage vorbei, worin der Herr von der Sarpalin mit Frau Gemahlin und Sohn ſaßen. Neugierig ſchaute Jakobus dem Gefährte nach. Und gerade als die Equipage anhielt, öffnete ſich das Tor zum Hauſe des Seidenherrn, und die ganze Familie mit Dilde empfing die Herrſchaften von der Sarpalin mit vielen Komplimenten. Jakobus ſtand wie verſteinert und ſchaute hin, und nicht einen einzigen Blick warf ihm Dilde zu, da ſie nicht wußte, was anfangen vor Befangenheit, denn ihr Vater hatte ihr angekündet, recht nett mit den Gäſten zu ſein und ſich mit dem jungen Herrn gut zu unterhalten. Der junge Herr von der Sarpalin aber dachte ſich, als er die Dilde vor ſich ſah: ‚Uff, dieſe Gans —‘

Der Seidenherr komplimentierte ſeine Gäſte ins Haus hinein, und Pius, des Jakobus Bruder, ſagte: „Komm, Jakobus.“

So gingen die beiden Brüder den anderen nach. Jakobus war verwirrt und wußte nicht, was beginnen, denn es war ihm in seinem jungen Leben zum erstenmal geschehen, daß er an der mit der Seife Phantasie eingeriebenen Kletterstange der Jugendwünsche ein gut Stück herunterrutschte, gerade da, wo's nur noch eine Spanne gebraucht hätte, um all das Flitterglück zu erhaschen, wie er meinte. Pius aber schaute mit seinen kalten grauen Augen durch seine Brillengläser nachdenklich auf Jakobus und dann in die Weite und setzte unter das erste Kapitel seines Bruders einen dicken Strich, zuckte die Achseln und meinte leichthin: „Du, Jakobus, paß mal auf, die suchen ihrer Dilde einen Mann, der fein säuberlich zu ihr paßt."

Zuerst schluckte Jakobus ein wenig, dann aber sagte er ruhig: „Meinst du?"

„Siguro sagt der Italiener, doch was geht das uns an? Kommst du heut mittag mit? Wir wollen im Rhein fischen gehen."

„Ich mag nicht."

„Salü!" schrie Pius den andern vor ihnen zum Abschied nach und trat in das Kramgewölbe des Vaters Hecht, hinter ihm Jakobus.

„Aha, die Herren Söhne! Komm, Joggeli, sauf einen mit mir," schrie der verlumpte Sinesius, der Hildalinger Ortshalunke, den Eingetretenen zu und hielt dem Jakobus das Glas hin. Und Jakobus trank mit einem Zuge den Schnaps leer, daß ihm die Augen überliefen.

„Hallo!" schrie der Sinesi.

„Du bist wohl verrückt, Bub, dem Stromer da den Schnaps wegzusaufen. Pfui Teufel, schäm' dich!" schimpfte der Vater Hecht aufgebracht.

„Oho, Alter, wenn's dem Jungen nur geschmeckt hat."

„Halt dein Maul, Sinesi."

„Vater, Kinder, kommt zum Essen," rief die Mutter Hecht in das Kramgewölbe, um Frieden zu machen.

„Wohl bekomm's euch, Mutter."

„Dank, Sinesi, willst auch einen Teller Suppe?"

„Schaden könnt's nichts, Mutter Hecht."

„Dann komm, setz' dich an den Tisch, soviel ist immer noch da beim Vater Hecht, daß einer mehr zusitzen kann, als die Mutter rechnet," sagte stolz der Vater Hecht.

Der Jakobus aber drückte sich, so rasch dies ging, vom Tische weg und legte sich unter das Fenster seiner Kammer auf die Lauer, um vielleicht einen Schurzzipfel der Dilde oder gar diese selbst zu Gesichte zu bekommen. Und ehe er sich's dachte, sah er, was er wünschte, und auch noch ein kleines dazu. Denn eben kam, hinter Ziersträuchern bisher verborgen, die Dilde am Arme des jungen Herrn von der Sarpalin den Weg entlang geschritten, um bald darauf wieder im Parke zu verschwinden.

Da schnürte ein bitteres Gefühl dem jungen Burschen das Herz zusammen, und er stützte sein Gesicht in seine Hände, weil ihm an Leib und Seele katzenjämmerlich wurde. Drunten aber im Kramgewölbe neben dem Schenktisch saß der Sinesi und sang Liebeslieder, schon halb und halb im Suff versunken. Die Dilde und der Herr von der Sarpalin waren jedoch, wie dies die beiderseitigen Eltern wollten, „nett" zueinander. Das heißt, ab und zu sagte die Dilde ein kleines Wörtlein und ab und zu der junge Herr, zwischenhinein führte jedes für sich seine Gedanken spazieren. Die Dilde dachte an den Jakobus und an das „Gebet der Jungfrau", das sie nach dem Diner spielen sollte und nicht recht spielen konnte, und der junge Herr von der Sarpalin wünschte sich weg vom Hause des Seidenherrn in den ersten Stock der Klybeckstraße Nummer 122, wo er eine Etage komfortabel eingerichtet hielt nebst Zubehör.

Da nun alles seinen Verlauf nimmt, ging auch dieses intime Diner zu Ende zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Kinder waren nett gewesen und die Alten hatten vortrefflich gespeist und getrunken, zudem glaubten beide Teile, daß nun alles im besten Blei liege und in kürzerer Zeit die seidenherrlichen Millionen sich mit denjenigen des Herrn von der Sarpalin zum trauten Vereine vermählen würden. Und damit waren sie sicher und gewiß, das Glück der Kinder so akkurat und patent gefangen zu haben wie eine Maus mit der Patentmausefalle.

Das ist der erste Streich an dem denkwürdigen Tage,

Die Gattin des Künſtlers
Gemälde von Carl Guſſow
(Im Beſitz der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden)

und der zweite fällt in die Nacht, die auf diesen Tag in voller Sternenpracht sich über Hildalingen ausbreitete.

Denn kaum waren die Lichter in der Umgegend eins um das andere erloschen, schlich sich der Jakobus zum Tor hinaus. Links und rechts von der Grenze schnarchten in den Zollstuben die Zöllner, und das Licht des Deutschen flackerte und rußte wie der beste Fabrikschlot, hinderte aber den Beamten nicht daran, seiner Pflicht im Schlafe obzuliegen im eigentlichen Sinne des Wortes. Und gerade wie dieser tüchtige Mann am schönsten schlief, flötete irgendwo in der Nähe eine Amsel die Melodie der Nationalhymne und erweckte ihn aus dem süßesten Traum, justament als er den ersten Speckknödel an der Gabel hatte, der so herrlich duftete, und nun war's Essig. Dennoch salutierte er die Hymne im Dusel pflichtgetreu, wie sein Postenchef dies wünschte, dann drehte er sich um und schnarchte weiter.

Die nationale Amsel aber, die nach den Noten pfiff, war der gequälte Jakobus, und sein Lied war der abgemachte Pfiff, der seiner Dilde anzeigte, daß der Blitz ins Haus des Jakobus eingeschlagen hatte. Darum ging es nicht allzulange, bis sich gegen die Gartenseite zu ein Fenster öffnete und Dilde „pst" machte.

Jakobus kletterte auf die Mauer und von dort an dem alten Efeu, der das Haus umspann, empor und setzte sich auf die Fensterbank von Dildes Zimmer.

„Aber Joggeli, bist du ein frecher Spatz! Wenn dich jemand hier findet, das gäb' einen fidelen Spektakel."

„Das ist mir gleich, mir ist überhaupt alles gleich."

Verwundert schaute Dilde ihren Jugendgefährten an. „Was hast du denn, Joggeli?"

„Ich bin wütend," sagte Jakobus und seufzte lästerlich.

Da lachte Dilde hell auf. „Ein Hansnarr bist du."

„Hat dir das der feine Herr gesagt?"

„Aha, — da liegt's! Bist du eifersüchtig?"

Dilde lachte wieder, und Jakobus schaute sie verwundert an, dann sagte er: „Ja, bei Gott, ich bin eifersüchtig, da hast du recht, Dilde."

Spöttisch sagte Dilde: „Auf so ein Herrchen — aber, Joggeli, gibst du dich so billig her, wenn schon; aber ich

geb' dich nicht so billig." Und das wohlerzogene siebzehnjährige Fräulein Dilde, das mit dem jungen Herrn von der Sarpalin nichts anzufangen wußte, trotzdem dieser Herr eine ganz auserlesene feine gelbe Weste trug und in den Hosen Bügelfalten und einen Frack aus Paris, dieses selbe Fräulein nahm auf einmal den eifersüchtigen Jakobus um den Hals und herzte ihn und küßte ihn.

„Du dummer, lieber Joggeli."

„Du liebe Dilde . . ."

„Und da soll doch gleich ein Donnerwetter dazwischen fahren! Kerl, was machst du denn da oben?" fragte der Seidenherr mit aller ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit, denn die obengenannte Amsel hatte auch ihm die Ruhe geraubt, und da er ein eigenes Gewisper und Geplauder wahrnahm, trieb es ihn in den Garten hinaus, nachzusehen. Verwundert schaute Jakobus den Frager an, und Dilde huschte, so schnell wie sie konnte, in ihr Zimmer zurück. „Was du da oben treibst, Kerl, frag' ich, hörst du nicht?"

Gemächlich begann Jakobus an der Efeuranke abzusteigen und sagte: „Ich komme gleich, Antwort geben, Herr!"

„So, du bist der Strolch? Das hätt' ich von dir nicht gedacht, Jakobus! So so! Was willst du denn da?"

„Nachsehen, ob die Trauben reif sind."

„An Efeuranken?"

„Ach, da schau her, das sind ja Efeuranken!"

„Ei, ei, was der junge Mann da aufs mal für eine Entdeckung macht! Efeuranken, ach was?"

Jakobus war derweil auf der Mauer angekommen, er zog seinen Hut und machte eine Verbeugung. „Empfehle mich, verehrter Herr!" Damit sprang er auf die Straße. Der Seidenherr aber schrie ihm nach, ärgerlich, daß ihm Jakobus entwischt war: „Wart' nur, Halunke, ich will dir's geben! Stehlen wolltest du, einbrechen, Halunke!"

Da kehrte Jakobus um und fragte verwundert: „Was! Stehlen?"

„Jawohl."

„Sie sind ja verrückt, Herr!"

„Wart', Halunke!" Und so flink dies ging, machte sich der Seidenherr auf, mit seinem Gärtner, den er zum Bett herausgetrommelt hatte, und schlug im Hause des Vaters Hecht Lärm.

„Was ist denn los?" fragte dieses würdige Familienhaupt, die Schlafmütze auf dem Kopfe zum Fenster heraus.

„Macht mal auf, Vater Hecht, hab' mit Euch dringlich zu reden."

„Ah, Ihr seid's, Herr Nachbar? Einen Augenblick!"

Drinnen in dem Kramgewölbe fragte Vater Hecht seinen Nachtbesuch mit seiner feinsten Höflichkeit: „Was verschafft mir die Ehre, Herr Nachbar?"

„Schöne Ehre, Vater Hecht, tut mir leid, aber bei Gott: Euer Sohn wollte bei mir einbrechen und stehlen."

„Waaas?"

„Hab's eben gesagt, Vater Hecht."

Vater Hecht starrte seinen Besuch an, kreideweiß, und dann kam ihm der Verdacht, der Seidenherr sei übergeschnappt, aber der Mann sah aus wie immer. Darum rannte er in das Zimmer seiner Buben und fand das Bett des Jakobus leer. „Himmelkreuzmillionensternsakrement," fluchte er da und begann zu heulen wie ein Kind. Es kam ihn eine Schwäche an, und er mußte sich auf das leere Bett setzen.

„Was ist denn?" fragte da der erweckte Pius.

Weinend und zerknirscht jammerte der Vater Hecht: „Unser Jakobus ist beim Seidenherrn eingebrochen und hat gestohlen, der saubere Bub der!

„Dummes Zeug, Vater," sagte Pius.

Vater Hecht aber rannte wie von Sinnen wieder zu seinem Besuch und sagte: „Herr Nachbar, was Euch der Strolch gestohlen hat, ich will's zehnmal wiedergeben. Sagt nur keinem Menschen etwas, oder Ihr bringt mich unter den Boden."

„Nun, nun, für diesmal soll's so hingehn, Vater Hecht, aber bändigt Euer Früchtchen beizeiten, sonst könnt's leicht der Teufel holen. Und damit Gott befohlen, Vater Hecht."

Stolz, als hätte er die Welt reformiert, zog der Seidenherr nach Hause. Vater Hecht aber saß lange und brütete vor sich hin: diese Schande, Herr Gott noch mal,

ſein älteſter Sohn ein Dieb! Und je mehr er daran dachte, um ſo kläglicher fühlte er ſich, und ein großes Elend kam über ihn.

So griff er zur Flaſche und trank einige Gläſer ſtarken Schnaps gierig in ſich hinein, und als ſein Geiſt ſich umnebelte, begann er ein Schelmenliedchen zu ſingen. Da ging das Tor, und Jakobus wollte ſich hinauf in ſein Zimmer ſchleichen; er ſah aber noch das Licht im Kaufgewölbe und ſchaute hinein. Da ſah er ſeinen Vater hinter der Flaſche ſitzen und trinken und hörte ihn ſingen:

„Schenkt nur noch mal ein
Bier und Branntewein —“

Jakobus war näher getreten und blickte verwirrt auf ſeinen Vater. Der ſchaute langſam ſeinen Älteſten an, und in ſeinem trunkenen Geſichte ſpielten Zorn und Weh, Fluchen und Weinen.

„Was haſt du, Vater?“ fragte Jakobus.

Zornig lallte Vater Hecht: „Ich würd' auch noch fragen, du Halunke, du verdammter, der wie ein Hund verrecken ſoll, du Dieb, du elender, daß dich der Teufel hol', du Dieb, du Zuchthäusler, du Mörder, Vatermörder!“

Starr hörte Jakobus den Vater fluchen, dann ſagte er: „Vater, ich habe noch nie geſtohlen, auch heute nicht.“

Da fuhr der Vater Hecht auf und warf die Schnapsflaſche nach ſeinem Älteſten, daß ſie ſplitternd an der Wand anſchlug und zerſprang, und ſchrie im höchſten Zorn: „Lügner, Hund, Lügner, geh mir aus den Augen, komm mir nicht mehr unter das Geſicht, verrecke, wo du mußt, nur komm mir nicht mehr unter die Augen, du Dieb!“

Da fuhr Jakobus auf im heftigen Jähzorn: „Ich bin kein Dieb, Vater!“

„Schweig ſtill,“ brüllte der Alte und ſchwankte mit einem Küferhammer auf Jakobus zu, „ſchweig ſtill, oder ich ſchlag' dich tot, und wenn ich auf das Schafott komme!“

„Jeſus Maria, was iſt denn das für ein Unglück!“ ſchrie außer ſich die Mutter Hecht, die von dem Streit erwacht war. Da lachte Vater Hecht grimmig auf und ſagte: „Das iſt dein Herzensſohn, der Dieb, der beim Seidenherrn

gestohlen hat. Der Seidenherr hat's mir selbst gesagt, ins Zuchthaus bringt er ihn, diesen Dieb." Und wieder drang er auf Jakobus ein und hob den Hammer, um ihn zu erschlagen. Jakobus nahm dem trunkenen Manne den Hammer aus der Hand und sagte: „Mutter, das ist nicht wahr, ich habe nicht gestohlen. Ich war wohl im Garten des Seidenherrn, aber nicht als Dieb."

Da brüllte Vater Hecht: „Aus den Augen, Halunke!" Mutter Hecht winkte: „Geh, Jakobus, morgen ist auch ein Tag, geh auf dein Zimmer und macht das andere morgen aus." So ging Jakobus. Und Mutter Hecht brachte ihren Eheherrn zur Ruhe.

Droben im Zimmer der Söhne sagte Pius: „Du, Jakobus, was hast du denn gestohlen?"

Jakobus zuckte die Achsel. „Nichts."

Pius aber meinte, als ihm Jakobus das Vorgefallene erzählte: „Jakobus, Jakobus, du bist ein Schlauer, läßt dir ein Herz schenken und stiehlst damit dem Seidenherrn seine schönsten Träume."

Jakobus dachte über all das, was geschehen war, nach, und es schien ihm gleichgültig zu sein, was auch kommen sollte, denn er baute auf Dilde und hoffte auf seine jungen Jahre und sein gutes Glück. —

Als der Seidenherr mit seinem Gärtner wieder nach Hause zog, fand er sein Mütlein so ziemlich gekühlt und war demnach ein wenig nachdenklich. Auch dem Gärtner war dieser nächtliche Hallo, der ein Loch in die sonstige und gebührliche Ruhe und Weile des Alltags gerissen hatte, ein gefundenes Fressen, und da allzumal seine Geisteskräfte auf dem Nebengebiet seiner Lebenstätigkeit im Lesen von Detektiv- und Kriminalromanen aufgingen, ist es weiter nicht verwunderlich, daß er den ganzen Scharfsinn seines Verstandes auf dem Schema S seines Lieblingsdetektivs Schreckbock spazieren ritt mit sämtlichen dazugehörigen Kniffen und Pfiffen. Anfangs legte der Seidenherr dem Gerede seines Trabanten keinen großen Wert bei, aber als dieser die Einbruchgeschichte des guten Jakobus links und rechts vernäht hatte und das Dunkle mit der Blendlaterne obenbesagten Schemas beleuchtete

von allen Seiten und Enden, da fragte der Seidenherr erſtaunt: „Ja, wie meinſt du, Häberlein, ich hab' dich nicht recht verſtanden, weil ich eben auch nicht recht gehorcht habe?“

„So mein' ich's, Herr, aber Sie müſſen nun auch recht hinhorchen, alſo frag' ich: Haben Sie geſehen, daß der Burſche etwas Goldenes oder Silbernes oder einfach, mit einem Wort geſagt, etwas Koſtbares wegtrug?“

„Das gerade nicht,“ meinte zögernd der Seidenherr, „aber zum Teufel, es genügt, wenn man um dieſe Stunde in ſtockfuhſinſterer Nacht einen beliebigen Dreckſpatz an der Efeuranke ſeines Hauſes in der Höhe des erſten Stockwerkes herumlungern ſieht!“

Aber da der Gärtner in ſeinem Waſſer war und die Hebel und Bolzgewichte ſeines Scharfſinns an die Quader des Geheimniſſes angeſetzt hatte, genügte ihm dieſes nicht wie dem Seidenherrn, beſonders da ſeinem Geiſte das Richtige beinahe ſchon zu wetterleuchten begann. Er ſagte darum: „Mit Verlaub, Herr, das reicht eben nicht aus, denn er war ja nicht im Hauſe ſondern außendran und hatte auch nichts Geſtohlenes bei ſich. Sehen Sie, Herr, mir iſt, als wäre es ganz was anderes.“

Wohlgefällig brach der Gärtner ſeine Rede ab, denn er wollte ſich gerade ſo ſchön und gut bitten laſſen, zu ſagen, was er wußte, wie ein anderer Weiſer oder Profeſſor ſich bitten läßt, ehe der ſeinen Weisheitsdampf abzieht, und nur widerwillig tat der Seidenherr dem Gärtner den Gefallen. „Was glaubſt du?“ fragte er.

„Ich glaub', daß der Jakobus nicht einbrechen wollte, daß er aber auf der Lauer zu liegen hatte, daß er überhaupt mit einem Worte vielleicht von einem Ihrer Todfeinde, was ja Ihre Konkurrenten ſind, gekauft wurde, Sie auszuluchſen, um dann, wenn er etwas geſehen hat, Ihnen ein Bein zu ſtellen, um Ihnen —“

„Jetzt aber ſei du ſtill, du Eſel, wenn das alles iſt! Solch einen Blödſinn habe ich noch nie gehört.“

Beleidigt ſchwieg der Gärtner Häberlein, und ſie trotteten beide verdroſſen ihren Penaten zu. Der Gärtner, feſt entſchloſſen, den Seidenherrn wie ein Fiſch am Angel

zappeln zu lassen und ihm erst in der höchsten Not, mit seinen Talenten beizustehen, um ihm dann zu sagen: ‚So sehen Sie jetzt, daß ich recht gehabt habe.‘

Ganz andere Gedanken hatte der Seidenherr, und diese Gedanken waren sogar derart aufrührerisch, daß sie in seinen Beinen ungefähr die ähnliche Wirkung taten, die ein überhitzter Dampf auf den Kolben der Maschine tut. Er begann zuerst in Hundetrab zu fallen, um dann, je weiter sich sein Verdacht entwickelte, in den Galopp eines englischen Vollbluts zu geraten. Dabei fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum und murmelte: „Das wär' jetzt noch schöner, das wär' jetzt das Feinste, ei, da schlag doch Gott den Teufel tot, ei, das wär' jetzt schön.“

Am meisten schön fand er diese Tatsache, daß der Jakobus eigentlich nicht am Hause geklebt, sondern daß er fein bequem auf dem Simse gesessen hatte und zwar auf demjenigen vom Zimmer der Dilde. Und eben diese Entdeckung sollte Gott mit dem Teufel totschlagen, betete der Seidenherr.

Als er zu Hause war, rannte er, zwei Treppenstufen aufs mal nehmend, zum Zimmer seines Töchterleins, der Dilde. Dort klopfte er einige Wirbel, und als die einzelnen Finger nicht verfangen wollten, schlug er den Zapfenstreich mit beiden Fäusten und schrie dazu: „He, Dilde, mach' auf, mach' auf!“

Die Dilde hatte nun zwar schon das erste leiseste Klopfen gehört, aber als echte Tochter Evas und dazu noch mit einem etwas belasteten Gewissen war ihr die träumerische Ruhe lieber als eine Auseinandersetzung mit ihrem Vater. Darum beschloß sie zuerst, den Sturm mit unerweckbarem Schlaf abzuschlagen. Doch das Verhängnis war nicht unterzubekommen und der Seidenherr zu sehr im Dampf seiner Entrüstung, als daß er mit flatternden Fahnen abgezogen wäre. Er trommelte unentwegt in allen Tonarten und schrie: „Dilde, mach' die Türe auf!“

Da geruhte die Dilde zu erwachen und gähnte so laut, daß es durch den Zapfenstreich, den ihr Vater schlug, durchklang, und fragte unschuldig wie Noahs Taube: „Brennt's, Vater?“

„Jawohl brennt's, mach' nur mal auf!"

„Wart' ein wenig."

Der Seidenherr hörte den Riegel zurückſchieben und zählte dann auf zwanzig, damit Dilde Zeit hatte, wieder unter die Decke zu ſchlüpfen, denn darauf hielt er ſoviel, daß ſeine Prinzipien Meiſter über die maßloſe Hitze wurden. Dann brach er in das Zimmer ein und ſagte in der Stellung eines abgemalten Propheten voller Anklage: „Das hätt' ich von dir nicht gedacht, Dilde!"

Verwundert fragte Dilde, trotzdem ihr Herzlein im Polkatakte hüpfte: „Was hätteſt du nicht gedacht?"

„Ich würde auch noch fragen an deiner Stelle!" Der Seidenherr ſchlug die Hände über dem Haupte zuſammen, was aber weniger erſchütternd als komiſch auf Dilde wirkte. Sie ſagte daher ſchnippiſch: „Nun denn, dann ſag' ich ſchon gar nichts mehr, das iſt gut, da kommt man mir mitten in der Nacht, klopft mich zum feinſten Schlaf heraus und ſagt mir Dinge, Dinge ſagt man mir — nein, ich ſchweig' und ſag' ſchon gar nichts mehr."

Als der Seidenherr ſeinen Anſturm, den er in bibliſchem Stile gehalten hatte, weil er ſich davon mehr verſprach, abgeſchlagen ſah, kam er aufs neue ins Treffen, und diesmal väterlich zum Schein und diplomatiſch in Wirklichkeit. „Alſo hör' mal Dilde, alſo da klettert einer am Hauſe herauf —"

„Wo, um Gottes willen wo?" ſtieß Dilde ängſtlich aus.

„Ach was, nicht jetzt, vorhin war das, alſo jetzt ſchrei mir nimmer drein! Alſo da klettert einer am Haus herauf, und ich hör' in meinem Zimmer etwas wie leiſes Flüſtern und ich geh' ſchauen, und da iſt einer, und er ſitzt auf deinem Geſimſe, und das Fenſter iſt offen —"

„Herrjeh, jetzt muß ich mich ja zu Tode ſchämen!" jammerte Fräulein Dilde.

„So ſo, du haſt alſo davon gar keine Ahnung gehabt?"

„Nicht die kleinſte!"

„So ſo, dann iſt's recht, dann hat er alſo doch einbrechen wollen. Dann muß er alſo ins Gefängnis. Denn wenn man ihm ſonſt das durchläßt, ſo kommt er ſpäter noch aufs Schafott, denn ſo fängt's an."

Bei dieſen Worten war Dilde bald rot, bald blaß geworden und der Seidenherr wieder mißtrauiſch auf ſein Töchterlein. Deshalb beſchloß er, da die bibliſche Art ſo wenig nützte wie die väterlich-diplomatiſche, als guter Chriſt nun zuletzt mit der Tortur zu beginnen. Scheinbar für ſich im Selbſtgeſpräch legte er der Dilde die Daumenſchrauben an, das heißt, er zwickte mit Worten auch nebenbei ihr Herzelein. „Alſo der Jakobus ein Dieb, ein gemeiner Dieb, pfui Teufel.“

Dilde lag auf dem Rücken und ſah ſtarr auf ihren Vater. Ihr Herz krampfte ſich zuſammen, und ihre Augen wurden feucht.

„Jetzt geh' ich halt zur Polizei, dann wird er einfach hinter Schloß und Riegel geſteckt, der Strolch der, ein bis zwei Jahre kommt er ſchon ins Zuchthaus, und das iſt —“

Da ſchnellte Dilde auf und unterbrach ihn, denn dieſe Folter wirkte. Ihre Augen ſprühten, und ihre Wangen brannten wie Feuer, und ſie ſagte haſtig: „Wenn du das machſt, geh' ich in den Rhein, Vater.“

Da wurde das Geſicht des Seidenherrn ſpitz und hart. Er glich jenem Geiſtlichen, der im Ahnenſaale hing und ſo etwa vor der Humaniſtenzeit in der Rheinſtadt ſein Weſen getrieben hatte mit feurigen Zangen und Strecken und Sieden und Vierteilen und ähnlichen Dingen, die fromme Herzen dazumal hüpfen machten. Er fragte hart und diesmal ganz der Seidenherr, der über tauſend Arbeiter gebot und millionenſchwer war, aber auch verſtand, dieſe Millionen ſich zu halten: „Warum gehſt du in den Rhein?“

Da gab Dilde keine Antwort, legte ſich wieder in die Kiſſen zurück und weinte bitterlich. Aber der Seidenherr fragte danach wenig, er wollte wieder einrenken, was außer dem Gelenke war und, wie er wußte, ſich nur mit Schmerzen vollbringen ließ. Darum ſagte er hart und verächtlich: „War der Lotterbube bei dir, gut, jetzt werde ich doch tun, was ſich machen läßt, und du kannſt dir in Zukunft ausrechnen, was du zu tun haſt. Den Buben kennſt du nicht mehr, und wenn der junge Herr von der Sarpalin kommt, wird er dich fragen, ob du ihn lieb haſt, und dann wirſt du ſagen ja —“

Da ſchnellte Dilde auf: „Nein, Vater, das werde ich nicht. Mach' was du willſt, aber das werde ich nicht, und eher kannſt du den Jakobus einſperren laſſen, aber das werde ich nie tun, was du da willſt."

Da bekam's der Seidenherr auf einmal wieder mit der Liebe zu tun und war ganz der gute Vater, aber wenn der Sturm das Meer aufgewühlt hat und die Unruhe ſich wieder legt, iſt das Waſſer nicht alſobald klar und helle. So war auch Dildes Gemüt krankhaft erregt, und ihre Augen glänzten wie im Fieber aus dem blaſſen Geſichtchen. Sie bat ihren Vater: „Laß mich allein, quäle mich nicht mehr länger."

„Iſt das dein Kindesdank für meine Güte, die ich in deiner Verirrung für dich habe?" fragte der Seidenherr in der bibliſchen Tonart.

Aber Dilde ſchaute gerade aus und achtete der Worte nicht. In ihrem Herzen war eine hoffnungsloſe Nacht, und dennoch war in ihr auch noch ein Fünklein Trotz, ſo eigentlich nur noch ein armſeliges geſchlagenes Trötzlein. Doch gerade ſind die geſchlagenen Heere die gefährlichſten, wenn die Verzweiflung deren Verbündete iſt, und zu dem Trötzlein der Dilde kam eine um ſo heftigere Verzweiflung, als ſie vom Lebenseinmaleins noch viel zu wenig wußte.

Darum weinte ſie bitterlich, als der Seidenherr ſie allein gelaſſen hatte, und als das ärgſte Regenwetter vorüber war, ſtand ſie ſchnell auf und ſchrieb ihrem Jakobus ein Brieflein, worin ſie ihm alles erzählte und ihm verſprach, getreu zu ſein. Dieſes war die erſte Regung ihres aufs Haupt geſchlagenen Glückes, und nun begann ohne Bange das übrige kleine Trötzlein zu wachſen und half dem Glück aufſtehen und auf und davonfliegen in die weite, weite Welt. Vorher aber ſollte die Dilde noch ein anderes wegbekommen. Wie eine Erkältung den Menſchen befällt, wenn ſchönen lauen Tagen herbe Stürme folgen, ſo iſt es ein und dasſelbe mit der Seele. Die Stürme des Lebens ſchlagen die Seele wund, und vor Weh kommt der Leib an die Reihe und hat ſozuſagen ſeinen Schnupfen weg, ſo kam auch der Sturm

dieſer Nacht an Dilde und zwang ſie, einige Tage krank zu liegen. Jedoch führten ihre Jugend und ihre Sehnſucht nach Jakobus raſch ihre Geſundheit wieder herbei.

Dem Seidenherrn war nur lieb zu hören, Dilde ſei krank. So konnte er ſeinen Apparat in Ruhe ſpielen laſſen und Dildens Lebenszüglein wieder auf das rechte Geleiſe bringen, wie er meinte. Darum ging er frühmorgens zum Vater Hecht. Das Geſinde und die Mutter Hecht waren hinter dem Kramgewölbe gerade beim Morgeneſſen, auch Jakobus und Pius ſaßen zu Tiſche, nur Vater Hecht duſelte noch ſchwer an ſeinem Schlaftrunk herum und konnte ſich vor Katzenjammer an Leib und Seele nicht rühren. Die Mutter Hecht ſtand deshalb auf, als der reiche, vornehme Herr Nachbar hereintrat.

„Iſt Vater Hecht zu ſprechen?“ fragte der Seidenherr.

„Nein, er liegt noch, er iſt nicht wohlauf,“ antwortete die Mutter verlegen.

„Nun, dann machen wir das Geſchäft in Ordnung.“ Er räuſperte ſich und ſchaute nach dem Tiſch, dann rief er: „Jakobus, komm daher, du gehörſt auch zur Partie diesmal.“

Die Mutter Hecht ſtrich ſich verlegen über die Schürze und ſchaute traurig auf ihren Älteſten, der ein wenig befangen zu ihr trat. Sie wollte aber alles gutmachen und dann auf die Zukunft hoffen, daß ihr Jakobus den Fehltritt wieder durch Gutes beglich; ſie ſagte darum: „Laßt um Gottes willen eine Anzeige unterwegs, Herr. Sagt, was der Schaden iſt, und ich will den dreifach vergüten.“

Da lachte Jakobus auf. „Dummes Zeug, Mutter, ein wenig nachtwandeln iſt noch lange nicht geſtohlen.“

„Der Bub hat recht, Mutter Hecht,“ ſagte der Seidenherr. „Ich war geſtern abend zu raſch, doch wir wollen alles in Ordnung machen. Hier vor allem ſag' ich: ich habe mich geirrt, Jakobus wollte nicht einbrechen.“

„Gedankt ſei Jeſus Chriſtus,“ ſagte die Mutter Hecht und weinte vor freudiger Rührung.

„Und nun, Mutter Hecht, habe ich noch einige Worte mit Eurem Älteſten zu reden, am liebſten unter vier Augen,“ meinte der Seidenherr.

Da ging die Mutter Hecht zu den andern zurück, und Jakobus ſchaute verwundert auf. Der Seidenherr blickte mit kaltem Geſichte den Burſchen an, als wollte er ihn auf ſeinen Wert hin prüfen; dann fragte er mit leiſer Stimme und mit einem eigenen Glitzern in den Augen: „Was verlangſt du, Jakobus, wenn du mir das Verſprechen gibſt, meine Dilde von heute ab nicht mehr zu kennen?“

Jakobus begriff den Seidenherrn nicht. Unwillig ſagte der: „Wieviel Geld willſt du dafür?“

Da lachte Jakobus laut auf und beſah ſich keck den reichen Mann, der ihm die Dilde abkaufen wollte. „Soviel Geld wie ich verlange, habt Ihr ja gar nicht, Herr.“

„Ich will keine Witze machen. Du ſollſt eine Rente haben von mir, ſolange du lebſt. Das iſt viel, denk daran, verſcherz' dein Glück nicht.“

Spöttiſch ſagte Jakobus: „Wenn ich nicht nachlaſſe und Dilde wird meine Frau, dann habe ich ja alles, was Ihr habt, ſobald Ihr tot ſeid. Aber damit Ihr ſeht, wieviel ich Euch zahle: behaltet den ganzen Quark und Euren Hochmut dazu, ich bin mit Dilde allein zufrieden.“

Dem Seidenherrn ſtieg aller Zorn und Groll zu Haupt, und er ſchlug dem jungen Manne vor ſich die Fauſt in das Geſicht, daß das Blut zu Mund und Naſe herausfloß. Da ſchrie Jakobus auf wie ein wildes, ungezähmtes Tier, dem man Feſſeln anlegen will, und faßte den Seidenherrn am Hals, drückte ihn an die Wand und preßte ihm die Kehle zu. „Siehſt du, reicher Hund, ſo könnte ich dich jetzt erwürgen oder zwingen, mir zu geben, was ich will, ſiehſt du jetzt!“ ſchrie er.

Die Knechte und Pius kamen dazu und riſſen die beiden voneinander. Eilig lief der Seidenherr hinaus nach Hauſe und verfluchte den Augenblick, in welchem er in dieſe Räuberhöhle eingetreten war. Jakobus aber wurde bleich, und ſeine Zähne begannen zuſammenzuſchlagen, er ſah ſein ganzes Kartenhaus zuſammenfallen dieſer brutalen Willkür wegen. Denn Dilde, was mußte ſie jetzt ſagen?

Die Mutter Hecht jammerte. „Herrgott, Herrgott, Jakobus, was machſt du? Du kommſt noch ins Zuchthaus, ſo wahr ein Gott im Himmel iſt.“ Pius aber war dem

nicht ſicher, er ſagte: „Was ſteht in der Bibel? Aug' um Aug', und weißt du, Mutter, wer mir eine aufs Maul gibt, der bekommt auch eine, und wenn's der Großmogul wäre, und der Jakobus hat recht gehabt."

Als der Vater Hecht gegen Mittag herum zu ſeinem Bette herauskroch, hatte die ſauerſüße Nachricht, daß der Jakobus ein ſchloßenweißes Lamm ſei, die niederſchlagende Wirkung eines Herings mit Syphon. Seine Autorität aber gab ihm nicht zu, ſich zu beugen, und ſo behandelte er den Jakobus gleich einem unheilbaren Sündenplätz, zudem ging ihm unentwegt ein Mühlrad im Kopf herum.

Jakobus aber ſtrich den ganzen Tag wie ein Schatten daher und lag dann zwiſchenhinein wieder auf Ausguck unter ſeinem Zimmerfenſter, aber er konnte keine Spur von der Dilde ſehen. Da verlor er, je weiter es gegen Abend zu ging, immer mehr den Mut. Und als er gar noch umſonſt an der Efeuranke des Seidenherrnhauſes herumſpaziert war und vor dem geſchloſſenen und verhängten, wenn auch beleuchteten Fenſter Dildes ſo zärtlich als möglich flötete und dennoch keine Antwort erhielt, da war es vollends fertig mit Jakobus. Er wußte nun, daß alles null und nichts war und er die Dilde für immer verloren hatte.

Und dieſe Erkenntnis mußte des Jakobus Gemüt umgeworfen haben, denn am andern Morgen war er verſchwunden, und niemand konnte ſagen, wohin er gekommen.

Man fiſchte ſämtliche Mühlbäche in der Umgegend ab, und im Rhein ſuchten alle Fiſcher nach dem Jakobus, aber niemand fand eine Spur; auch da nicht, als der Seidenherr ſeine Prämie für den toten Jakobus verdoppelte. Jakobus war und blieb verſchwunden.

Das hinderte aber nicht, eine feine chriſtliche Wirkung zu haben. Rings herum prieſen die Leute den Seidenherrn wegen ſeiner Menſchenfreundlichkeit, den armen Eltern auf das wenigſte den Troſt eines chriſtlichen Grabes für den verlorenen Sohn geben zu wollen. Und wenn die guten Leute noch gewußt hätten, mit welcher großen Liebe der Seidenherr den allerſchönſten Kranz auf den Sarg des Jakobus niedergelegt haben würde zum Troſte der Eltern:

ſie hätten ihn noch mehr geprieſen. So aber war ausgemacht, daß es mit dem Jakobus aus und fertig wäre, er auf das wenigſte tot ſei, und niemand dachte daran eine Prämie ausſetzen für den, der den lebenden Jakobus fein ſäuberlich zu Hauſe ablieferte.

Ein Tag nach dem Verſchwinden des Jakobus gab die alte Joſephine, die lebenslängliche Stubenmagd des Seidenherrn und das ehemalige Kindermädchen der Dilde, dem Pius ein Brieflein. Sie meinte zwar, eigentlich hätte das Fräulein dem Jakobus die Botſchaft ſenden wollen, aber da der verſchwunden wäre, käme es auf ein und dasſelbe heraus; wenn ſie nur das Ding erſt einmal ab hätte, das ſei jetzt die Hauptſache. Denn dem Fräulein hätte ſie hoch und heilig verſprochen, das Pöſtlein zu beſorgen und niemand davon zu reden, und da das Fräulein nun einmal zu Bette liege an was weiß Gott für einer Krankheit, wär's auf alle Fälle das Beſte, das Fräulein glaube, es ſei alles in der allerſchönſten Ordnung, ſo würde das Fräulein am allerſchnellſten wieder geſund werden, und nun Gott befohlen, Herr Pius.

Dies alles ſagte die alte Fine mit einem nicht mehr jugendlichen dafür um ſo geübteren und friſchgewetzten Stubenmädchenmundwerk und lief eiligſt nach Hauſe, als ſie ihre Ladung an Worten, wenn auch nicht an die rechte, ſo immerhin an eine gar nicht ſo ungeſchickte Adreſſe abgegeben hatte.

Der Pius beſah ſich das Brieflein von allen Seiten und ſchaute dann nachdenklich in das Weite. Was ſollte das jetzt wieder ſein? Doch da er nun einmal das Brieflein in der Hand hatte, fand auch er dies als richtigen Ort dafür und öffnete fein ſäuberlich das Kuvert.

Als er Dildes Erguß geleſen, lächelte er vergnügt vor ſich hin und ſchaute nach dem Hauſe des Seidenherrn hinüber, als wäre er deſſen Univerſalerbe. Doch beſchloß er, hübſch ſtille zu ſein und abzuwarten, denn für ihn war das eine Gewißheit, daß eines Tages Jakobus wieder auftauchen mußte. Einſtweilen galt es für ihn, nur gut zu Dilde zu halten, um dort dem Jakobus eine kleine Kirche zu bauen im Herzen der Dilde.

Und als die nächsten Tage verstrichen und kein toter Jakobus aufgefunden oder aufgefischt wurde, bekehrte sich ein Großteil der Leute zu der Meinung von Pius. Nur Vater Hecht wollte nicht recht daran glauben, er schlich scheu und gedrückt herum und kam sich ungeheuerlich vor. Alle Schuld vom Verschwinden des Jakobus lud er sich auf, und so griff er immer mehr zur Flasche, die bösen Geister zu bannen. Er tat wie so mancher und schlug den Teufel mit Beelzebub tot.

Etwa vier Wochen später ging des Seidenherrn Dilde wieder als Fräulein Mausika, wie ihr Vater so wollte, nach der Stadt zur Musikschule. Und da sie das so hübsch stille tat, überhaupt ganz manierlich war, kam ihr Vater zu dem Gedanken, die Dilde sei auf dem besten Wege, nun recht bald Frau von der Sarpalin zu werden. Denn als er ganz so nebenbei beim Mittagessen von Jakobus redete und meinte, der Erzschelm sei durchgebrannt, da rührte sich die Dilde kaum, und als die Mama christlich folgerte, Gott möchte sich dieses Sünders annehmen, lächelte Dilde sogar.

Daß die Dilde nur darauf aus war, auf jede Art des näheren über Jakobus zu hören, daran dachte der Seidenherr nicht, doch nahm er sich nun ernstlich vor, da ja, wie gesagt, das Übel ausgereutet war, dem alten Herrn von der Sarpalin von diesem Fehltritt zu erzählen. Denn eigentlich war es ja nicht so Schlimmes, das verschwiegen hätte werden müssen, und dann setzte ihn solche peinliche Reinlichkeit nur in um so besseres Licht.

Der alte Herr von der Sarpalin nahm auch das Ganze in einer soweit gnädigen Art auf, er meinte, als er alles genau wußte:

„Mein verehrter Herr und Freund, zu unserer Zeit waren wir ja ungeheuerlich strenge, ich selbst hätte ja nicht einmal einen Gedanken verziehen, wie Sie ja auch, verehrter Freund, trotzdem Sie ja ein milder Herr sind in christlichen Sachen. Aber wissen Sie, ganz unter uns, die heutigen Ehrenleute schauen sich anders an, und schlimme Dinge schauen sie als honett an und dann, wir beide sind ja weiter nicht beteiligt, denn die Kinder sind es ja, die sich heiraten, also lassen wir dies ruhen."

Zweites Kapitel

worin vom Heiraten und Ledigbleiben sowie der Liebe die Rede ist und auch vom Geld und von noch anderen unnötigen Dingen, was man aber alles selber sieht, wenn man sich die Mühe nimmt und liest.

Allerlei hatte sich geändert in Hildalingen, seit der Jakobus verschwunden war, aber wie's so zugeht, immer eins nach dem andern natürlich, so ganz gemächlich, diese Kleinigkeit und jenes, und dann da ein Tag, dazu dort eine Woche und alles zusammen gab dann das Histörchen. Wichtig ist ja nichts auf dieser Welt und hat auch wie das meiste der Dinge keinen großen Wert. Der Zeit müßte der Atem stillestehn vor Verwunderung und Unerhörtheit, so war's dennoch dem alten Nebel, der das Wirtshaus zur Post hatte, als der Bub vom Edi Abend sein Töchterlein schlankweg vom Flecke heiratete. Und was dabei großes, ist einzig, daß ein junges Geschlecht herangewachsen war und aus dem Fräulein Nebel eine Frau Abend-Nebel wurde und der dazu gehörige Ehemann von seinem Bureauschreibstuhl herunterstieg und dem Vater Nebel das Amt abnahm.

Und wie diese beiden jungen Leute ins Glück gestiegen waren, so probierte da und dort einer das gleiche, dem und jenem gelang's, und ab und zu trat auch einmal einer daneben, denn Abwechslung muß sein. Und viele dieser Familienhäupter, die so vollsaftig auftraten im starken Bewußtsein ihres löblichen Tuns für Gott und König und Vaterland, hatten noch vor nicht gar langer Zeit mitsammen die Schulbank gedrückt als Kameraden des Jakobus. Nur die Dilde genoß sozusagen ihr Leben tropfenweise, und wenn's gut ging und sonst nicht zum Aushalten war, tröpfelte ihr der Tau aus den Augen vor lauter Erinnerung, denn sie konnte ihren Jakobus einmal nicht verwinden und hoffte mit der Zähigkeit einer Liebenden auf ein gutes Ende.

Zwar versuchte ihr Vater getreulich, ihr ein Glückset ins Nest zu bringen. Aber die undankbare Tochter fand keinen Geschmack an den Bemühungen ihres Vaters, der dafür seinerseits um so unermüdlicher in der Stille wirkte und mit seinem Gegenmakler in dieser Herzenssache Gott Amor eine Falle richtete. Aber alle Speckschwarten und

Sent M'ahesa
in ihren ägyptischen Tänzen
‹ Phot. Willinger ›

andere Lockmittel nutzten nichts. Der junge Herr von der Sarpalin war ja allerdings einverstanden, mit von der Partie zu sein, denn es gehörte sich nun einmal so, daß man in dieser Sache die Väter ehrt, besonders wenn einem diese anderweitig freie Hand lassen. Darum fuhr er fort, die Etage Klybeckstraße Nummero 122 immer gemütlicher auszustaffieren, damit er die Zeit ja auch ungefährdet abwarten konnte. Und dies wäre ihm beinahe zur argen Gefahr geworden, da ihm beide Lungen durchbohrt wurden vom Pfeil Amors, das Herz allerdings nur leise gestreift, denn der kleine Halunke lächelte ob der Sache und zielte weniger genau, zum Glücke des jungen Herrn von der Sarpalin.

Und das kam so: Da einige Jahre nicht verschlafen werden können, auch von der redlichsten Schlafmütze nicht, und sogar Tag für Tag stundenweise ins Jenseits befördert werden wollen, kam es Dilde an, ein wenig Zerstreuung zu suchen. Sie tat dies, jenes, allerlei, kurz gesagt, was eben ein junges Mädchen tut, das aufs gute Ende wartet, und so kam es eines Tages, daß Dilde just und ausgerechnet gerade in dem Augenblick in der stillen Klybeckstraße neben der Nummer 122 vorbeifuhr, als der junge Herr von der Sarpalin den Hausschlüssel aus der Tasche zog und, wie die Dilde genau aus ihrem geschlossenen Wagen sah, damit die Haustüre öffnete. Da nun in Nummer 133 die Schneiderin der Dilde seit kurzer Zeit wohnte, beschloß sie in der Eile, sich ein neues Kostüm machen zu lassen. Und da suchte sich Dilde über zwei Stunden lang die Stoffe, Zutaten und auch noch anderes heraus, am Fenster sitzend, wegen dem besseren Licht.

Und als sie endlich wieder in ihrem Wagen saß, kicherte sie vor sich hin und freute sich und gönnte dem jungen Herrn von der Sarpalin das hübsche Fräulein, das ihm nachgeschaut hatte und so lieb genickt; er hatte Geschmack, der junge Herr, das mußte man ihm lassen.

So kam es, daß Dilde sich aufmachte und dem kleinen Liebesgott zu Hilfe eilte, als der alte Herr von der Sarpalin und der Vater ihm Fesseln und goldene Ketten anlegen wollten.

Sie nahm sich den jungen Herrn von der Sarpalin

zur Seite, als man einen konzentrierten Angriff auf sie von der Schnur ließ, und begann ganz sachte mit ihren Mannschaften ins Feuer zu kommen. Doch machte sie die Sache dem jungen Herrn nicht allzu schwer, sie fragte ihn: „Also Sie wollen mich wirklich heiraten?“

Der junge Herr von der Sarpalin dachte an die Klybeckstraße Nummer 122 und bekam es da mit jener eigentümlichen Liebenswürdigkeit zu tun, die mit Augen und Mund lächelt, aber um die Ohren herum so lackiert wird, und die besonders gern an die geistlichen Herren kommt, wenn ein ehrwürdiger weißköpfiger Trunkenbold ihnen gegenüber in Gegenwart einer geliebten Gemeinde von der Vorzügen der Kirche redet. „Ich hoffe, daß mir das Glück bald beschieden ist, Fräulein Dilde.“

Dabei entschloß er sich aber, sich das nächstemal weniger gut zu kleiden, damit der Sturm in Dildes Herzelein ruhiger würde und er noch Zeit genug gewann, denn es pressierte ja nicht so sehr mit dem Heiraten.

„Aber ich hoffe, da ich zu bescheiden bin, soviel vom Schicksal zu verlangen und mit geringerem vorlieb zu nehmen gedenke, nicht darauf, mein lieber Freund,“ sagte Dilde und lächelte zärtlich.

„Was — wie — ich,“ ganz verwirrt besann sich der junge Herr von der Sarpalin, nahm sein Glas aus der Weste und klemmte es ein und beschaute sich die junge Dame da vor ihm ganz genau. Und da war ihm, er hätte Dilde heute zum ersten Male gesehen. Auf Ehr', sie war nicht übel, fein, schlankes Weib! Also das ist gewiß, der alte Herr hat's faustdick hinter den Ohren: die Dilde ist patent, famos. Na warte, willst du nicht, schön, jetzt mußt du, denn du gefällst mir und zum andern, du scheinst nicht dumm zu sein! Das ist auch was, na ja, ab und zu unbequem, im gesamten doch famos —

„Sie scheinen verwundert zu sein, mein Herr, jedoch wenn Sie bedenken, wie gering ich anzuschlagen bin gegen andere Schönheiten —

„Ich wüßte nicht — aber Fräulein Dilde —“

„Na ja —, also wir wollen einmal als gute Kaufleute unsere Rechnung machen und ehrlich Soll und Haben buchen —“

‚Eins hat's voraus, dieser Korb scheint originell zu sein.'

„Also, lieber Freund, da kennen wir uns nun schon seit Jahren, und wir sind so aneinander vorbeigegangen, heut wie gestern, nicht wahr —?"

„Konto Liebe unbelastet."

„So ist's! Dann aber, was den schnöden Mammon betrifft —"

„Aber darüber wollen wir lieber unsere Papas Buch führen lassen."

„Einverstanden, und als sichere Kontrolle, wissen Sie, was die ist?"

„Nein, meine Liebe."

„Eifersucht! Sind Sie eifersüchtig? Sicher nicht. Ich? Nein."

„Wissen Sie das ganz genau?"

„Ich glaube."

Verwundert schaute der junge Herr von der Sarpalin auf Dilde. Sie glaubt — na, da schlag doch gleich eins rein, sie glaubt, ja wieso — Dilde kam ihm zu Hilfe. „Seit dem letzten Quartalsanfang wohnt Frau Bohnenblust, meine Schneiderin, in der Klybeckstraße —"

„In der —?"

„Klybeckstraße —" Dilde lächelte und schaute vergnügt auf den um ein kleines verlegenen Herrn von der Sarpalin.

„Also —"

„Nun, es ist ja recht, mein Freund, wir verstehen uns schon! Und ich hoffe, daß Sie mir nun ein treuer Ritter sind und mir helfen, daß wir's dazu bringen, uns nicht zu heiraten."

Herr von der Sarpalin hatte seine Ruhe wieder gewonnen. Er verbeugte sich leicht, küßte Dilde die Hand und sagte: „Abgemacht. Aber eins, Fräulein Dilde, Sie wären das Ideal einer Frau! Wenn Sie als sozusagen Braut schon so famos sich in die Dinge schicken — schade —"

Daß Dilde also famos war, also einfach einzig, geradezu wie für ihn, dessen war sich Herr von der Sarpalin sicher, und als er nach Hause ging, beschloß er, das nächstemal soviel aus sich zu machen als möglich. Aber als er, ganz aus Gewohnheit anstatt nach Hause nach der Klybeck-

straße kam, lächelte er, und weniges später beschloß er, lieber den sicheren Spatz zu behalten als die Taube zu jagen. Man kann ja auch so glücklich sein, und dann, das war auch eine sehr, aber sehr beschwerliche Sache, die Liebe einer gescheiten Frau zu erringen. Also, es bleibe beim alten.

⁂ ⁂ ⁂

Geradeso wie Dilde konnte auch der Vater Hecht den Jakobus, seinen ältesten Sohn, nicht vergessen. Tag um Tag hing er der Erinnerung nach, und wenn er sich dann vorhielt, daß er schuld daran sei und Jakobus weggetrieben habe, dann heulte die Hölle der Selbstanklage in seinem Herzen, und da gab es nur ein Mittel — trinken. Finster und unverdrossen trank er, mit jedem Glase rechnete er, jedes Glas war ein Stück Betäubung. So mußte durch den Rausch langsam Stück für Stück die Schuld abfallen, kleiner werden, verschwinden und eine wehe, weinerliche Ruhe kommen. Und dann — mit jedem Tag war das Herz schwerer, jedes Erwachen war ein neuer Tag mit seiner Unrast, und jeder Tag mußte umgebracht werden, dann gab's Ruhe, Ruhe.

Die Leute sagten: „Der Vater Hecht nimmt sich den Jakobus zu Herzen, er schwindet Tag für Tag, er ist halt doch ein guter Mann." Und die Mutter Hecht weinte und betete als Tischgebet: „Lieber Herrgott, laß meinen Mann das Saufen vergessen." Aber ihr Sprüchlein half wenig. So kam es denn, daß in das Kramgewölbe ein neuer Geist einzog, mürrisch und gedrückt, und früher da war's gemütliche satte Seßhaftigkeit gewesen.

So stand es mit Vater Hecht, als Herr Klingling aus der Firma Klingling & Schönlein Bankiers zum erstenmal bei Hildalingen vorbeifuhren. Herr Klingling war vor zwei Jahren aus Zürich nach der Rheinstadt gekommen und hatte dort so ein serbliges kleines Wechselstübchen aufgeschlagen, im Vergleich zu den Palästen der anderen Bauten, vor allem aber derjenigen des Herrn von der Sarpalin ein reines Hühnergatterlein. Doch Herr Klingling trug eine so feine Kleidung wie der Herr von der Sarpalin, wenn auch alle sechs Tage wieder dieselbe und

dieſe zwei Tage hintereinander. Und ſeine Bügelfalten waren ſo apart, wie nur ſolche je apart geweſen ſind. Und klug war er auch. O, der Herr Schönlein, der alte Luchs und Krawattenmacher, hatte wohl hingeſchaut. Das erſtemal hatte Herr Klingling für zehntauſend Franken in Minen gemacht und, bei Gott, vierzehn Tage darauf mit dreitauſend mehr abgeſtoßen und ſo weiter und, Herrgott, wer glaubt's, nach einem halben Jahre Poſten gezeichnet bis zweimalhunderttauſend. — Und es ſoll nur niemand ſo dumm ſein und glauben, die Rheinſtädter hätten eben bei Herrn Klingling eingelegt, o nein, ſo dumm ſind die nicht, die fallen nicht auf jeden Zürichbieter herein. Alſo der Herr Schönlein rechnete aus, der Klingling mußte irgendwoher Tips haben, oder er war ein Glückskind.

Und zudem! Hatte Herr Klingling nicht nach dreiviertel Jahr mit viermalhunderttauſend Franken gearbeitet? Bon! Und hatte nicht Herr Schönlein zu Herrn Klingling geſagt (es war gerade vor dem Börſenſtand des Herrn von der Sarpalin): „Heute iſt's ſchwer, etwas zu machen.“ Und der Herr Klingling: „Ach nein, leicht iſt's, aber nur ſo, ſozuſagen im Rebus mit einer A.-G., A.-G.s machen, dann treiben und ſchneiden, und nach mir die Sündflut.“

Da hatte Herr Schönlein vierzehn Tage lang ſcharf nachgedacht, das heißt, er lag geradezu auf der Lauer und faßte jeden Gedanken und legte ihn unter das Glas und ſchlug den anderen damit tot und als Fazit ſprang heraus: Klingling & Schönlein A.-G.

Aber ſo leicht war das nicht gegangen, wie der Herr Schönlein ſich einbildete, denn nicht jeder Baslerpepi kauft ſich einen gewichſten Züricher. O nein. Zuerſt meinte der Herr Schönlein: „Ich dreiviertel bene und er ein viertel,“ da ſagte der Herr Klingling: „Nein, umgekehrt.“ Und dabei blieb es.

Darauf ſtand im Amtsblatt für jedermann, aber im ſpeziellen für die Banken A.-G. zu leſen, um Ärger und Verdruß und andere chriſtliche Dinge zu erzeugen, die ſolche Inſtitute empfinden, wenn ein anderes neu geboren wird im Amtsblatt. Alſo es ſtand zu leſen im Amtsblatt: E. Klingling aus Zürich einerſeits und G. Schönlein aus Baſel anderer-

ſeits und (folgen die geſetzliche Zahl Strohmänner) ſind Direktoren, Präſidenten (und was es eben braucht bei ſolch großmächtigem Betrieb) der A.-G. Rhein, Bankgeſchäft mit voll einbezahltem Kapital von fünfzehn Millionen Franken. Und gerade an der Vollheit der Einzahlung nahmen die Herren der Konkurrenz Anſtoß. „Die Völlerei iſt eben widerwärtig," meinte daraufhin Herr Schönlein, „auf Ehr', he, he, he."

Aber der Herr Klingling war mit dem Amtsblatt nicht am Ende ſeiner Künſte. Nach einem Jahre A.-G. Rhein hatte er ein ſolch wunderſames Genie entwickelt, daß er ſich einen Extrapalaſt für ſeine Bank bauen konnte, ſo fein wie die andern Paläſte. Doch da waren auch ſämtliche Häuptlinge und Marſchälle der Millionenbataillone, die in Gold und Silber marſchieren und präziſe chargiert ſind, am Ende ihrer Liebe. Alſo dieſe Marſchälle begannen mit den Zähnen zu klappern und ſchnürten ſich den Hungergürtel, denn Herr Klingling fiel ihnen auf die Nerven und nahm ihnen ein Zehntel, ja ſogar ein Achtel Prozent weg, was ein Ausfall war, ſo daß nur noch zweimalhundertfünfzigtauſend Franken netto herausſchauten pro Jahr und Kopf. Alſo auf in den Kampf! Aber Herr Klingling machte ruhig weiter. Zuerſt, für alle Fälle, amtliche Gütertrennung. Dann kam eine neue A.-G. nach der anderen, und dieſe Töchter waren aus guter Familie oder ſchienen ſo, denn auf dieſem Gebiet iſt die Sittenpolizei noch nicht genügend entwickelt.

So ſtand Herr Klingling in der Blüte ſeines Lebens und ſeiner Tätigkeit, als er zum erſtenmal der Erholung wegen gen Hildalingen ſpazierenkutſchierte, denn er beſaß eine feine Equipage, was eigentlich zu einem Bankier gehört wie eine Schale zum Eidotter. Und unterwegs überholte er den langſam fahrenden Herrn von der Sarpalin, der wie Herr Klingling im offenen Wagen ſaß und ſich des Lebens und der Sonne freute und ſich über die Straßenkinder ärgerte, die ihm vor dem Wagen entlang rannten und ſo ſich erkühnten, mit ſeinem Pferde Schabernack zu treiben. Und da mußte ausgerechnet dieſer, ſage dieſer Herr ihm über den Weg kommen, der, dieſer — nicht zu ſagen was — dieſer Bankier.

„Umkehren, Johann," sagte Herr von der Sarpalin gelassen. Johann kehrte um und senkte die Peitsche, Befehl erwartend. „Auf einem Umweg nach Hildalingen, Johann."

Johann fuhr auf einem Umweg, aber Herr Klingling fuhr direkt. Mag es nun daran liegen, einfach Tatsache ist, daß Herr Klingling im erstmaligen Anschauen Hildalingens eine geniale Idee hatte und von da ab recht gering von Herrn von der Sarpalin dachte. War dies denn zu begreifen, also diese Gelegenheit zu einem rechten tüchtigen Vergnügungspark, A.-G. natürlich, nicht auszubeuten? Und trotzdem Herr Klingling zum Vergnügen spazierenfuhr, opferte er die Freude dem ernsten Geschäfte. Er trat beim Vater Hecht ein und fand diesen neben seinem jüngsten Sohne Pius, der ein ganz nettes junges Männlein geworden war in der Zeit, ‚so wie ich einst,' dachte unwillkürlich Herr Klingling bei sich. Und damit war das Glück von Pius gemacht.

Vater Hecht war nicht wohl aufgelegt und trank deshalb scharf. Pius aber gab bereitwilligst Auskunft.

So erfuhr Herr Klingling, was er wissen wollte, und da ein Großteil des Landes Vater Hecht eigen war, nämlich die beiden Altwasser, die als Gondelsee auszuschlachten waren, dann das ganze Wäldchen und Ackerland und Wiese, schmiedete Herr Klingling, getreu seinem Grundsatz vom heißen Eisen. Aber diesmal war das Eisen kalt, und Vater Hecht trank sein Glas und sagte dann mürrisch: „Fällt mir nicht ein, zu verkaufen. Hab's auch nicht notwendig."

Damit wollte er gehen, der Mann war ihm zu dumm mit seinem „ich kauf". Er, der Vater Hecht mußte kein Land verkaufen, nein, bei ihm sprangen die Taler so gut im Sack auf wie nur bei einem. Doch Herr Klingling, der zähe Züricher, hielt sich seinen Mann wohl fest und sagte: „Da aber Ihr Herr Sohn mit der Handelsschule schon lange zu Ende ist, wär's gut, er käm ein wenig in die Praxis, Bankpraxis. Hier ist dann später mehr zu holen, und vorerst sind vor allem Sie Mann genug. Also wie denken Sie — mein Name ist Klingling, Generaldirektor der Bank Rhein — wie denken Sie, wenn Ihr Herr Sohn zu mir käme,

zweihundert Franken Monatsgehalt im Anfang, natürlich steigt dies, selbstverständlich."

Der Vater Hecht besann sich eine Weile, dann gähnte er und sagte müde, als fürchte er auch bei dem Jüngsten etwas unrecht zu machen durch seinen Willen: „Der Junge soll machen, wie er will!"

„Also," sagte Herr Klingling freundlich und streckte Pius die Hand hin.

„Ich komme, morgen schon, wenn Sie wollen," antwortete Pius und schlug freudig ein.

„Gut, dann morgen."

Als Herr Klingling der Stadt zufuhr, war er sehr mit sich zufrieden. Was der Alte heute nicht tat, das tat der Junge morgen. Nur warmhalten, das ist das Geheimnis. Und ob er dies Geheimnis verstand? Herr Klingling lächelte vor sich hin.

Als Pius in der Bank Rhein mit vollen Segeln eingelaufen war, schien sich an ihn das beinahe sprichwörtliche Glück dieses Instituts zu heften. Er stieg im Laufe eines Jahres zum Teilprokuraträger und war ein so feiner Gentleman, wie nur einer aus London versehen herumgehen kann. Und vor allem: Herr Klingling war ihm gewogen.

So fragte er eines Tages ganz harmlos: „Na, ist Ihr Herr Papa immer noch nicht willens, Verkäufer seines Landes zu sein, jenes zwischen Straße und Rhein?"

„Ich glaube kaum, doch wenn Ihnen daran liegt —"

Forschend schaute Herr Klingling Pius an. Vorsicht? Ach was, red nur, der junge Mann ist noch so grün. Er sagte langsam und spielte mit seinem Elfenbeinmesser: „Jawohl, es läge mir daran!"

Und Pius verstand es, seinen Vater dahin zu bringen, ihm das Land zu verkaufen, und kaufte unter der Hand auch noch das übrige anstoßende auf. Dann machte er Herrn Klingling seine Offerte, und Herr Klingling lachte und zahlte und sagte: „Diesmal bin ich hineingefallen, doch wir schlagen's auf die Spesen." So entstand nach kurzer Zeit wieder eine neue Tochter der Bank Rhein, ein Vergnügungspark mit Rennbahn und Sportplatz.

Als Herr von der Sarpalin den Prospektus las, fluchte er seit langer Zeit wieder einmal: „Da fahr denn doch der Teufel drein!“ Dann schaute er sich ängstlich um. Gott sei Dank, niemand hatte ihn gehört.

Aber dieser Fluch des Herrn von der Sarpalin war nicht imstande, das Schicksal aufzuhalten. Bald war das Kapital gezeichnet, und dann ging der Hallo los mit Bauen, Schaffen und was man so macht bei derlei Dingen. Und welch einen Unfug man da trieb nach der Ansicht des Herrn von der Sarpalin: Restaurant, Tribüne, Asphaltpiste, Rasenbahn, Spielplätze, Tennis, eine Flotte von Booten und alles andere, der reinste Jahrmarkt im großen Stil. Aber ist dies nicht das Wahre? Jahrmarkt im großen Stil, das gehört zum Leben, nein, es ist das Leben.

Ja, ja, Herr Klingling kannte seine Pappenheimer.

⁂ ⁂ ⁂

Wenn Jakobus auch verschollen war, so sei hiermit gebührlich festgestellt, daß er ganz entschieden noch unter den Lebenden weilte, das heißt, wenn man so steif und fest auf eine Mitteilung des Sinesi, des Hildalinger Vaganten, bauen durfte. Festgestellt bei Pius und Dilde war auf alle Fälle, daß der Sinesi den Jakobus gesehen hatte. Diese Mitteilung machte zuerst der Vagante dem Pius, und der gab der Dilde mit einigen Zeilen davon Nachricht.

Darum ist es kein großes Wunder, daß die Dilde auf der Jagd nach dem Sinesi war. Sie spazierte jeden Morgen über die Grenze nach Hildalingen und bewunderte die idyllische Landschaft, welche bereits gemeuchelmordet wurde von allerlei vorbereitenden Arbeiten, denn die Stadt begann nun auch hier das Land aufzufressen. Nach einigen Tagen stöberte Dilde den Sinesi endlich auf; er kam gegen Mittag herum melancholisch aus seinem Heuschopf herausgekrochen. Die Stille früherer Zeit war dahin, und der Lärm der Tagelöhner und Arbeiter, welche die Rennbahn im Auftrag der Aktiengesellschaft erbauten, gab dem Sinesi zu denken, und die Vergänglichkeit seines Heuschopfes betrübte sein Gemüt. Diesem beschaulichen Gedanken hatte sich Sinesi hingegeben und in deren Folge beschlossen, Umschau nach einem neuen stillen Quartier zu halten, als ihn Dilde

ſtellte. Der Vagante wußte dieſe Ehre zu würdigen und bat die Dilde, mit ihm anzufangen, was ſie nur wolle; freilich glaube er kaum, daß dabei etwas Gutes herauskäme, jene ſchönen Zeiten ſeien vorbei. Aber die Dilde begann nur ein Kreuzfeuer von Fragen, ſo daß dem Sineſt bange wurde und er erſt nach langer Mühe begriff, um was es ſich handelte. „Alſo mit einem Wort, Fräulein, jawohl, ich habe den Jakobus geſehen.“

„Wo denn? Und wie ſah er aus? Und was machte er? Was tat er? So red' doch endlich!“

„Warten Sie, Fräulein, nur nicht ſo hitzig! Sie wollen gar viel auf einmal wiſſen. Alſo wo ich ihn traf, ei, Sie müſſen wiſſen, liebes Fräulein, ich mach' jedes Jahr ſo meine Tour im Lande herum —“

„Ach, Sineſt, von dem kannſt du mir ja nachher erzählen, ich frag jetzt nicht nach deiner Tour —“

„Weiß ſchon Fräulein, aber das gehört alles zum Jakobus wie Salz zur Suppe. Alſo ich geh' immer dem Rhein nach und dann bis Hamburg; dann bieg' ich links ab, und wenn mich die Gendarmen nicht abfangen und der gerechte Gott mit mir iſt, dann geht's durchs flache Land nach den Niederlanden, dann Belgien, Luxemburg, Lothringen nach Hauſe zurück, und eben in den Niederlanden habe ich den Jakobus geſehen —“

„Und wie denn, Sineſt, und was hat er geſagt?“

„Nun, ich hab ihn geſehen und er mich, und er hat geſagt: ‚Na, Sineſt, immer noch der Alte?‘ Jawohl, hab' ich geſagt und er: ‚Wirſt Durſt haben, Sineſt he?‘ Ich: Ja, das ſchon und immer, leider, darauf er: ‚Nun, diesmal ſchadet's nichts, komm Sineſt!‘ Da ſind wir ein Stück gegangen, wir waren nämlich auf der Landſtraße, Fräulein, müſſen Sie wiſſen, ganz allein. Wie ich ausſchau, ſehn Sie ja, der Jakobus aber war ganz proper, nobel, ſo ein Sportskerl, wiſſen Sie, ein Fahrrad bei ſich, doch er ſchiebt das Ding, ſo gehen wir ins Wirtshaus mitſammen, er redet nicht viel, aber ich trink dafür mehr, und ſo, als alles in Ordnung war, fragt er mich über die zu Haus, und ich frag ihn, was er jetzt wohl treibe, und es ſcheine ihm gut zu gehen. Da ſagt er: ‚Ordentlich!‘ Das iſt die

Hauptsache, sag ich. Aber Jakobus, wo wohnen Sie denn eigentlich? Da lacht er und sagt: ‚Überall, Sinesi, wie du, und nirgends, ganz wie du, nur kann ich mal das Genick brechen, du zwar auch, aber nur von ungefähr, ich aber von Berufs wegen.‘ Da dacht ich halt, jetzt ist er ein Seiltänzer, und als ich ihm das sage, lacht er. ‚Es ist ungefähr das gleiche Pack und es kommt zum Schluß auch aufs Geld an, weißt du, Sinesi, heute ist's Sport, und früher waren's Gladiatoren.‘ Das sagte er, und dann haben wir wieder getrunken, und dann sagte er: ‚Sie bauen bei euch jetzt auch eine Rennbahn.‘ Ja, ja, sage ich, Euer Vater ist auch bei der Partie. Da lacht er. ‚Das ist famos,‘ sagt er, und ich: Auch der Seidenherr ist dabei. Da sagt er nichts, und wir trinken wieder, dann fragt er: ‚Na, dem Seidenherrn wird wohl ein Schwiegersohn ins Haus geflogen sein —?‘“

„Da hast du doch nein gesagt, Sinesi?“

„Ich sagte: bis jetzt noch nicht. Da sagte er: ‚Na, leb wohl, Sinesi, und vielleicht komme ich mal auf eure Rennbahn, dann sehn wir uns wieder.‘ Dann gibt er mir noch eine rechte Kleinigkeit und fährt ab. So Fräulein, jetzt wissen Sie alles. Ich bin dann durch Lothringen heimwärts —“

„So, so, dank schön, Sinesi, komm ein andermal wieder vorbei und erzähl' mir und erzähl' mir etwas, wenn du Neues weißt. Und hier hast du eine Kleinigkeit, hoffentlich ist sie auch recht.“

Und der Sinesi nahm das Geldstück in die eine und den Hut in die andere Hand, und im Mund lief ihm das Wasser zusammen, als hinter ihm der Gendarm auftauchte und sagte: „Willst du wohl gleich deiner Wege gehn und die Dame nimmer belästigen, du Stromer.“

Aber der Sinesi stellte sich in Positur: „Bitt' schön, Herr Wachtmeister, das ist denn doch Essig, und die Dame kann bezeugen, daß sie mich nicht in Ruhe gelassen hatte —“

„Du Strolch, Maul halten! Hast du Papiere?“

„Jawohl, Herr Wachtmeister.“

Da sagte Dilde: „Der Sinesi hat mich nicht belästigt, wir sind alte Bekannte. Gelt, Sinesi.“

Der Gendarm fixierte Dilde mit einem martialiſchen Blicke. Er war erſt einige Tage im Dienſte der Hildalinger. Na, ſo was, alte Bekannte, eine Dame und der Vagante, oder iſt die Dame vielleicht eine, na, ſo was, doch halt, dich kaufen wir auch. Er fragte: „Wer ſind Sie denn — Frauenzimmerchen, he?“

Die Dilde wurde rot vor Verlegenheit, und der Sineſt lachte laut auf, klemmte das Talerſtück ins Auge und ſagte: „Herr Wachtmeiſter, das Frauenzimmerchen iſt das Töchterlein vom Seidenherrn! Das iſt ſtarker Tabak.“

Da ſtand der Gendarm ſtramm. Er wußte, was ſich gehörte, und Dienſt iſt Dienſt. Alſo ſalutierte er und ſagte: „Pardon, Fräulein, jetzt iſt die Sache ganz anders, und du, Stromer, ſcher dich mal und komm mir eine Zeitlang nicht mehr unter die Augen. Habe die Ehre, Fräulein.“ Er machte kehrt und ging ſtramm ſeiner Wege.

Auch die Dilde ging langſam und voller Gedanken nach Hauſe. Aber der Sineſt blieb zurück und ſchaute den beiden nach und murmelte: „Eine verrückte Welt.“ Dann aber liebängelte er mit ſeinem Taler und machte ſich im Vorgefühle des Genuſſes auf zum Schenktiſch des Vater Hecht, denn er huldigte dem Grundſatz, das Geld müſſe unter die Leute und dürfe nicht ſchimmlig werden vom langen Liegen. Und als er ſo fein gemütlich hinter dem Glaſe ſaß, kam mit einemmal das Tierlein Unruhe in ſein Herze und begann ihn zu zwicken und ihn ruhelos zu machen. Er ſchaute gegen den Schwarzwald, der in blauen Schleiern in der Ferne träumte, und da er dachte, daß nun die ſchönſte Zeit des Jahres war, bald Herbſt, wo die Hochwälder in feuriger Pracht leuchteten, begann die Sehnſucht nach anderen Leuten ihm unter den Fußſohlen einzuheizen. Darum beſtellte er ſich zum Abſchied noch ein Extraglas, und dann zog er frohgemut weiter über die Grenze durch die Schweiz ins ſchöne Steieriſche. Am lebenden Hag des Seidenherrn ſchnitt er ſich noch einen derben Stock, und als er die Dilde auf der Terraſſe ſah, zog er den Hut und jauchzte. Und als die Dilde ihn grüßte und ihr Tüchlein ſchwenkte und ganz im geheimen wünſchte, der Vagante möchte bald wiederkommen und ihr erzählen von der Welt und vom Ja-

kobus, da fühlte sich der Sinest so reich und so frei! Wie schön war doch das Leben, Herrgott noch einmal, wie schön! Was kostet die Welt? Ich will sie kaufen, und wenn sie nicht zu kaufen ist, alles eins, sie gehört ja dennoch mir, solange sich meine Augen daran freun, und wenn ich tot bin, schenke ich sie dir.

Drittes Kapitel

worin von Rennfahrern und von anderen hohen Herrschaften zu lesen ist, sowie der Beweis erbracht wird, daß alte Liebe nicht rostet und heute noch verlorene Söhne nach Hause wallen, um dort, wenn auch nicht ein geschlachtetes Kalb, so doch andere gute Dinge einzupacken. Wer also seine Brillengläser gut putzt und seine Nase in diese Seiten steckt, wird finden, daß der Himmel beinahe auf Erden ist und eitel Sonnenschein, Glück und Liebe, wie es ebenso verrückt und zugenäht sein kann, was aus dem Hirnkasten eines Scherberlings kommt, wie der des Verfassers einer ist.

Es ist erreicht! Kling, klang, gloria, jetzt kann's losgehen, nur reinspaziert, meine Herrschaften! Hier sehen Sie den neuesten Vergnügungsrummel, pardon -park, noch nie dagewesen in der Rheinstadt, Rennbahn, meine Herrschaften, Gladiatoren! Verehrteste, Sie glauben nicht, o warten Sie, morgen schon können Sie vielleicht das erste Hirn sehen, wie es auf der Asphaltpiste verspritzt, denn das gehört zum Handwerk, meine Herrschaften; aber wenn schon, wenn auch, die anderen machen dennoch weiter, also Ihr Eintrittsgeld ist nicht in den Wind geworfen. Herein, jetzt kann's beginnen!

Also der Park war fertig. Jetzt fehlte nur noch der Mann, der das Nötigste und vor allem das richtige Feldgeschrei vom Stapel ließ. Es machte dies dem Herrn Klingling einige Sorge, aber da dieser Herr nun einmal ein Mann der Fortuna war, hatte er im Handumdrehen, ehe ein anderer an seiner Stelle recht pips gesagt hätte, was ihm vonnöten war. In Herrn Stamiol hatte er das richtige Medium gefunden, das diese unsichtbare, aber entschieden tatsächliche und so ungeheuer wichtige Astralverbindung zuwege bringt, die zwischen Unternehmen und Publiko ist und Sein oder Nichtsein heißt, frei nach Hamlet.

Also, Herr Stamiol. Sein Steckbrief würde lauten: mittelgroße, elegante Figur in den vierziger Jahren, blond, wasserblaue, treuherzige Augen, die nur ab und zu verborgen glänzen und dann wie Sonnenschein im Aprilen anmuten. Trägt ein Augenglas. Vollauf Gentleman.

So war das Äußere von Herrn Stamiol; sein Lebenslauf bis anhin läßt sich vielleicht am besten ins rechte Licht setzen, wenn man sagt, er personifiziert das bekannte Sprichwort von der Katz, die immer auf die Füße fällt. So war's mit Herrn Stamiol. Er kam immer und immer auf die Füße, und wievielmal war er doch schon gefallen in seinen achtundvierzig Lebensjahren. Zum erstenmal hatte er sich als junger Dachs in Öl und Petrol en gros eingelassen, angefangen hatte er mit Kapital Witz und Durchtriebenheit, und als der Nachlaßvertrag mit seinen Gläubigern in Ordnung war, hatte er etwa 10000 Fränklein, um diese in die Parquetterie Leman A.-G. zu werfen. Als da der Konkurs erklärt wurde, war eigentümlicherweise die Frau Stamiol die Hauptgläubigerin, und da beide in Gütertrennung lebten, wurde Herr Stamiol bei Schmaßmann und Kompanie stiller Teilhaber, natürlich nur als Prokuraträger seiner Frau. Als Schmaßmann und Kompanie Pleite machten, konnte sich Herr Stamiol bei der Pauluskirche eine kleine Villa kaufen und machte eine Zeitlang in Gelegenheitskäufen. Dann spekulierte er als Hauptleiter des Eisenbahner-Bau- und Sparvereins. Als diese Firma am Abschnappen war, gelang es Herrn Stamiol, die unbelasteten Häuser und Ländereien rechtskräftig auf seine Frau überzuschreiben, und so hatte er es hiermit zum Ehemann einer Gemahlin von etwa 100000 Franken gebracht, trotzdem Frau Stamiol nur so eine Art armseliges Kirchenmäuslein war, als sie heiratete. So stand es im Augenblick mit Herrn Stamiol, als die Gnadensonne des Herrn Klingling auf ihn fiel und er dessen Mann wurde.

Und daß Herr Stamiol der rechte Mann war, zeigte sich alsogleich, denn feenhaft hatte sich die Einweihungsfeier gemacht. Die zehn Rotationsmaschinen der Nationalzeitung, dieses Vielfraßes unter den Zeitungen, druckten eine volle geschlagene Nacht Reklamepapiere zum Verteilen

und das heißt etwas. Alle Arbeitslosen der Rheinstadt wurden angestellt, um dem lieben Publiko ins Gedächnis zu rufen, daß heute der Vergnügungspark am Anfange seines Glanzes stehe.

Am zweiten Tage des Eröffnungsfestes sollten die großen Rennen stattfinden. Dazu hatte Herr Stamiol aufgebracht, was in Europa an Berühmtheiten dieser Spezies Gladiatoren zu haben war. Der ehemalige Weltmeister Bourlon und der berühmte Dreflinger, Sohn eines Häusermaklers, waren ja selbstverständlich da und auch der welsche Moreli, dann der schweizerische Meister, auch Champion genannt, da er seit Jahren dies war, scheinbar das Pachtrecht darauf hatte. Auch der deutsche Käser war da, ein ehemaliger Spenglergeselle, mit einem Körper wie ein Griechengott und einem Gesicht gleich einem Affen. Er war eben von einer Tournee aus Amerika zurückgekehrt, ein fürchterlicher Konkurrent, aber in letzter Zeit Marodebruder, ja, ja die Liebe — doch das schadet nichts: er hatte ein nettes Bankkonto angelegt, denn seine Jahreseinnahme war höher als ein schweizerisches Bundesratgehalt. Es waren noch viele da, ein toll zusammengewürfeltes Kunterbunt, Herr Stamiol brauchte nur noch den ehemaligen Kavallerieleutnant Bregenhoff, den Amerikaner Doloup zu nennen und den Italiener Giosseli und den Österreicher Bardei, alles Leute, die was gelten und auf die man schon so feine hohe Wetten abschloß wie auf das beste Rennpferd. Auch eine Menge andere, kleine waren da, Fliegen vor dem Wind, aber die müssen auch dabei sein, da sie die Unterlage sind für den Glanz der Großen. Und wenn sie sich auch wie Spreu ausscheiden und so mancher sie belächelt, ach, ihr wißt ja nicht, was das heißt: Gladiatore. Wie das im Blute brennt, wie das fiebert und treibt, und wie die Pulse schlagen. Es ist ein Rausch, der sie treibt, und wenn es auch nur Vergänglichkeit ist, Flittergold, Schaum, mit dem Augenblick verweht: es schwellt ihre Herzen, es macht sie groß und zum Brennpunkt aller Augen.

Ach, lache nicht über diese Kleinen, die so wenig können und die es hineintreibt, unrettbar. Sie verbluten, sie ver-

brennen ihre Flügel, wie die Nachtfalter am Licht zugrunde gehen, das sie anlockt und das sie nicht mehr lassen können. Und manch einer endet im Zuchthause oder verkommt kümmerlich. Und wenn sie gehetzt dahinfliegen, die Großen, über ihre Bahn an den Tribünen vorbei und vor den billigeren Plätzen, wenn die Jagd beginnt, wenn einer auf den andern lauert, wenn dann das letzte kommt, die letzte Kraft, und links und rechts die Menge rast, hetzt und treibt, noch mehr möchte haben an eitlem Schauen, dann, dann ist's einer von ihnen, der Sieger. Der Sieger!

Und die Frauen, die Frauen lieben diese Sieger. Heute rot, morgen tot, das ist es. Ist dieser Mann nicht mehr wert als fette, tausendfach im geruhigen Leben versicherte Pfahlbürger. Ja, es gibt viele, viele Frauen, die das lieben: heute rot, morgen tot. Das ist der Zauber. Der treibt die Eintagsfliegen, die wie Spreu verwehen und unter dem Gelächter in der Versenkung verschwinden.

So hatte auch Herr Stamiol verstanden, für seine guten Leute die Attraktion, wie er's nannte, die rechte Einrahmung zu gewinnen, und unter diesen vielen war einer, der aus den Niederlanden kam, ein junger Stern am Himmel, bisher noch nie geschlagen, aber allerdings auch noch nicht mit den allerbesten so zusammen, wie dies Herr Stamiol arrangiert hatte. Das war nun das Rechte, hier konnten sie zeigen, was mit ihnen war, und hauptsächlich jetzt galt es für den Niederländer Jakobs, das wußte auch sein Manager, der geriebene Digenhem, ein Sportsmann Nummero Pfiff, der auch seinen jetzigen Clou entdeckt und derart zur Form gebracht hatte. Und das war vor Jahren gewesen in Amsterdam.

Herr Digenhem hatte an jenem denkwürdigen Tage gerade dem Vorgänger von Jakobs seine Meinung gesagt, jenem Vanele, der vor drei Jahren im Haag zu Tode stürzte. Der Vanele war jeden Tag unausstehlicher geworden und hatte den Manager Digenhem wie seinen Schuhlappen behandelt. Dies versauerte natürlich dem das Leben, und wenn nicht der leidige Mammon gewesen wäre, dann würde der Vanele gesehen haben, was der Manager eines Rennfahrers bedeutet, aber jetzt war eben

Lucy Kieselhausen als „Eintagsfliege"
‹ Phot. Willinger ›

der gute Herr Digenhem gebunden und durfte nicht mal zu arg aufmucken, denn der ehemalige Schreinergeſelle, dieſer Hobelknecht, ſtrich einen ſtarken Senf auf. Und gerade an dem Sonntag war's, daß Herr Digenhem den Jakobs entdeckte. Da hatte er nämlich einen fürchterlichen Hallo mit dem Vanele gehabt; kurz vor dem Rennen war's losgegangen, und als der Manager ſagte: „Wenn das ſo weitergeht und du ſolch ein ungehobelter Bonze bleibſt, trotzdem du dir deine beiden Beine ehrlich glatt und krummgehobelt haſt, dann iſt's aus zwiſchen uns.“ Daraufhin ſagte der Vanele wütend, denn ſeine krummen Beine waren ſeine Achillesferſe, ſozuſagen: „Der Teufel hol' dich, gehe doch, wohin du willſt. Ich mach's ohne dich, ich fahr ja die Rennen, nicht du, du ſteckſt nur deine Teile von den Preiſen ein —“

„Hab' dich auch dreſſiert und abgerichtet als mein Äfflein.“

„Der Teufel iſt dein Äfflein! Alſo du haſt geſagt, es ſei aus, gut, es iſt aus, heut ſchon, ich flattier dir nicht —“

Da ſtand der Manager auf und ſagte kühl und höflich: „Leben Sie wohl, Herr, wünſche viel Glück auf den Weg, habe die Ehre.“

So war er gerade fertig geworden und aus und ledig mit Vanele, als das Rennen begann, und da es ein Steherrennen war hinter Schrittmachern und keine Leitung vorhanden, gab es für Vanele ein arges Durcheinander.

Im Anfang ſchloß er ſich einfach der Spitze an, und als er endlich ſeinen Schrittmacher hatte, holte er ſich eine Runde Vorſprung und wurſtelte weiter hinter ſeinem Schrittmacher oder der Spitzengruppe, Triumph im Herzen, daß er ohne den verhaßten Digenhem ſo gut abſchnitt ohne rechte Führung. Da nahten die letzten Runden, das Rennen ſchien für Vanele gewonnen zu ſein, als der deutſche Käſer einen Vorſtoß machte und davon zog und immer mehr Raum zwiſchen die andern legte, die Runde zurückgewann und Vanele, wie es ſchien, geſchlagen werden mußte.

Da ſprang einer der Schrittmacher Vaneles auf ein freies Rad; es war dies ein unbekannter junger Menſch, der ſein kärgliches und gefährliches Brot als Schrittmacher verdiente. Der legte ſich vor Vanele und ſauſte in einem

mörderischen Tempo davon, so daß Vanele, von der Jagd ermüdet, seine letzte Energie zusammennehmen mußte, zu folgen. Unter dem Jubel des Publikums zog Vanele mit seinem Schrittmacher als erster über das Band. Nach der Ehrenrunde ging er höhnisch lachend vor dem Manager vorbei. Der aber schaute stillvergnügt nach dem Sattelplatz aus, wo der unbekannte Schrittmacher stand und die Rennen verfolgte. Dann ging er zu dem Burschen hin und redete länger mit ihm, und am andern Tage war es eine ausgemachte Sache, daß der unerwartete Schrittmacher Vaneles dessen noch unerwarteterer Nachfolger wurde.

So verflossen beinahe zwei Jahre, und Digenhem richtete fein nach der Regel den jungen Jakobus ab, und als dieser sein erstes Rennen gegen Vanele fahren mußte, schlug er diesen; das erstemal, daß Vanele ein Rennen verloren hatte. Herr Digenhem stand am Sattelplatz, als Vanele die Bahn verlor, ein Überwundener, verwirrt und unsicher, hinter sich den Jubel des Publikums, die Ovation für den Sieger. Als Vanele neben Digenhem vorbeiging, sagte der zu ihm: „Nun, Herr Vanele, wie gefällt Ihnen Ihr Nachfolger?“ — „Ich war ein Esel,“ antwortete Vanele und ging langsam von Digenhem weg in seine Kabine.

Digenhem aber sorgte sich um seinen Jakobus, denn die zarten Briefchen flogen dem ebenso schön ins Haus wie anderen. Herr Digenhem aber war so eine Art Regulator, und da die Liebe dem Sport schadet, wie er sich ausdrückte, entschloß er sich, die Post gut zu sichten und Jakobus nur das Bekömmliche zufliegen zu lassen. Allerdings, vor allem konnte der gute Manager auch nicht sein, darum verbrach sein Zögling des öfteren gar tolle Streiche, die aber weiter nicht zu erwähnen sind, da ja die Jugend bekanntlich keine Tugend kennt, was wahrscheinlich so beschlossen zu sein scheint in den unerforschlichen Ratschlüssen, denn in anderem Falle würde doch nicht ein jeder normal entwickelte junge Europäer der Tugend ein Bein stellen, so oft dies nur in Ehren geschehen kann.

Alle diese näheren Mitteilungen hatte das Publiko nur dem Herrn Stamiol zu verdanken, der es verstand, die Neugierde und das Jahrmarktsfieber bis zum Siedepunkt

zu bringen, so daß die Inhaber der Vergnügungsparkaktien die Hände im Vorgefühle der angehenden Dividentenerwartung inniglich rieben und ihren Herrn Stamiol lobprieſen und ihm verheißungsvoll zunickten. Dieſem Speckſchwärtlein aber verfiel die Klugheit dieſes Herrn nicht. Darum ging er, als das erſte Morgenrot ſo verheißend über ſeiner neuen Tätigkeit aufging, zum Herrn Klingling und ſtellte dem vor, welch große Nebenſpeſen ſein Geſchäft mitbringe, und dies und das und überhaupt, er finde, ſeine Kraft ſei zu wenig gewürdigt mit klingender Münze, und er wollte zwar kein Unmenſch ſein, aber ſo einige Prozent vom „Bene“ ſei für ihn doch das Wahre, denn diesmal ſchien die Sache ſelbſt für Herrn Stamiol Zukunftswert zu haben. Und da Herr Klingling leben ließ, fand er Herrn Stamiol billig, denn die Welt iſt einmal ſo: je beſſer geölt, je beſſer läuft der Karren. Darum machte ſich Herr Stamiol aufs neue auf und rührte die Trommel. „Hereinſpaziert, meine Herrſchaften, nur hereinſpaziert, jetzt kann der Teufel losgehen, alſo hereinſpaziert!“

⁂ ⁂ ⁂

Die reine Völkerwanderung entſtand am erſten Renntage nach Hildalingen hinaus, und die Rheinſtädter ſchlugen und riſſen ſich um die Plätze. So war lange, ehe die Rennen begannen, rings um die Bahn herum ein breiter Saum von Menſchen voll erregter Neugierde und gieriger Schauluſt. Alle Volksſchichten waren vertreten, aber fein abgeſondert, jedes Ding für ſich, wie ſich das ſo gehört, und hauptſächlich auf den Tribünen blühte ein farbenfroher Kranz ſchöner Frauen. Ja, Herr Stamiol war ein tüchtiger Mann, der ſein Handwerk kannte und verſtand, das Tamtam zu regieren.

Sogar Herr Pfarrer Sträckelin, Oberſthelfer zu St. Theodor hatte ſich nach Hildalingen bemüht und ſich ein Billett erſtanden mit müden Beinen und ausgerenktem Halſe. Aber was tat Herr Pfarrer Ernſt Sträckelin nicht alles, ſobald es das Wohl ſeiner Gemeinde galt und die Ruhe des Menſchenherzen? Man glaube ja nicht, er hätte nur ſo zum Scheine ſich um das Gute geplagt oder ſei ein Schnüffler geweſen, beileibe nicht. Der Herr Oberſthelfer war mit Haut und

Haar von seiner Mission durchdrungen und glaubte so quasi ein Sieb darzustellen, da durch ihn das Gute vom Bösen gesondert wurde und er dann frohen Sinnes Sorge trug, daß das Gute allerorts gute Stätte fand. Seit aber Herr Klingling sein Wesen in der Rheinstadt trieb, erfüllte den Herrn Oberstthelfer eine eigene Unruhe, und er ahnte in dem Geldmann eine Kraft der Hölle, und die Gründung des Vergnügungsparkes hatte zur Genüge bewiesen, daß die Befürchtungen berechtigt waren. So wollte der Herr Oberstthelfer mit eigenen Augen sehen. Und zu seinem tiefen Leidwesen sah er auf den Tribünen die Frauen wie Pfauen in eitelem Tande und Samt und Seide und Edelsteinen sich breitmachen, und es deuchte ihn, als Wagen um Wagen heranrollte und die Menge sich schob und heiße Blicke zarte Fäden woben, die Versuchung schlüge über den vielen Menschen zusammen und die Feuer der Hölle brennten in den Herzen. Daß aber die Sünde so süß ist und der Mensch so schwach und das Leben so kurz, daran dachte der Herr Oberstthelfer nicht, denn er konnte das Leben in seiner herben Art ertragen und seinen geraden Weg gehen. Darum müßten es alle können, dachte der Herr Oberstthelfer, und als die Musikkapelle die erste Weise spielte und der Rheinwind die Töne herübertrug, da nahm er sich vor, eher zur Vernichtung des Herrn Klingling beizutragen, als noch Ungeheuerliches zu erwarten.

Daß die Dilde sich auf dem Sportplatze einfand, wäre nicht notwendig zu berichten gewesen; daß jedoch der junge Herr von der Sarpalin ihr galanter Begleiter war, gab in ihrem Bekanntenkreise zu allerlei Munkeleien Anlaß, worum sich aber weder Dilde noch der junge Herr groß grämten. Dilde studierte mit aller Andacht das Programm, und zu ihrem Leidwesen fand sie den Namen des Jakobus nicht, oder sollte vielleicht dieser Jakobs aus Amsterdam —?

Auch Pius war auf dem Platze, was sicherlich zum Begreifen ist, da er als Unterdirektor der Bank Rhein und noch nicht dreißig Jahre alt, da sein mußte, und eben traf er seinen Freund Max Spühler, ein schweizerisches Infanterieleutnantchen in hübscher Uniform mit seiner noch viel

lieblicheren Schwester Klärli Spühler, die er galant am Arme führte. Da wurde Pius mit dem Fräulein bekannt, und in seine Herze schlich sich der kleine Schlingel, das Amörlein, zum ersten Male zum Besuch, klopfte ans Türlein und fragte: ‚Wie wär's, nun auch einmal von diesem seltenen Ding zu kosten?' Ganz schüchtern fragte Göttlein Amor dies, denn er wußte, daß Pius ein kühles Herz hatte. Als er aber sah, der kleine Strolch, daß Pius in seinem Leben zum ersten Male große Augen machte und verwundert in sich hineinzuhorchen schien, da getraute er sich schon frech zu werden.

Die Rennen begannen, und die Spannung und Erregung steigerten sich und erreichten den Höhepunkt, als der große Preis zum Austrag kam. Da kamen sie zum Start, die Kämpfer, sehnige junge Männer in der Vollkraft des Lebens, und als einer der letzten Vorläufe kam, da starrten Dilde und Pius auf den Niederländer Jakobs. Am liebsten hätte Dilde aufgeschrien: „Joggeli, liebster Joggeli!", aber sie blieb ruhig neben dem Herrn von der Sarpalin sitzen.

Jakobus aber stand unten am Bande, und sein Manager Digenhem hielt ihm seine Rennmaschine, und wie der Rennfahrer seine Blicke suchend über die Tribüne schweifen ließ, sah er neben dem Klärli Spühler seinen Bruder Pius, der ihm staunend und ungläubig mit der Hand einen Gruß sandte. Lächelnd neigte Jakobus den Kopf zum Gruße und suchte wieder, und da fand er auch Dilde, die ihn unverwandt mit großen blauen Augen anschaute. Fragend schaute er sie an, und da gewahrte er den jungen Herrn von der Sarpalin neben ihr. Es war ihm, als ob eine unsichtbare Hand ihm die Kehle zuschnüre. Trotzdem er sich immer und immer wieder gesagt hatte in den langen Jahren: „Dilde ist verloren für dich," war jetzt erst die Hoffnung untergegangen, erloschen wie ein Stern, der am Himmel fällt und eine Weile in blendender Schönheit seine Bahn zieht. Langsam wandte er sich ab. Als sein Manager das blasse Gesicht seines Gladiatoren sah, fragte er besorgt: „Jakobs, was hast du, ist dir nicht wohl?"

Da verzerrte ein gezwungenes Lächeln das Gesicht

des Rennfahrers, und er antwortete: „Digenhem, heut verlier' ich das Rennen."

Verwundert ſchaute der Manager auf Jakobus, der aber biß ſich auf die Lippen, dann zog er haſtig ſeinen Mantel aus, nahm ſeine Maſchine und ſagte: „Nein, erſt recht nicht, jetzt will ich ſiegen um jeden Preis. Komm, Digenhem."

Der Schuß krachte, und der letzte Vorlauf fuhr über das weiße Band, und ſpielend lief Jakobus ſeinen Konkurrenten davon, als Favorit. Aber jedesmal, wenn er neben der Tribüne vorüberfuhr, ſchaute er auf Dilde, und ſein Herz tat ihm weh, doch er ſagte ſich: ‚Ach was, es iſt eben recht ſo, was ſollte ſie auch mit ſolch einem, wie ich bin, einem, der zu dieſem Geſindel, dieſem Pack gehört. Laß dich's nicht anfechten, das iſt ſchon ſo.'

Dilde war froh, endlich wieder einmal ihren Jakobus zu ſchauen. Dann aber, als der Jugendfreund von ihr wegſchaute, ſie nicht beachten wollte, ſchien ihr, ihre Liebe ſei ein leichtes Kartenhaus geweſen und falle nun zuſammen. Aber das konnte doch nicht ſein: Jakobus hatte ſie nicht vergeſſen über all dem andern, was er in der Welt draußen genoſſen hatte, dieweil ſie auf ihn gewartet als auf ihr Glück. Dieſes Aber ſtand alſobald mit der Enttäuſchung auf und machte ſich im Siebenmeilenſchritt gar eilfertig auf, der Hoffnung, der ſchönen, entgegen, da ihre Wünſche beſchwingt durch ihre Sehnſüchte ihm zuflogen. Denn Dildes glutrotes junges Herzelein ließ ſich immer, wie all die letzten Jahre durch, in Hangen und Bangen zügeln, bis nun mit einemmal das Blut erwachte, aufbrauſte und wild durch alle Pulſe ſtürmte. Die Kandare war zerbrochen und das wohlgeheizte Temperament ging nebſt aller guter Erziehung auf Reiſen und zwar per Extrakutſche. Sie ſehnte ſich einfach, mit ihrem Joggeli in den Glückswagen zu ſitzen und ſechsſpännig dahin zu fahren mit dem liebſten Glück als Fuhrmann und allem anderen Schönen als Trabanten.

Da trat Pius hinter ſie und fragte leiſe: „Dilde, haſt du Jakobus erkannt?" Sie nickte nur.

„Ich gehe zu ihm, ſoll ich ihm etwas ſagen, Dilde?" fragte Pius. Dilde aber meinte: „Nein, Pius."

Pius ging in die Kabine der Rennfahrer. Herr Digenhem wollte ihn nicht in das Zimmerchen lassen, das Jakobus zur Verfügung hatte; er aber schob den Manager auf die Seite und trat zu seinem Bruder herein, der auf einer Matratze lag mit geschlossenen Augen und verkniffenem Munde. Er schaute sich nicht um, als Pius hereintrat.

„Jakobus, Joggeli," sagte Pius leise.

Da schaute Jakobus hin, und langsam stand er auf. Sein Gesicht rötete sich, und eine warme Welle kam ihm vom Herzen zum Haupte, er gab Pius die Hand und fragte: „Was machen die Eltern, Pius?"

Und als Pius groß und verwundert auf Jakobus schaute, brach das Eis, und das Heimweh und aller verhaltener Schmerz rang sich durch bei dem Rennfahrer. Er umarmte Pius, und lange verharrten die Brüder so. Dann saßen sie nebeneinander auf der Matratze und konnten kaum fassen, daß ihre Herzen sich wieder gefunden hatten und daß so viele Jahre leer vergangen waren. Pius erzählte von den Eltern und von sich, aber nur in kurzen Worten und mit leiser Stimme, und Jakobus horchte hin und fühlte sich in der Heimat.

Dann kam Herr Digenhem herein. „Dein Zwischenlauf kommt, Jakobs." Da sagte Jakobus: „Wir sehen uns nachher wieder, Pius, nach dem Rennen."

So ging Pius wieder hinauf, und als er neben dem Klärli Spühler saß, da war ihm so wunderlich leicht zu Herzen, er kannte sich selbst nicht mehr und fragte in einem duseligen Glücksgefühl: „Darf ich Sie wiedersehen, Fräulein Klärli?"

„Es soll mich freuen, wenn Sie uns besuchen. Jeden Donnerstag Abend sind wir für unsere Freunde zu Hause."

Da war Pius rein wie im Himmel.

Das Entscheidungsfahren kam, und die drei Welschen, die mit Jakobus dieses zu fahren hatten, beredeten sich, Jakobus zu hindern und einzusperren. Und als sie dies versuchten, kam an Jakobus ein heißer Zorn: rechts von sich Sand, vor sich Gioselli, links neben sich, so daß er ihn beinahe berührte, Champion — das Rennen war für ihn verloren. Herr Digenhem lief unruhig umher und wollte

proteſtieren, da half ſich Jakobus ſelbſt, denn er wollte und mußte ſiegen. Als die Jagd dahinbrauſte und die letzte Runde kam, tobte das Publiko und ſchrie und hetzte. Jakobus aber ſagte zu Champion: „Gib Raum.“ Der Welſche lächelte höhniſch und wich nicht, und Gioſelli begann die Hetze zu ſteigern. Da ſpannte Jakobus jede Muskel an und fuhr zwiſchen die beiden hinein, er lehnte mit Champion Schulter an Schulter, und die beiden kämpften, nur von wenigen beachtet, einen harten Strauß. Erregt fuchtelte Herr Digenhem mit den Armen herum und ſchrie etwas, das im Lärm unterging. Da geſchah's: ein vielſtimmiger Schrei gellte durch die Arena, und klirrend ſchlugen Rad und Mann auf die Piſte, der Welſche war geſtürzt. Jakobus hatte ihn zu Fall gebracht.

Und während die anderen in jähem Schrecken auf ihren Gefährten ſchauten, lachte ſie Jakobus hart an, und aufs neue begann der Kampf unerbittlich. Haß und Neid und Gier nach dem Preis und Sieg trieb die anderen, in Jakobus aber wurde eine tieriſche Wut wach, und er gab ſeine ganze junge Kraft hin, denn er mußte und wollte ſiegen.

Als er die Ehrenrunde des Siegers fuhr, den radgroßen Lorbeerkranz über der Schulter, kam ihm ein Ekel an und ein Elend, wie es nach einem Rauſche über das Menſchenherz kommt. Da brüllte das Publikum Beifall, und die Vornehmen jubelten, und die Frauen ſchauten mit eigenen glänzenden Augen auf ihn. In das Lazarettzelt in der Mitte des Platzes aber trugen ſie den Genfer, der bleich auf der Bahre lag. Gladiatorenlos.

Das Publikum jedoch jubelte dem Sieger zu, und von der Tribüne warfen die ſchönen Frauen Blumen auf die Bahn.

Plötzlich ſtand Dilde auf und ſagte zu dem jungen Herrn von der Sarpalin: „Darf ich Sie bitten, eine Weile auf mich zu warten?“

„Mit Vergnügen, Fräulein Dilde.“

Da ging ſie hinunter und ſtellte ſich an die Tür der Barriere, wo Jakobus heraus mußte, und als er vom Rad ſprang und Digenhem ihm Rad und Kranz abnahm und

sorglich einen Mantel um ihn schlug, trat sie auf ihn zu. Er schaute sie fragend an, da bot sie ihm die Hand und sagte: „Ich habe lange auf dich warten müssen, Jakobus!“ In seinem Herzen jubelte es auf, denn in den Augen des jungen Weibes waren die Worte des Herzens zu lesen und dessen ganze Hingabe. Was nur die Liebe zu bieten vermag mit einem Blick in des Geliebten Augen und was nicht zu sagen ist, und schriebe man alle leeren Papiere der Erde voll mit Tinte und weisester Weisheit: all dies strömte über vom einen zum andern.

Jakobus sagte nur: „Dilde!“ und schaute sie fragend an. Sie antwortete nicht, aber in ihren Augen glänzte es weich, und ihr Blick sagte: „Ja, Joggeli, du dummer, dummer, lieber Joggeli, ich hab' dich ja noch viel lieber.“

Da lachte er und sagte: „Ich glaube, Dilde, ich war der reine Tor.“

Aber der Frauenherzen Tiefe ist nicht zu ergründen, wo der Stoff rein und unverdorben ist, das schönste Lob der Schöpfung, darum antwortete Dilde: „Nicht doch, Jakobus, jetzt ist ja alles gut.“ Und sie dachte nicht daran zu rechten und zu hadern ob der verlorenen Jahre, die dahin waren im trüben Nichts des Wartens; sie hatte ja das Heute und ließ die Freude jubeln.

Und dann kam der Schalk, der jetzt auch alleine am Platze war, denn die Menge gaffte auf die beiden Menschen, und die Bekannten Dildes zischelten. Deshalb fragte Dilde: „Kennst du den Weg noch zu mir, Joggeli?“

„Ich glaub' wohl.“

„Joggeli —“ sie hätte so gerne gesagt: ‚Komm doch wie früher,‘ aber das Wort wollte nicht locker werden, dennoch verstand Jakobus, er sagte leise: „Dilde, lebt die Efeuranke noch?“ Da nickte Dilde nur. „Ich komme, Dilde.“

So trennten sie sich, zwei selige Menschen, in denen die Liebe ihr Lied sang, jenes heilige gute Lied, das nur wenige Menschen kennen, die aber dann dieser Melodei verfallen sind. Was bedeuten da unsere armseligen Worte, wer sagt von jenen Seligkeiten, die in Stunden liegen, wo Hand in Hand mit der Geliebten die Zeit den

Atem anhält und ſtilleſteht, und jene keuſche Wonne, jene wunderbare Ruhe über das Herz kommt, aus dem Bewußtſein geboren, daß nur der Tod vor ſein kann? Nicht jene Stürme, die heiße Leidenſchaften zu lohenden Bränden anfachen und die Seele zerſtören, nein, es iſt nur ſo einfach, ſo lächerlich einfach, kein Wort, keine Geſte, kein Verlangen, nur die ſüße ſtille Seligkeit: ‚Mein biſt du immer!‘ Darin Genüge finden, weder Denken, noch Wünſchen, noch Verlangen, daß anderes kommt und kommen muß: das iſt die Ruhe zweier Herzen, die ſich zuſammenfinden nach langer Zeit Hoffens und Bangens. So erblühte in den Herzen von Dilde und Jakobus die Knoſpe ihrer Jugendliebe zur Wunderblume, die im Himmel ausgeſäet wird und nur in der Seligkeit wachſen kann.

Als Dilde zu dem jungen Herrn von der Sarpalin kam, ſagte der mit jener luſtigen Miene, die ein bitteres Kernlein hat und die dennoch nur in guten Herzen wachſen kann und gedeihen: „Ich glaube, Fräulein Dilde, heute ein Rätſel zu löſen.“

Da lachte Dilde fröhlich auf und ſchaute, ohne zu antworten, weitaus in die Ferne.

„Habe ich recht?“

„Wer weiß, wer weiß, man darf das Glück nicht beſchreien!“

„Iſt es das Glück, Fräulein Dilde?“

Sie ſchaute ihn an mit ehrlich offenen Augen und ſagte: „Ja, und Ihnen muß ich danken, daß Sie mir es leichter machten, als unſere Väter wollten.“

Da winkte der junge Herr von der Sarpalin läſſig mit der Hand, das war nicht ſein Fahrwaſſer, denn jetzt wurde es ſentimental, und das machte immer ſo katzenjämmerlich. Und dann und dann: es iſt eine eigene Rolle, den Abgeblitzten zu ſpielen. Dennoch war er heute nachdenklich, der junge Herr von der Sarpalin, was ſonſt in gewöhnlicheren Zeitläuften nicht ſein größtes Beſchwernis war. Dilde aber war glücklich.

Pius holte Jakobus aus ſeiner dumpfen Kabine ab, er ſagte: „Komm, Jakobus, wir wollen zu Vater und Mutter gehen.“

worin berichtet wird, daß die Katze das Mausen nicht läßt und unverhofft oft kommt und was daneben so drum und dran hängt und sich nur mit Mühe und Not an den Zeilen halten kann, um nicht herunterzupurzeln vor lauter kunstgerechter Machination, oder mit anderen Worten: das Kapitel vom Griff nach dem Strohhalm.

Der Vater Hecht trank sein Glas leer und verzog das Gesicht unzufrieden, als hätte er Essig getrunken. Obschon es sein bester Wein war, den er sich selbst zu Gemüte führte, er blieb mürrisch, und der Sonnenschein und die stille Freude, welche die Reben brauchten, um zu wachsen, kamen nicht über sein Herz. Er schenkte sich wieder ein, da sagte die Mutter Hecht: „Jetzt laß doch sein, das Saufen schadet deiner Gesundheit."

„Ach was, Frau, das verstehst du nicht," brummte er und trank wieder. „Was die da für ein Geschrei machen auf ihrer Rennbahn, das dumme Volk." Wie jeden Tag so lud er sich auch heute seine Last auf, nur um dem unruhigen Tierlein, das man Gewissen nennt, eine Last, die ihn so drückte, abzunehmen.

Und als der Abend über den Schwarzwald mit Siebenmeilenstiefeln daherkam und die Sonne einen roten Schleier übers Gesicht zog, da sie diesen finsteren Gesellen einmal nicht leiden kann und flieht, hatte Vater Hecht seine Bettschwere. Im Dusel kam dennoch der Gedanke an seinen ältesten Sohn, den Jakobus. Und er lallte in den Abend hinein, der dunkel aus allen Ecken hervorkroch und das Kramgewölbe erfüllte: „Du dummer Bub du, wer wird auch alles so aufs Wort nehmen. Man muß doch auch Spaß verstehen, und ich hab' dich ja gerad' noch so lieb wie vorher, aber verzählen will ich dir verschiedenes noch, wart nur du —" Und er lachte in seinem Rausche vergnügt vor sich hin.

Da kamen Pius und Jakobus. Pius sagte: „Ich bring' dir jemand mit, auf Besuch, Vater."

„Wer ist's denn?"

Pius zündete die Lampe an, und Vater Hecht schaute auf den verlorenen Sohn, und sein Gesicht verfärbte sich. Er wollte aufstehen und seinen Ältesten halten, daß

er ja nicht entwich, da trat Jakobus zu ihm hin und ſagte: „Grüß' Gott, Vater!“

Der Alte wiſchte ſich die Augen, und als Jakobus immer noch vor ihm ſtand und die Hand zum Gruße bot, faßte er mit beiden Händen zu und ſagte erſtaunt: „Er iſt's wirklich, und jetzt iſt's gut. Jetzt halt' ich dich, und du gehſt mir nimmer fort.“

Da kam die Mutter Hecht gelaufen, und es war wie im Märchen im Hauſe des Vaters Hecht. Zwar ſchlachteten ſie kein Kalb, denn ſie dachten nicht daran, da gar viel zu reden und zu erzählen übrigblieb. Auch kam an Vater Hecht die Müdigkeit, und als er ſein letztes Gläslein in die Hand nahm, hob er's gegen das Licht. Der Veltliner karfunkelte, und als Vater Hecht trank, da war's wieder einmal ein gutes, ſo ein rechtes Glas Wein geweſen.

Wenn die Liebe an des Menſchen Herz kommt, dann geht alles außer Rand und Band, und der geſcheiteſte Mann kann mit Leichtigkeit verrückt werden, auf alle Fälle tolle Sachen treiben. So kam es auch, als Jakobus und Pius in derſelbigen Nacht in ihrem alten Zimmer zu Bett lagen, denn der Pius war im Nu todmüde und ſchnarchte, hin und her, redlich und in Ehren. Jakobus aber hob vorſichtig das Haupt in die Höhe und kleidete ſich raſch und in aller Stille an, um den Pius nicht zu wecken, huſchte hinaus und ging ſeiner Wege. Worauf Pius alſobald ſein Schnarchen vergaß und lachte. „Der Joggeli geht wieder einmal aufs Stehlen aus, wenn er diesmal nur nicht aufs neue erwiſcht wird wie vormals.“

Dann wurde er nachdenklich, und auf einmal zählte er an den Fingern ab: ja, nein, ja, nein. Und als Nein herauskam, war's ihm gar nicht lieb. Der Herr Direktor von der Bank Rhein begann alſo noch einmal, aber diesmal ſonderbarerweiſe mit nein, ja, und als da ein ſchönes, rundes, ehrliches Ja herauskam, fand er, das Schickſal wolle dies ſchon ſo und begab ſich wie ſein Bruder auf dunkle Pfade. Er trabte über eine Stunde und zwar mit verliebten Beinen bis nach der Birſigſtraße, und dort ſang er die allerſchönſte Serenade.

Und da schob sich im ersten Stock ganz sachte ein Vorhang zurück, und hinter den Scheiben sah Pius etwas Weißes, und dann öffnete sich noch sachter das Fensterlein eine kleine Spur, und eine Rose warf das Klärli dem Sänger zu, denn es hatte ihn wohl erkannt. Darauf schloß sich das Fenster, das Weiße verschwand, und die Vorhänge waren wieder in schönster Ordnung. Der Sänger nahm das Blümelein, sang nochmals und trottete dann wieder seine sechs Kilometer zurück nach Hildalingen.

Aber auch ein anderes Fenster hatte sich im Hause Klärlis ganz leise und sachte geöffnet, und hinter dem Jalousieladen hatte die Mama so ganz verstohlen durchgeschaut, und als der Sänger mit der Rose bombardiert ward, gelächelt und war's zufrieden. Denn auch sie hatte den jungen Herrn Direktor von der Bank Rhein erkannt. Ei, das war was anderes als der Josefli Bell, der Metzger, wenn auch en gros sozusagen und schwer vergoldet. Metzger blieb eben immer Metzger. Die Mama war mit ihrem Töchterlein zufrieden.

Dies aber war weniger der Herr Seufzerlin, der nebenan wohnte und ein alter verlöteter Junggeselle war. Und als gar noch der arme Josefli Bell, Metzgermeister und Inhaber des blutigen Hauses nebst dreißig Gesellen, dahergezogen kam und unter dem Fenster des Herrn Seufzerlin seine Liebe in weichen Molltönen kund gab, hatte die Liebe des Junggesellen ein Loch, und weil das Klärli wußte, daß der Sänger der Josefli war, der beinahe jeden Sonntag den gleichen Spektakel verbrach, blieb es ruhig im Bette liegen und kicherte dazu; denn das Klärli war ein Fratz und freute sich, wenn so ein wundgelaufenes Männerherz ihr auf den Flügeln des Gesanges präsentiert wurde. Nicht so der Herr Seufzerlin, denn als er sich links herum und dann rechts herum gedreht und dann fünf Minuten lang vor Zorn die Finger in die Ohren gesteckt hatte und der Josefli, der Tenor beim Gesangverein Alpenröslein war, immer noch weiter sang, sprang der Herr Seufzerlin kurz entschlossen zum Bett heraus, nahm dem Wasserkrug oder so etwas und entleerte das Gefäß über dem Haupte des armen Josefli.

Der hörte auf zu ſingen und ſagte verdutzt: „Na nu! Was iſt denn das?“

„Schmeck's, riech's, du Eſel, du alter, du einfältiger Miaukater, du dummer,“ antwortete Herr Seufzerlin.

„Ich habe ja nicht Ihnen geſungen, Sie Grobian.“

„Aber ich dich zum Schweigen gebracht, und nun merk dir eins: komm nicht wieder, denn nur im Hornung ſind alle Katzen rammlung. Da kannſt du meinetwegen dann dein Konzert machen, wenn du dein Fett nicht anderwärts unterbringen kannſt.“

So zog der Joſefli vor, ſich für heute zu drücken, da ſein Widerpart mit dem Attentat auf ſeine trockene Haut eine Etage höher war als er. Doch bekam er des andern Abends den Herrn Seufzerlin unter die Hände. Es war gerade um ein Uhr nachts beim Fiſchmarkt herum, und der Joſefli kam wütend von einer ebenſo ergebnislos verlaufenen Serenade zurück wie geſtern, da das Klärli, als es ihn erkannt, raſch wieder ins Bett gehüpft war und ſich die Decke über die Ohren gezogen hatte. Darum lief dem Joſefli der Herr Seufzerlin gerade geſchliffen in die Hände. Er nahm ihn am Kragen, und ehe der gute Hüter ſeiner Nachtruhe pipſen konnte, ſtak er auf eine kleine Viertelſtunde mit dem Kopf im Brunnentrog und nahm Tauchunterricht. Und als er endlich wieder an die Luft kam und ſchnappte und puſtete, ſagte der Joſefli Bell zu ihm: „So, du alter Bock, da du mich geſtern begoſſen haſt, will ich dich heute taufen,“ und damit gab er ihm auf das neue eine Lektion; zum Schluſſe aber warf er ihn in den Brunnentrog und ſagte: „Tauchen kannſt du jetzt, nun lerne noch ſchwimmen.“ Dann ſchlug er ſich ſeitwärts in die Büſche. Seitdem miſchte ſich Herr Seufzerlin in keine Liebeshändel mehr, auch wenn hundert Kater ihr Konzert anſtimmten; er hatte genug davon.

Der Jakobus aber ſchlich ſich wie ehemals ſeinen Weg. Die Nacht war dunkel, und ſchwere Wolkengebilde zogen ihre Bahn, nur da und dort zerriſſen. Wenige Sterne glänzten. Die alten Bäume hinter der Mauer rauſchten ihr altes Lied und erzählten den jüngeren Geſchichten, vielleicht von den dummen Menſchen, die ſich ihr Leben ſo ſchwer machten mit ihrer Liebe, vielleicht auch von alten

Kriegen und Morden. Der Zöllner lag wie immer, um nach dem Paragraph menſchlicher Vernunft zu ſchlafen, wenn's nichts zu zollen war, auf der Pritſche. So ſchmuggelte ſich Jakobus zum Hauſe des Seidenherrn und flötete wie vor Jahren ſeine Nationalhymne. Die Bäume hörten auf zu rauſchen und horchten neugierig hin, und als ſie ſahen, daß ſich das Fenſter zu Dildes Zimmerlein öffnete, trotzdem kein Licht darin brannte, da wußten ſie, woran ſie waren, die alten Bäume, ſie begannen darum wieder ihr rauſchendes Lied und ließen ſich durch nichts mehr verdrießen.

Jakobus aber ſtieg auf die Mauer und kletterte die Efeuranke entlang mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen. Als er bald oben war, ſtreckte ihm Dilde die Hand hin und zog ihn zu ſich hinauf.

„Wie geſtern mutet's mich an," ſagte Jakobus, „und nichts iſt dazwiſchen ſeit dem letzten Male, das Glück deckt alles Vergangene zu." Er ſetzte ſich auf das Geſimſe wie früher und ſchaute in Dildes Augen, die in der Nacht glänzten wie zwei Sterne, dann ergriff er ihre Hände und hielt ſie feſt. „Wie ſchön das iſt, Dilde, und wieviel Gram liegt hinter uns."

„Ach, Joggeli, das iſt wie ein böſer Traum, und jetzt ſind wir erwacht. Der Traum iſt weg, und die Sonne kommt, ein ſchöner, glücklicher Tag."

Er ſchaute ſie an und lehnte in ſtillem, zufriedenem Glücke an das Gewände des Fenſters. Dilde aber zog ihn zu ſich und ſagte: „Komm!" Er ſchaute ſie mit warmem Blicke an. „Komm in mein Zimmer, Joggeli," ſagte ſie da wieder.

Da ſaßen ſie lange, lange Zeit Hand in Hand, und keines ſprach ein Wort, ein ſtilles Glück wohnte in ihren Herzen und jene Zufriedenheit, die das Schönſte iſt und wunſchlos dem Augenblick der Leidenſchaft entgegenſieht, denn die Gluten des Verlangens müſſen kommen wie Wetterleuchten in Sommertagen.

Als der Morgen erwachen wollte und in den Bäumen leiſe und verſtohlen, wie zur Probe, die Vöglein ihre Pfeifen ſtimmten, ſtand Jakobus auf und ging zum Fenſter.

„Und, Dilde, wie ſoll die Zukunft werden?“ fragte er leiſe.

„Mußt du fragen, Joggeli? Weißt du's nicht ſo?“

Dilde legte ihm beide Hände auf die Schultern, und ſchaute ihm tief in die Augen, als wolle ſie ihm ſagen: hier, nimm mich hin als dein Weib! Er ſagte: „Doch, Dilde, ich weiß es, ſoll ich's dir ſagen? Aber wenn es dir nicht lieb iſt ſo!“

„Joggeli!“

„Ich mein', daß du in mein Haus kommſt — allerdings muß ich's zuerſt bauen, dieſes Haus.“

„Ich komme zu dir, und bis du eins gebaut haſt, treiben wir uns unter fremder Leute Dächern herum, denn nicht, was du biſt und was du haſt, macht glücklich.“

„Aber es gehört dazu, Dilde. Doch wer zum Leben hat — darf die Liebe haben, und ich getraue mir für unſer Leben zu ſorgen. Allerdings, Dilde, ich kann dem ſeltenen Vögelein, das mir zugeflogen iſt, keinen goldenen Käfig bauen, nur ſo einen billigen aus hölzernen Stecklein, doch es ſoll's gut haben bei mir, ſo gut wie im goldenen Käfig, mein Vögelein.“

Da ſagte Dilde errötend: „Dann, Joggeli, hol' dir den hölzernen Käfig bald und ſperr' dir dein Vögelein ein. Lieber heute als morgen, Joggeli.“

Sie verbarg ihr glühendes Geſicht an ſeiner Bruſt.

Er aber jubelte: „Morgen ſchon, Dilde.“

Das erſte Licht des jungen Tages kam, und aus dem Dunkel löſten ſich die Bäume aus, und am fernen Himmel, in das alsgemache Frühlicht hinein ſchimmerten leicht und duftig wie ſilberne Schleier die Vogeſen, als ſie ſich trennten.

Wie Jakobus von der Mauer auf die Straße ſprang, kam gerade der Guſti Leiſinger auf ihn zu, der ehemalige Schulkamerad; er fragte verwundert: „Wo kommſt denn du her?“

„Und du?“

„Die Straße entlang, aber über keine Mauern, denn das iſt nicht gerade der gewöhnliche Weg. So ein Schreibergeſelle wie ich hat aber immer mehr als gehöriges Intereſſe für ſolche ungewöhnlichen Wege, Jakobus.“

Die Tänzerin
Clotilde von Derp

‹ Phot. Hugo Erfurth ›

„Also dann nimm mal an, ich hätt' meinen Morgenspaziergang etwas zu früh gemacht, noch während der Dunkelheit, und —"

„Hast dich über die Mauer verirrt, aber hoffentlich wieder aus dem Irrgarten herausgefunden. Doch will ich beide Augen zudrücken, ich weiß ja schon —"

Da lachten beide und gingen selbander den Weg nach Hildalingen. Der Gusti fragte: „Und bis wann darf ich mich denn einladen?"

„Wohin einladen?"

„Nun, zur Hochzeit, die vielmals die höchste Zeit ist."

Da wurde Jakobus wieder stille. Bis wann? Doch was! Heute noch wollte er zum Seidenherrn gehen und um Dilde werben. Er sagte darum: „Das kann ich dir erst heute abend sagen, Gusti."

„Gut, ich hol' mir die Antwort, und wenn so ein armseliger Verseschmied auch keine fürstlichen Angebinde als Gabe bringt, so doch einen gesegneten Hunger."

„Abgemacht, Gusti, du und Pius, ihr sollt meine Trauzeugen sein, und ob's biegen will oder brechen: sobald als möglich und nicht einen Tag später."

„Das pressiert."

Als Jakobus in sein Zimmer kam, traf er seinen Bruder Pius am Tische sitzend, eingeschlafen. Vor sich hatte er ein Blatt Papier und Tinte, und Jakobus las: ‚Liebe Klärli, es heißt: Schenkt man sich Rosen im Tirol, weiß man, was das bedeuten soll, man schenkt —' Ein schöner breiter Strich über das Blatt machte den Schluß des Briefes, Pius war eingeschlafen mitten im Erguß und beim Schenken stehen geblieben, mit der Feder aber hatte er sich die Rose aufgespießt.

Da weckte Jakobus seinen Bruder und fragte verwundert: „Was treibst denn du für Spuk, und woher holst du dir deine Rose mitten in der Nacht?"

Doch Pius dachte, wie ein tüchtiger Eroberer denken muß, und zu seiner Verteidigung griff dieserhalben er selber an: „Jetzt sag' aber vor allem, was hast du denn getrieben, ehe du andere Leute aufs Korn nimmst?"

Da antwortete Jakobus: „Weißt du Pius, ich hab' mir

nun den Reſt noch geholt, den ich vor Jahren nicht mehr mitnehmen konnte, als ich auf Raub ausging."

„Alſo denn — und ich bin wie auch du ausgezogen, nur hoffe ich, das erſtemal gleich alles, was ich wollte, bekommen zu haben."

Es lachten beide, und Jakobus ſagte: „Auch du, Brutus? Aber jetzt iſt's Zeit zum Schlafengehen, denn die Sonne kommt."

Desſelbigen Tags ließ ſich Jakobus beim Seidenherrn melden. Als die alte Fine die Karte zu ihrem Herrn brachte, bekreuzte ſie ſich, denn ſie hatte allerlei über Jakobus läuten gehört, doch was ging das ſie an. Nur dem Käterli, ihrer Kollegin, wollte ſie's erzählen, die würde Augen machen. Wie ſie dem Seidenherrn des Jakobus Karte gab, nickte ſie verſtändnisinnig als er las, verwundert aufſtand, ans Fenſter trat und laut nochmals las.

„Sagen Sie dem Manne, ich wär' nicht zu ſprechen, Fine."

„Wohl, Herr."

Aber Jakobus, im Flur, ſo zwiſchen Tür und Straße ſtehend, erklärte zur Fine: „Ich muß den Herrn unbedingt ſprechen. Sagen Sie ihm das, Fine."

So ging Fine wieder, und Dilde kam eiligſt zu Jakobus, da ſie ſeine Stimme gehört hatte. Sie ſchaute ihn fragend an.

„Ich will deinen Papa um deine Hand bitten, Dilde."

„Da komm' ich mit dir."

„Nein, Dilde, das muß ich allein machen."

Schon kam die Joſefine wieder, und als ſie ihre Dilde bei Jakobus fand, hatte ſie an dem Paar dennoch ihre Freude, denn er war halt auch ein hübſcher junger Herr, der Jakobus; ſie ſagte: „Der Herr läßt bitten, doch erſucht er Sie, Ihr Anliegen kurz zu faſſen, da er wenig Zeit hat."

Dilde ſagte, von Fines Worten entmutigt, voller Beſorgnis zu Jakobus und ſchaute ihn bittend an: „Was auch kommt, Jakobus, laß dem Zorn keinen Raum."

Da gedachte Jakobus jenes Augenblicks in ſeines Vaters

Kramgewölbe, als er ſich tatſächlich vergriffen hatte an dem Seidenherrn... doch was, er war gereizt worden dazu, und das war vergangen; er ſagte deshalb zu Dilde: „Sei ruhig, Dilde, denn eins iſt ſicher — mein Käfig ſteht dem lieben ſchönen Vöglein immer offen.“

Dilde lächelte und ſah ihn mit warmen Blicken an. „Und das Vöglein wird auch kommen, ganz ſicher, Joggeli.“

Verwundert ſchaute die Fine, die alte Kindesmagd Dildes, auf die beiden jungen Menſchen; dann ſchüttelte ſie den Kopf; ach ja, man wird älter.

Als Jakobus beim Seidenherrn eintrat, empfing ihn dieſer ſtehend, er bot ihm keinen Stuhl an und ſprach ruhig, aber mit ſcharfer, kalter Stimme: „Ich begreife nicht, wo Sie den Mut, wenn man dies noch ſo nennen kann, hernehmen und ſich bei mir melden laſſen nach dem allen, was geſchehen iſt. Doch wie dem ſei: was wollen Sie?“

Jakobus zwang ſich zur Ruhe, und ohne ſeines Grolls, den des anderen Worte in ihm hervorriefen, zu achten, antwortete er: „Daß jene Szene geſchah, bedaure ich, jedoch nicht ich allein trage alle Schuld —“

„Laſſen wir das. Was wollen Sie? Machen Sie's kurz, denn Sie werden begreifen, daß ich dieſe Unterredung je eher um ſo lieber beendet ſehe.“

Mit kalter Stimme antwortete Jakobus: „Ich bedaure, Sie länger, als Ihnen angenehm iſt, beläſtigen zu müſſen, doch wollte ich in dem, was ich beginne, den ehrlichen geraden Weg gehen. Deshalb mußte ich zu Ihnen kommen —“

Wieder unterbrach ihn der Seidenherr, ſagte gedehnt und läſſig: „Ja doch, ſagen Sie mir nur endlich, um was es ſich handelt. Wozu denn mit vielen Worten fackeln, wenn kein Licht herauskommt dabei?“

„Daß Dilde und ich uns lieben, wiſſen Sie, Herr —“

„Wollen wir, bitte, dies Thema laſſen —“

„Nein, denn gerade darum bin ich hier! Deswegen komme ich zu Ihnen, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

Da färbte ſich das Antlitz des Seidenherrn blutrot, und er ſagte raſch: „Sie ſind unverſchämt, wie früher.“

Doch bezwang er ſich und fragte: „Können Sie eine Frau ernähren?“

„Ich hoffe dies.“

„Hoffen dies! Wiſſen Sie es nicht? Vom Hoffen kann man hungern.“

„So arg iſt's nun immerhin doch nicht. Ich kann allerdings keine großen Dienerſchaften und ähnliches bieten, aber das iſt ſicher: Not brauche ich nicht zu fürchten.“

Beide ſchwiegen eine Weile, der Seidenherr ſchaute Jakobus lange an, ſozuſagen ihn auf den Wert hin abſchätzend, um ſich darnach in ſeinem Widerſtand einzurichten, dann ſann er vor ſich. Nach einer Weile ging er zu ſeinem Arbeitstiſch, ſetzte ſich und lud mit höflicher Stimme auch Jakobus ein, Platz zu nehmen.

„Ich habe gehört, Sie ſeien Rennfahrer,“ ſagte er ſchier zutunlich freundlich, was Dilde, die vor der Tür draußen horchte, unruhig und beſorgt machte, da ſie die Art ihres Vaters kannte. „Ich höre auch, daß dieſe Leute ziemliche Summen verdienen; Sie werden aber zugeben, daß dies kein Beruf iſt für den Gatten meiner Tochter, ſchon in ſozialer Hinſicht, dann auch wegen deſſen Gefährlichkeit.“

„Ich habe darüber nachgedacht und bin entſchloſſen, einen anderen Beruf zu ergreifen.“

Das war Waſſer auf des Seidenherrn Mühle, er fragte darum raſch: „Welchen denn?“

Da ſagte Jakobus zögernd und leicht verlegen: „Ich muß zuerſt die näheren Umſtände abwarten, jedoch bin ich überzeugt, daß auch hier Rat wird und —“

„Aber jetzt erlauben Sie einmal, junger Mann, was halten Sie denn eigentlich von dem Leben und welche Begriffe von einer Exiſtenz haben Sie? Sie glauben, Sie hoffen, Sie haben allerhand ſchöne Worte und ähnliche hübſche Dinge. Jedoch eine Familie gründen verlangt ſolidere Grundlagen, ein gutes Bankkonto wäre mir ſchon lieber und ein Gewerbe dazu.“

Lächelnd ſagte Jakobus: „Ich bilde mir ein, vom Leben eine Ahnung zu haben.“

Da fragte unverhofft der Seidenherr: „Haben Sie mit Dilde darüber ſchon geſprochen?“

„Ja.“

„Und was sagte sie?“

„Sie ist meiner Ansicht!“

„Natürlich. Doch zum Schlusse will ich Ihnen eines sagen: Gehen Sie, gründen Sie ein Geschäft, arbeiten Sie tüchtig, werden Sie was, und dann kommen Sie wieder, so vielleicht in zwei, drei Jahren, wenn sich zeigt, daß Sie etwas Ordentliches sind. Denn Sie werden begreifen, daß ich nicht gerne an den ersten besten, der gar nicht zu uns paßt, meine Tochter gebe.“

Da kochte es in Jakobus, denn er fühlte die Ironie des Seidenherrn und erriet auch dessen Absicht. Darum sagte er hastig: „Dilde und ich, wir sind beide entschlossen, nicht mehr zu warten, die Jugend geht mit der Zeit, und im Alter ist das Glück schön, wenn man auf eine Jugend zurückschaut, die nicht in wortlosem Wünschen zerrann.“

Der Seidenherr lenkte gelassen ab. „Sie sind sentimental. Gehen Sie und zeigen Sie, daß Sie ein tüchtiger Mann sind, dann wollen wir wieder miteinander reden. Auf die paar Jahre kommt es auch nicht an, also, was wollen Sie mehr?“

„Glücklich will ich sein, Herr, und deshalb sage ich Ihnen, daß Dilde und ich uns heiraten und uns keine paar Jahre mehr nehmen lassen, und wenn Sie auf dem Kopfe stehen. Dilde ist volljährig wie ich, und jede Stunde, die wir warten müssen, heißt für uns verloren.“

Da kam in dem Seidenherrn der fromme Mann auf einmal zum Vorschein, er sagte: „Junger Freund, man soll nicht nur an die sündigen Freuden denken. Gott liebt ernstere Dinge, und auch ist das nicht alles so weither, wie Sie glauben.“

„Ich glaube nur, daß der Mensch ist, wie Gott will, sonst hätte ihn Gott nicht nach seinem Ebenbilde gemacht, und so ist es auch mir lieb. Zudem soll niemand im Glücke zweier junger Leute sein.“

„Gemach, gemach, mein Freund, das bin ich nicht. Aber wenn ich Ihnen Dilde verweigere, so muß ich dies, weil eine sichere Existenz fehlt und auch die Standesunterschiede zu groß sind.“

Da ſagte Jakobus ſpöttiſch: „Über dieſen Unterſchied läßt ſich reden, denn es gibt Leitern, womit man zum höchſten Turmgipfel gelangt, und wenn ich Dilde nicht ernähren kann, dann ſind Sie ja reich genug dazu!“

Dem Seidenherrn riß die Geduld; er ſagte ſpöttend und gedehnt: „Aha, ja ſo, dort hinaus will der Herr, dachte mir's doch. Aber dieſe Rechnung iſt falſch, grundfalſch. Das würde allerdings dem Herrn paſſen, das glaub ich gern, ja ja — aber es iſt ſo, das niedere Pack bleibt immer dasſelbe, ſchamlos und anſpruchsvoll.“

Da kochte in Jakobus der Zorn auf. Mit unterdrückter Stimme rief er: „Schämen Sie ſich, ich bin im ſtande, mit meinen paar Groſchen, die ich mir erworben habe, Dilde zu ernähren! Ich brauche Ihre Goldſtücke nicht, ich ſchenke ſie Ihnen, und da Sie den Skandal einer ruhigen Abwicklung vorziehen, gut denn, ich habe mehr getan als meine Pflicht. Ich empfehle mich, mein Herr!“

Spöttiſch ſagte der Seidenherr: „Tun Sie, was Sie nicht laſſen können. Dadurch werden Dilde die Augen aufgehen, und ſie wird Ihren Wert erkennen.“

„Und auch den Ihrigen, Herr,“ antwortete Jakobus zornig und ging.

Als er draußen im Flur neben Dilde vorbeiging, wo ſie auf ihn gewartet hatte, lächelte er trübe und ſagte unſicher und gedrückt: „Dilde, das Vöglein muß weiterfliegen, ſcheint es, wenn einem armen Teufel von Vogelſteller auch das Herz weh tut darum. Vielleicht iſt's auch das Beſte, Dilde.“

„Joggeli, du biſt jetzt trübſelig, ich hab' mir das gedacht. Doch laß ſein und glaub' mir, das Vöglein fliegt nur dann an einen anderen Ort, wenn der Käfig zugeſperrt iſt und der dumme Mann ſagt: geh', ich mag dich nicht.“

Da zog Jakobus Dilde an ſich und küßte ſie und ſagte: „Du Liebe, Gute, komm und laß mich nicht allein, ſonſt vergehe ich.“

Jakobus verging jetzt zwar nicht vor Sehnſucht, dennoch nahm dieſes ſo ſchön eingefädelte Techtelmechtel einen etwas unharmoniſchen Verlauf, da in dieſes Idyll verliebter

Leute aus blauem Himmel herunter der Blitz einschlug, wozu der Seidenherr das arge Donnerwetter machte. Denn als er die Bescherung im Flur sah, platzte und blitzte er drein: „So, so, ist das der ganze Anstand des Musjöh, im Flur eines anständigen Hauses eine honette junge Dame zu umarmen und zu küssen! Ich möcht' ihm raten, dort hinauszugehen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat, und mir überhaupt nicht mehr ins Haus zu kommen, Sie — Sie Dreckspatz."

Da sagte Jakobus: „Diese Schimpferei ist nicht gerade von großen Ehren für Sie!"

Da stieg dem Seidenherrn, der sich's gedacht hatte, Dilde und Jakobus im Flur zu treffen und nur deshalb da erschienen war, der helle böse Zorn auf, und er kreischte mit wütender Stimme: „Geh' mir zum Loch hinaus, du Galgenstrick du, und du elendes Weibsbild kannst mit ihm ziehen, dann könnt ihr das Land auf und ab hausieren, ihr zwei elende Kreaturen."

Dilde war totenbleich geworden, und Tränen standen ihr in den Augen. Sie war fassungslos, und auch Jakobus stand wie auf Kohlen, doch ging er nicht weg. Da kam Dildes Mutter in den Flur. Sie nahm ruhig ihr Lorgnon und betrachtete sich die Gruppe von oben bis unten, und als sie ihn erkannte, fragte sie, scheinbar gelassen: „Wer ist der Mensch hier, und was will er von uns?"

Der Seidenherr war ruhiger geworden, er antwortete: „Er und die Dilde wollen sich heiraten."

„Ja, und sonst nichts mehr! Geh' auf dein Zimmer, Dilde, und laß mich allein mit dem guten Manne reden," befahl die Frau mit strengem Tone.

Aber Dilde blieb neben Jakobus stehen und sagte, nahe den Tränen: „Ich sage euch beiden, daß ich nicht von ihm lasse, und es liegt bei euch, wie die Zukunft wird."

Die Frau aber mahnte noch einmal: „Geh' auf dein Zimmer, Dilde, ungehorsame Kinder kann man nicht anders behandeln, als daß man sie bestraft, und du bist ungehorsam, Dilde!"

Aber da brauste Dilde auf: „Und mag ich sein, was ich will: vor allem bin ich alt genug zu meinem Glücke

und alt genug, es zu faſſen, und darüber brauchen wir uns nicht zu ſtreiten, denn da iſt nichts vor, wir beide gehören zuſammen und werden zuſammen unſern Lebensweg gehen!“

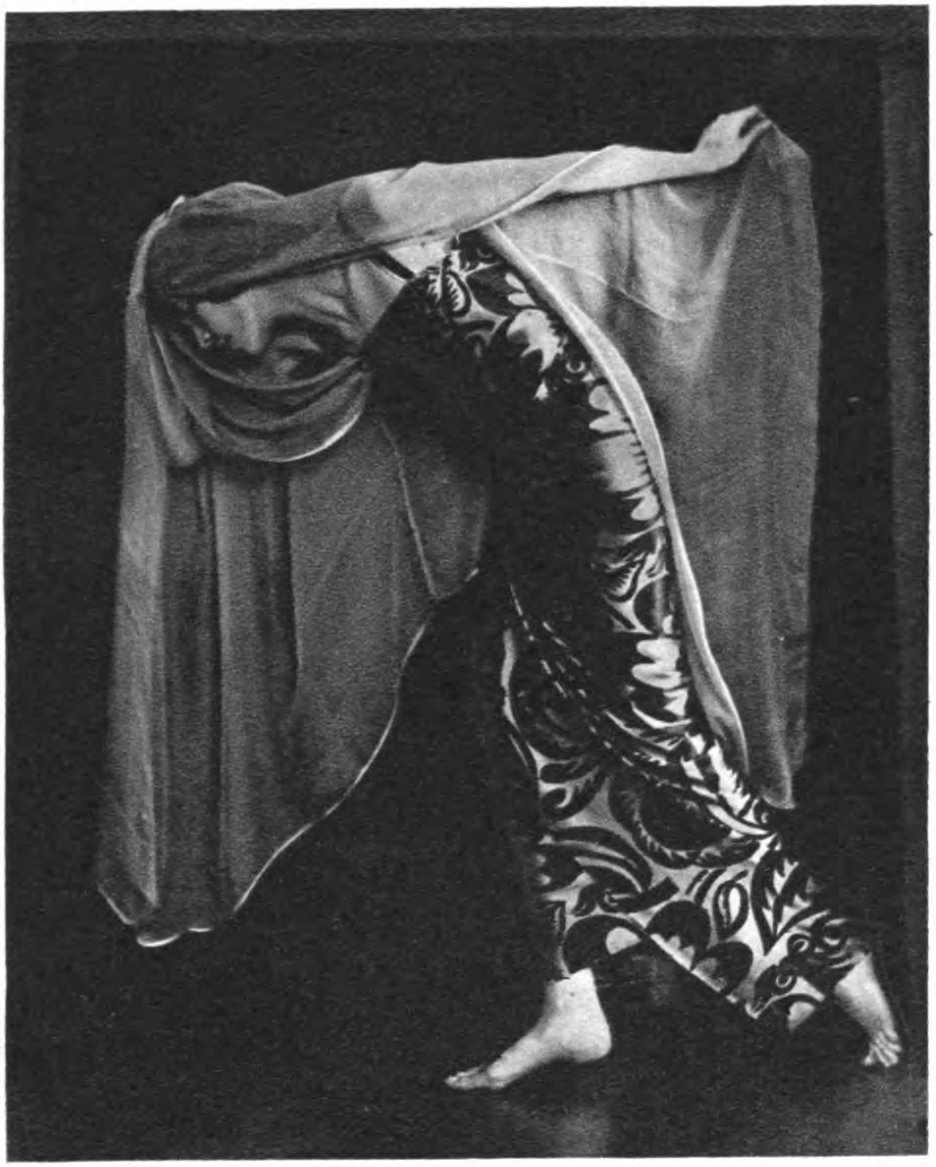
Verwundert ſchaute die Frau auf Dilde, und der Seidenherr ſah ſein ganzes Denken und Trachten zerfließen, zu nichts werden, und er hatte doch ſo ſchön mit dem Gegenmakler in dieſem Herzensgeſchäft, dem Herrn von der Sarpalin, über alles gerechnet und die Spekulation zur Vollkommenheit geführt. Zudem, es wäre dies das einzige Geſchäft des Herrn von der Sarpalin geweſen, das er ohne ſeine fünf Prozent Speſen gemacht hätte, leider war aber dieſem Herrn dies nicht vorbehalten. Der Seidenherr ſagte deshalb ſchließlich, indem er allen Widerſtand aufgab: „Ich waſche meine Hände in Unſchuld, über euch komme das Unglück.“ Und Dildes Mutter ſagte, mit derſelben Feſtigkeit und ruhigen Würde zu ihrer Tochter: „Du biſt alt genug, tu was du für gut hältſt. Nur verſchone mich mit dieſer Verwandtſchaft und verlaſſe uns, ſo raſch du kannſt. Komm, Arthur!“

Sie faßte den Seidenherrn unter und rauſchte mit ihm davon, und zwar ſo raſch, daß die alte Joſefine kaum mehr Zeit hatte, zur Seite zu kommen, ſich jedoch immer und immer wieder bekreuzte und flüſterte: „Heilige Mutter Gottes, was ſind denn das für Sachen, ei ei ei, was für Sachen!“

Dilde aber warf ſich Jakobus in die Arme: „Jetzt hab' ich nur noch dich, Jakobus, behalt' mich lieb!“

So zog Dilde am Arme ihres Geliebten zu dem Elternhauſe hinaus. Fine, die alte gute Joſefine, packte alles Eigentum Dildes zuſammen, und der Gärtner Häberlein übergab dasſelbe Vater Hecht.

Und noch in derſelben Nacht zogen Dilde und Jakobus weg, dem Glück entgegen. Ein alter Poſtillon führte ſie in die nahen Berge. Es war eine ſternenklare Nacht, und als der Wagen durch einen Wald rollte und die Bäume ihr altes Lied rauſchten von Menſchenglück und Menſchenleid, da blies der Poſtillon ein altes Liebeslied. Er dachte an einſt und warme Nächte und an junge Jahre und dazumal und ach, die Liebe, davon erzählte ſein Lied: von ſeinem vergangenen Glücke.



Rita Aurel
im mänadischen Tanz
‹ Phot: Becker & Maaß ›

Und im Wagen lag Dilde in den Armen von Jakobus, und beide horchten weltvergessen. Der Wunsch des Menschenherzens erfüllte sie, und ihr Blut wurde heiß, und der alte Postillon spielte sein altes Lied.

Der Mann am Schicksalsrad jedoch schaute von hoher Warte auf die Erde nieder, auf die Hast und den Streit des Lebens, vor allem aber auf die Glücklichen. Da sah er, tief hinter dem Glück versteckt das Fünklein Kinder bei Dilde und den bitteren Zorn bei ihren Eltern. Deshalb lächelte er und ging hin an sein Amt, drehte recht lustig drauf los am Schicksalsrädlein, damit's herumschnurrte und sauste. Und wie der Traum die Zeit zerrann, denn der Mann am Schicksalsrad hatte Erfahrung in derart Händeln und hoffte auf die Zeit, nahm die Welt ein anderes Gesicht an, und damit kam auch ein reiches Regen und Sehnen aus Menschenherz, woraus sodann die Versöhnung wurde.

Zwei Kinderlieder

Von

Richard Schaukal

März

Die Dächer sind hell
Vom rauschenden Regen,
Die Rinnen klopfen
Von trommelnden Tropfen.

Nur schnell
Dem Frühling entgegen,
Daß wir ihn nicht versäumen,
Von dem wir so lange träumen.

Im Garten

Über einem roten Dache wirbelt blauer Rauch.
Ein Baum steht schon in Blüten,
Die Hecken haben einen Hauch
Von Grün bekommen über Nacht.
Nun wird es bald mit Macht —
Kein Frost kann es verhüten —
Frühling werden, gebt acht.

Künſtler

Von

Börries, Frh. v. Münchhauſen

Sie ſtehn, wie die Blumen am Hange
Betäubenden Abgrunds ſtehn,
In den ſie voll Gram und voll Drange
Nickend hinunterſehn.
Wohl dürfen zur Tiefe ſie blicken,
Durch Wurzeln verſchwiſtert dem Grund,
Und doch ſtürzt ihr Locken und Nicken
Andre hinab in den Schlund.

Sie ſtehn wie die Blumen im Weizen
Unſchuldigen, frommen Geſichts,
Und weiß doch von ihren Reizen
Die ſtählerne Senſe nichts,
Sie ſtehn, wie die Blumen im Korne,
Wohl hat ſie kein Sämann geſät,
Doch hat ſie in rauſchendem Zorne
Die Senſe des Schnitters gemäht.

Sie haben nicht Wehr und nicht Waffen
Und fechten doch ewigen Streit,
Sie leiden für das, was ſie ſchaffen,
Und ſchaffen doch niemandem Leid,
Sie drängen zur ewigen Sonne,
Sie hängen am ewigen Grund,
Und ihnen iſt Weh und iſt Wonne
In tiefſten Geheimniſſen kund.

Vom modernen Tanz

Eine Plauderei von Peter Fries

Wir Deutſchen ſind ein wunderliches Volk und ſuchen für die heiterſten Dinge von der Welt die ernſthafteſten Begründungen. Wir leiden unter dieſem Zwang unſeres Charakters und verbittern uns die unterhaltſamſten Stunden. Wir ſitzen etwa im Theater und ſehen ein Stück, über das wir von Herzen lachen. Es wird vortrefflich geſpielt. Da, auf einmal, mitten in der Heiterkeit befällt uns der ſchulmeiſterliche Gedanke: ‚Woran verſchwenden die Schauſpieler ihre Kunſt? Iſt dieſes Spiel wert, daß wir würdigen Leute uns daran ergötzen? Iſt es nicht etwa nur eine Poſſe? Steckt es nicht voll unliterariſcher Hanswurſteleien?‘ Und wenn wir zu unſerem Glück ſo ungebildet ſind, von dergleichen Gewiſſensbiſſen verſchont zu bleiben, kommt ſicherlich am nächſten Morgen der bitterböſe, aber unfehlbare Kritikus des Schildaer Tageblatts und beweiſt uns, daß unſer Lachen das Lachen des Narren geweſen iſt und wir uns eigentlich unſerer Torheit von Herzen ſchämen müßten. Der Herr hat recht und doch auch wieder nicht. Man ſoll offenkundig vergängliche Dinge nicht mit den Maßen der Unſterblichkeit meſſen. Wer alles nur sub specie aeternitatis betrachtet, dem läuft der Alltag mit ſeinen Freuden davon.

Auch der Tanzkunſt rückt man heute mit allzu ſchwerem äſthetiſchem Geſchütz auf den zarten Leib. Es iſt noch nicht lange her, da wollten die gebildeten Leute gar nichts von ihr wiſſen und belächelten nachſichtig die netten alten Herren, die an den gedrillten Geiſtloſigkeiten des Balletts ihre mehr oder weniger unſchuldige Freude hatten. Dann kam die Duncan und erlebte das Schickſal aller Reformwütigen: ſie wurde verhöhnt, und ängſtliche Gemüter riefen nach der Polizei. Aber mit der Zähigkeit und dem prak-

tiſchen Sinn der Amerikanerin ſetzte ſie ſich und ihre Ideen durch. Ihre an allerdings recht nebelhaften antiken Vorbildern genährten Anſchauungen vom Tanz waren fruchtbar genug, um ganze Scharen von Schülerinnen und Nachempfinderinnen zu begeiſtern. Heute belehrt uns die Hiſtorie des Tanzes, daß von dieſer etwas gouvernantenhaften Dame eine neue Epoche datiert.

Wenn ſich die Hiſtorie nur damit begnügen wollte! Aber dieſe bedeutende Feſtſtellung iſt ihr in die Glieder gefahren. Sie bemerkt zu ihrem Erſtaunen und zu ihrer Beſchämung, daß ſie das ihr anvertraute Gebiet bisher nicht ernſthaft genug gepflegt hat. Sie verbündet ſich daher mit ihren Baſen, der Äſthetik und der Philoſophie, und verſucht, die flüchtigſte aller Künſte nicht nur in Worten zu fangen, ſondern ihr alle möglichen und unmöglichen Aufgaben zu ſtellen, von deren Löſung ſie im Grunde ihres kindlich heiteren Herzens nichts ahnt und nichts zu ahnen braucht. Man ſtreitet mit Heftigkeit um das Problem, was der Tanz „eigentlich ſoll“, und kommt ſchon darum nicht zum Ziel, weil der Tanz für jeden etwas anderes iſt. Der eine denkt an das Hüpfen und Drehen im Walzertakt, der andere an die beinbrecheriſchen Sprünge des Balletts, dem dritten ſchweben Reigentänze nach dem Muſter griechiſcher Vaſenbilder vor, der vierte will das Urſprünglichſte und für die unpathetiſche Welt von heute zugleich Kühnſte: ihm iſt der Tanz ein feierlicher Gottesdienſt. Gewiß, das alles und noch viel mehr iſt er geweſen und kann er ſein, aber wenn man ſein wirkliches Weſen, ſeine wichtigſte Bedeutung für die Gegenwart faſſen will, ſo iſt er doch für etwas entſchieden Einfacheres da: er dient dem Vergnügen der Einwohner, wie die liebenswürdige Inſchrift am Giebel des Königlichen Schauſpielhauſes zu Potsdam lautet.

Aber wo bleibt da die Vergeiſtigung des Tanzes, die ſie alle angeſtrebt haben, von der Duncan bis zu Dalcroze, von den Wieſenthals bis zu Clotilde von Derp? Iſt ſie nur ein Hirngeſpinſt geweſen? Gewiß nicht. Wir werden die Verdienſte dieſer vielfältigen Bemühungen nicht verkennen, aber es fehlt uns der Sinn für die Feierlichkeit, mit der viele Begeiſterte dieſe Schauſpiele ſinnlicher Anmut

zu immer wieder neuen, neueſten orphiſchen Geheimniſſen ſtempeln wollten. Die moderne Tanzkunſt kann mit neuen und zarteren Mitteln letzten Endes keine weſentlich anderen Wirkungen erzielen als die alte. Wirkte es nicht wie eine feine Ironie, daß die Pawlowa mit ihren Ruſſen kam, als man ihre Kunſt ſchon längſt begraben und vermodert wähnte? Man mußte bewundern und war ſeiner Sache nicht ganz ſicher. Die Gazeröckchen, die Spitzentänze, die Pirouetten — das war doch eigentlich alles ſtreng verboten und ſah doch ganz entzückend aus. Oder darf man vielleicht ſchon wieder —? Wie half man ſich? Man ſagte: Das iſt eben die letzte, wunderſchönſte Blüte eines in der Wurzel abgeſtorbenen Stammes; die Entwicklung ſchreitet fort! Man läßt ſich dieſes Ballett nur noch einmal gefallen, als kulturhiſtoriſchen Rückblick, zur Belehrung ſozuſagen. Zur Belehrung! Das war die Rettung! Nun durfte man mit der unwiſſenden Menge applaudieren, die nichts weiter will als ihr Amüſement.

Und nichts weiter wollen die Bilder, denen ſich dieſe Zeilen geſellen. Fünf Tänzerinnen ſind hier in ihrer charakteriſtiſchen Erſcheinung feſtgehalten. Wir hören nicht die Muſik, zu der ſie tanzen, wir ſehen nicht, wie ſich die blitzſchnell vorüberhuſchende Stellung in der Bewegung löſen wird; unſer Auge erfreut ſich nur an der gepflegten Schönheit von fünf Frauenkörpern, an der beſeelten Harmonie ihrer Gebärde.

Wie in ein antikes Metopenfeld ſchmiegt ſich die ſchlanke Silhouette Rita Aurels. Die Leidenſchaft iſt hier zu ſchönem Maß gebändigt. Wundervoll handhabt die Künſtlerin ihren Schleier. Kein Maler könnte ihn geſchickter zum Bilde ordnen, als ſie ihn zu werfen verſteht im Wirbel ihres mänadiſchen Tanzes.

Eine unſrer jüngſten Tänzerinnen iſt Clotilde von Derp. Sie zeichnet ſich durch gewinnende Natürlichkeit aus. Etwas im guten Sinne Dilettantiſches iſt ihr, die aus einer vornehmen Adelsfamilie ſtammt, immer eigen geblieben. Sie verabſcheut allen ſchulmeiſterlichen Zwang und liebt es, zu improviſieren. Dadurch kommt in ihre Leiſtungen leicht etwas Unausgeglichenes. Aber ihr junger, hochaufge-

schossener Körper gehorcht doch allen Stimmungen ihrer Seele.

Von dem das galante Zeitalter so geschickt nachempfindenden Bayros hat sich Lucy Kieselhausen ihr Kostüm als Eintagsfliege entwerfen lassen, in dem sie das Publikum über die kurzen Stunden ihrer Tanzabende hinaus in der Erinnerung entzückt. Der Zauber des Kostüms hat in der Entwicklung der modernen Tanzkunst eine bedeutende Rolle gespielt, eine so wichtige, daß manchmal der eigentliche Tanz darunter litt. Wir erinnern an Ruth St. Denis, die sich in die Gewänder Indiens hüllte und mystische Tempelszenen mit einem mächtigen dekorativen Apparat von den Ufern des Ganges in unsere kühleren Himmelsstriche verpflanzte. Man staunte ob der Neuheit des Unterfangens, denn auf dem Podium stand keine Maske, sondern ein fremdes Geschöpf, das seltsame und etwas unheimliche Gebräuche pflegte. Man gestand sich nicht, daß das auch ein ganz klein wenig langweilig war.

Ähnliche Wege schlug die ägyptische Tänzerin Sent M'ahesa ein, vielleicht in Abhängigkeit von der Inderin, was uns indessen nicht weiter kümmern soll. Ihr Äußeres hat die Künstlerin zu der Maske getrieben. Der Spiegel sagte ihr, die von Hause aus nichts mit dem Pyramidenlande zu tun hat, sondern in München Philosophie studierte, daß sie am schönsten, oder sagen wir: am charaktervollsten in ägyptischem Kostüm aussehe, und so schuf sie sich in leichter Anlehnung an pharaonische Malereien ihre Tänze, die in Wahrheit mit den uns völlig unbekannten Originalen noch weniger zu tun haben, als die der Ruth St. Denis mit Indien.

Diese exotische Note des Tanzes, die leicht zu hieratischer Steifheit verführt, hat ein amüsantes Gegenspiel in den indischen Parodien von Mademoiselle Christiane Dix gefunden. Doch hier sind wir schon auf einem Boden, der dem Varieté verwandt ist und den Tanzphilologen höchst abscheulich erscheint. Darum nur einen flüchtigen Blick auf das Bild der spöttischen Dame. Schade! Es ist beinahe das Netteste ...

Neues deutſches Kunſtgewerbe

Von

Otto Fiſcher

Kette, Anhänger: Gold mit Bergkriſtall

Ich möchte träumen, daß ich ein Goldſchmied wär':
Statt Verſen dichtete ich ein Geſchmeide,
Eine goldene Kette um ihren Nacken her,
Die niederhängt zu ihrem blauen Kleide.
Gold iſt nicht kalt; auf ihrem blonden Hals
Liegt es warm, wie ein Schlänglein gerollt;
Zwei Perlen dunkelgelben Bergkriſtalls
Sind dunkle Augen in dem hellen Gold.

Wiener Keramik: Krinolinenfigur

Den Nacken beugt ſie, daß das Licht darüberfällt,
Von Licht eine Blumengirlande ſie in Händen hält,
Die ſchlingt ſich durch ihre Finger, um ihren weißen Arm,
Licht und leuchtende Farben, und doch nicht warm.
Ihre Augen ſenkt ſie, ſteif ſteht ihr Kleid;
Da iſt nicht Luſt, ſie denkt wohl Herzeleid.

Obſtaufſatz

Drei weiße Kinder mit goldenem Haar
Halten eine Schale, weiß, rein und klar.
Ernſthaft ſtehn ſie, blicken nicht empor,
Aber eine Kirſche baumelt um ihr Ohr.
Wie doch ſo verlockend rote Kirſchen ſind —
Werft hin doch die Schale: Kind iſt Kind.

Hochzeitstafelaufſatz in weißem Porzellan

Ein feierlicher weißer Zug bewegt ſich durch der Tafel Mitte:
Ein Tanzgedicht, ein Opferzug, der weißen Schönheit Unſchuldsſchritte.
Ein Jüngling hoch auf weißem Roß, vor ihm erſcholl der Tuba Laut,
Europa trägt der Sagenſtier, das Saitenſpiel ertönt der Braut.
Mit ihnen zieht die ganze Welt im Tanzesſchritt, muſikbewegt:
Man bringt des Mannes Waffenſchmuck, der Jungfrau Gut die Griechin hegt.
Und alles weiß und rein und ſchön: ein lichter Zug zur Weiheſchale,
Aus der des Lichtes Bronnen quillt: Licht zu der Schönheit Opfermahle.

Bucheinband Leder mit Handvergoldung

Aus ſolchen Schalen mag ich Schönheit ſchlürfen,
Die mir nur weiche Hände öffnen dürfen.
Dem Schmelz der Worte, die ein Dichter ſang,
Gleicht dieſer goldnen Linien Gerank.
Es koſt der Wohllaut mit dem Sinn der Worte,
Das weichſte Leder iſt der Lüſte Pforte.
In Händen halte ich den Schatz des Lichts:
Ich leg' ihn weg, und Gold und Wort iſt nichts.

Christiane Dix
in ihren indischen Parodie-Tänzen
‹Phot Talbot.›

Die Venus der Renaissance

Von Arthur Isay

In der Morgenfrühe eines der letzten Junitage des Jahres 1573 bewegte sich in Rom von dem schönen kleinen Palast de'Paluzzi Albertoni nach der nahen Kirche Santa Maria della Corte ein stattlicher Hochzeitszug. Braut und Bräutigam waren in der Stadt wohl bekannt, jener, Francesco Peretti, als Neffe eines Kardinals, des von Montalto, diese, aus edler Familie, als die erste Schönheit Roms. Über Vittoria Accorambona, die in ihrem sechzehnten Jahre diese Ehe mit Francesco schloß, gab es nur eine Stimme. In Vers und Prosa wird sie gepriesen als die Schönste der Schönen, als die hohe Vittoria, die schöner als alle Schönen des griechischen und römischen Altertums ist. Aber nicht nur ihre körperlichen Reize begeistern, auch ihr feines Benehmen, ihre edle Haltung, ihre ungekünstelt anstandsvollen Manieren, ihr lebhafter Geist, ihre anregende Unterhaltung werden gerühmt. Nach allem, was wir von ihr hören, muß Vittoria eine außergewöhnliche Erscheinung gewesen sein, und man hatte nicht unrecht, wenn man in ihr die Venus der Renaissance oder die irdische Verkörperung der Liebesgöttin, eine neue Helena, sah.

Ihre Ehe mit Francesco Peretti war keine Liebesheirat gewesen. Vittoria stammte aus einem vornehmen, aber nicht eben vermögenden Hause. Sie strebte nach Einfluß und Macht, wohl auch nach Vergnügen und Wohlleben. Der unbedeutende Neffe des Kardinals sollte ihr dazu helfen, ihr Leben so fürstlich zu gestalten, wie es ihrem königlichen Sinn geziemte. Sie sah sich schnell in ihren Erwartungen getäuscht. Peretti, selbst eine Null, war ganz auf das Wohlwollen des sparsamen Oheims angewiesen, zu dem das junge Paar zog. Auch eine schwiegermütterliche Aufseherin, die Schwester des Kardinals, Camilla Peretti, fehlte nicht, und Vittoria mußte

kleinbürgerlichen Tadel über ſich ergehen laſſen, wenn ſie als große Dame Toilettenluxus trieb, wenn ſie ſich als geiſtreiche Frau in einer ungebundenen Zeit Freiheiten erlaubte, die einer altjüngferlichen Sittſamkeit frivol erſcheinen mußten. Auch der Kardinal war nicht ihr Freund. Er hielt die Seinen knapp und öffnete trotz aller Bitten und Beſchwerden Vittorias nicht weiter ſeine Börſe. Er verkannte den tiefen und edeln Kern ihres Weſens. Er hielt ſie für oberflächlich, vergnügungs- und putzſüchtig. Er wollte ſie erziehen. Die junge Frau war aber nicht gewillt, ſich derart einſchränken zu laſſen, und ſo kam es oft zu heftigen Szenen zwiſchen ihr und Camilla und Montalto. Auch das Verhältnis zu ihrem Mann verſchlechterte ſich mehr und mehr. Sie behandelte ihn wie einen Knaben, der zu töricht iſt, den hohen Flug ihrer Seele auch nur zu ahnen, und ſie zürnte ihm, daß er ihr nicht die Mittel verſchaffte, deren ſie bedurfte. Nicht einmal einen Wagen konnte er ihr halten, und wenn ſie in die Stadt wollte, mußte ſie gleich einer Bäuerin auf dem Eſel reiten. Wie erbitterte das Vittoria! Sie dachte nicht daran, daß ſie am Ende nur eine betrogene Betrügerin ſei. Kraft der ihr eingeborenen Natur wähnte ſie ſich im Recht. Ihre Perſönlichkeit galt es in dieſer dumpfen und engen Ehe. Sie wollte ihr Leben führen, wie es ihr gefiel.

Sie ſuchte ſich zu unterhalten, ſo gut ſie konnte, und fand manchmal Gelegenheit, der ſtrengen Hut der Schwiegermutter zu entwiſchen. Ob ſie ein beſonderes Vergnügen daran fand, als Taufpatin zu fungieren, oder ob ſie ſich die daraus erwachſenden Pflichten als Vorwand dienen ließ, ihre Freunde zu treffen, gleichviel: jedenfalls finden wir Vittoria erſtaunlich oft in den römiſchen Kirchenbüchern als Patin. Die außergewöhnlich ſchöne Frau hatte natürlich keinen Mangel an Verehrern und Anbetern, und bald ſchwatzte man, daß ſie den einen, der zu den Höchſtgeſtellten in der Stadt gehörte, den ſechzigjährigen Kardinal Farneſe, auch erhört habe. Aber ſehr ſchnell ward Farneſe durch einen andern aus Vittorias Gunſt verdrängt, durch Fürſt Paul Jordan Orſini, den Chef des berühmten Hauſes, das der Kirche

drei Päpste und eine Reihe von Kardinälen geschenkt hatte, dem elf Königinnen entstammten, die auf europäischen Thronen saßen, in das zwölf Töchter von Kaisern und Königen hineingeheiratet hatten. Die Orsini zählten neben den Colonna zu den ersten Familien Roms, und ihr Chef wurde wie ein regierender Fürst nur mit dem Vornamen genannt. Er hatte den Titel Hoheit und unterhielt am kaiserlichen Hof einen Gesandten. Paul Jordan hatte sich in seiner Jugend in der Seeschlacht von Lepanto ausgezeichnet, so daß ihn der spanische König zum General ernannte. Aber die so erfolgreich begonnene militärische Laufbahn des Fürsten fand ein Ende, als Paul Jordan infolge seines großen Leibesumfangs zum Kriegsdienst unfähig wurde. Trotz seines gewaltigen Besitzes war der Fürst sehr verschuldet und mußte häufig seinen Schwiegervater, den Großherzog von Florenz, in Anspruch nehmen. Aber die ihm oft von diesem gewordene Hilfe vermochte nichts über die Verschwendung des Orsini, dem es an Prachtentfaltung seine Gattin Isabella gleichtat. Obwohl sie eine schöne, gebildete und kluge Frau war, lebte er nicht mit ihr glücklich. Isabella tröstete sich und fing mit einen Neffen ihres Gatten, Troilo, dann mit einem ihrer Pagen ein Liebesverhältnis an. Sie beobachtete so wenig Vorsicht dabei, daß ihr Bruder, Francesco, der regierende Großherzog, davon erfuhr. Er rief Orsini zu sich und erzählte ihm von dem Verhalten Isabellas. „Bedenke, daß du ein Ritter und ein Christ bist," sagte Francesco zum Schluß. Damit war nach dem damals in Italien geltenden spanischen Ehrenkodex, der dem Mann alles erlaubte, während die Frau die gleichen Vergehen mit dem Tode büßte, Isabella das Urteil gesprochen. Orsini ging mit seiner Gemahlin zur Jagd nach Cerreto Guidi; einige Tage später kam die Kunde nach Florenz, daß die Herzogin, während sie ihr Haar wusch, tot in die Arme eines ihrer Fräulein gefallen wäre. Paul Jordan hatte sie, wie bald aufkam, eigenhändig erwürgt. Auch Troilo ward ermordet, und den Pagen wird das gleiche Schicksal getroffen haben. Der Ehre des Hauses der Orsini war Genüge getan.

Dieser Paul Jordan Orsini also bewarb sich um Vit-

torias Gunſt; er hatte ſie in der römiſchen Geſellſchaft kennen gelernt und von ihrer Schönheit und Anmut den tiefſten Eindruck empfangen. Er war keine verführeriſche Perſönlichkeit. Ludwig Tieck hat ihn in ſeinem Roman Vittoria Accorambona, der das Schickſal Vittorias in allen weſentlichen Zügen mit hiſtoriſcher Treue behandelt, vom Gewalttätigen ins Heldenhafte idealiſiert und ihm daneben zartere Züge geliehen, die ihm gewiß nicht eigen waren. Aber eins hatte er in Dichtung und Wirklichkeit, was für den gedrückten Zuſtand der Accorambona das Wichtigſte war: Macht. Bei ihm und durch ihn konnte ſie alles zu finden hoffen, was ſie jetzt hart entbehrte, und wenn ſie ſich gegen die Verlockung, einen ſolchen Freier gewinnen zu können, noch wehrte, ſo wurden ihre Zweifel und Bedenken bald durch ihren Bruder Marcello, der in des Orſini Dienſten ſtand, zerſtreut. Er, ein zweifelhafter Geſelle, wurde der Vermittler in dieſem Liebeshandel. Vittoria und Orſini trafen ſich heimlich, und die junge Frau wußte den Fürſten derart zu gewinnen, daß er den Entſchluß faßte, ſie um jeden Preis zu erobern. Marcello, der für ſich große Vorteile erhoffte, beſtärkte Paul Jordan in ſeinem Vorſatz, und von ihm ging wohl auch der Plan aus, Francesco Peretti zu beſeitigen. Man zögerte nicht lange mit der Ausführung. In einer dunkeln Aprilnacht des Jahres 1581 ward Francesco aus dem Schlaf geweckt. Marcello bat ihn in einem Brief, ſofort in den Garten der Sforza auf dem Monte Cavallo zu kommen, da er ihn dringend ſprechen müſſe. Obwohl Vittoria den Gatten bat, nicht zu gehen, brach er doch, nur von einem Fackelträger begleitet, auf; der Weg führte ihn an einſamen Plätzen und hohen alten Mauern vorbei. Als er faſt am Ziel war, fiel ein Schuß. Francesco war ſofort tot, der Diener floh, um nicht auch ermordet zu werden. Nachdem ſie Peretti noch den Hals durchſchnitten hatten, flüchteten die Mörder. Orſini ſtand an ſeinem Ziel. Vittoria war mit vierundzwanzig Jahren Witwe. Der erſte Akt des Dramas war zu Ende.

Niemand in Rom zweifelte, daß Orſini der Urheber des frevelhaften Anſchlags wäre. Man erinnerte ſich jetzt,

daß beim letzten Karneval die Diener Paul Jordans auf ihren mit ſilbernen Tränen benähten ſchwarzen Livreen die Deviſe getragen hatten: „Mit Tränen oder mit Blut.“ Der Papſt verſprach dem Kardinal von Montalto ſtrenge Beſtrafung der Schuldigen. Aber der Kardinal, der ſelbſt Orſini, als er ihm ſein Beileid auszudrücken kam, mit erſtaunlicher Ruhe empfing, erklärte, die Rache Gott anheimſtellen zu wollen. Vittoria kehrt ins Elternhaus zurück. Orſini will eine heimliche Ehe mit ihr ſchließen, denn er weiß, daß ſeine Verwandten ſeinem Plane Widerſtand entgegenſetzen werden. Aber auch Vittoria will nichts davon wiſſen. Sie fürchtet, ſich zu kompromittieren. Zudem hat ihr der Papſt eröffnet, jede ohne ſeine beſondere Erlaubnis von ihr eingegangene Ehe werde als ungültig betrachtet werden. Aber Orſinis Leidenſchaft trotzt allen Hinderniſſen und Verboten. Er entführt Vittoria nach ſeiner Villa in Magnanapoli und erklärt ſie als ſeine Braut, macht ihr reiche Geſchenke und verſucht alles, um die Einwilligung des Papſtes zur Heirat zu gewinnen. Gregor XIII. befiehlt ihm, Vittoria ſofort in ihr Elternhaus zurückzuſchicken und jeden Verkehr mit ihr aufzugeben. Orſini muß gehorchen, und jetzt geſchieht das, was er ſtets befürchtet hatte: Vittoria wird von päpſtlichen Sbirren aufgehoben und trotz ihres heftigen Sträubens unter militäriſcher Bedeckung erſt nach dem Gefängnis von Corte Savella, dann in ein Kloſter und endlich in die Engelsburg gebracht.

Wenn Paul Jordan bisher mit Gewalt hatte ans Ziel kommen wollen, ſo verſuchte er es nun mit Liſt. Anſcheinend durch die von allen Seiten ſich ſeiner Abſicht entgegenſtellenden Hinderniſſe bewogen, erklärte er dem Papſt in einer Audienz, er denke nicht mehr an Vittoria und ſtelle ihm anheim, wie er ſich gegen die junge Witwe verhalten, ob er ihr die Freiheit wiedergeben oder ſie weiter gefangenhalten wolle. An Vittoria ſchrieb er, er gebe ihr nach dem Wunſch des Papſtes die Freiheit wieder und geſtatte ihr, ſich ihre Zukunft nach eignem Willen zu geſtalten. Auf Vittoria machte der Brief einen niederſchmetternden Eindruck. Sie wollte ſich von der Plattform

der Burg ſtürzen, und erſt nach langer Zeit gelang es, die aufs tiefſte Erregte zu beruhigen. Man hatte nun keinen triftigen Grund mehr, ſie gefangenzuhalten. Sie erhielt ihre Freiheit wieder, mußte ſich aber verpflichten, Rom zu verlaſſen und nach Gubbio zu gehen. Vittorias Geſundheit hatte unter den Erlebniſſen der letzten Zeit ſehr gelitten, und der Anblick dieſer leidenden Schönheit rührte den weichherzigen, ſchwachen Papſt. „Wie eine neue Judith“, mit Tränen im Auge und über der Bruſt gekreuzten Händen, warf ſie ſich dem Heiligen Vater zu Füßen „gleich Sofonisbe vor Maſſiniſſa“, ſo berichten „die Nachrichten von Rom“, und Gregor ſprach ihr in väterlicher Güte zu. Dann fuhr ſie zum Kardinal Montalto, der ſie gleichfalls ſehr freundlich empfing. Sie fragte ihn, wie ſie ſich zu kleiden habe, als Ehefrau oder als Witwe, worauf ihr Montalto riet, braune Witwenkleider, als ihrer Lage entſprechender, zu tragen. So reiſte ſie denn in Witwentracht nach Gubbio. Vor ihrer Abfahrt ſoll ſie Orſini geſchrieben, er ihr aber nicht geantwortet haben. Trotzdem betrachtete ſie ſich als Paul Jordans angetraute Gattin und weigerte ſich, den Ring, den er ihr als Ehering an den Finger geſteckt hatte, herauszugeben.

Während Orſini zur Buße eine Wallfahrt nach Loreto antrat, hielt ſich Vittoria ſtill zu Gubbio. Aber der verliebte Herzog, dem man ſchon in Rom den Spitznamen Duca Accorambono zu geben begann, hatte ſeine ſchöne Angebetete nicht vergeſſen und ſuchte ſie in ihrem Exil auf, ja noch mehr, er nahm ſie nach ſeinem Stammſchloß Bracciano mit. Hier wurden ihr alle der Herzogin zukommenden Ehren erwieſen, und um die geliebte Frau auf immer an ſich zu ketten, vermählte ſich Paul Jordan unter Beobachtung aller rechtlichen und kirchlichen Zeremonien mit ihr. Die Trauung ward in der Gemeindekirche vom Ortsgeiſtlichen vollzogen. Es ſchien, als erhebe der Papſt keine Einwendung mehr. Jedenfalls fühlte Orſini ſich ſo ſicher, daß er mit Vittoria nach Rom kam und bei den vornehmen Familien Beſuche mit ihr machte. Auch zum Kardinal Montalto fuhren ſie. Sie wurden liebenswürdig empfangen. Montalto erklärte feierlich, er

halte Paul Jordan nicht für schuldig am Tode seines Neffen, aber man glaubte allgemein, daß er seinen Schmerz nur geschickt zu verbergen wisse und ein falsches Lächeln zeige. Der Papst aber war nicht gewillt, Orsini die Nichtachtung seines Verbots ungeahndet hingehen zu lassen. Eine Kommission erhielt den Auftrag, die Giltigkeit der in Bracciano geschlossenen Ehe zu prüfen. Sie kam zur Überzeugung, daß sie ungiltig sei. Ehe die Erklärung jedoch weitere Folgen hatte, starb Gregor. Damit hatte Orsini Zeit gewonnen, die er gut nützte. Hatte man die Eheschließung in Bracciano für ungültig erklärt, so wollte er nun eine Trauung ganz gemäß den Vorschriften des Tridentiner Konzils vollziehen lassen, damit sie kein Papst je wieder ungültig erklären könnte. In einer von einem Orsini nahe dem römischen Blumenmarkte erbauten Kirche, wo die Familie ihr Kirchenrecht ausübte und einen Spanier als Priester eingesetzt hatte, ward nochmals die Trauung vollzogen, nachdem von der Kanzel aus das Aufgebot zwar nicht im Laufe von drei Wochen, sondern von drei Tagen verkündet war. Zahlreiche Zeugen wohnten dem feierlichen Akt bei, der Priester steckte dem Paar geweihte Ringe an und fragte sie nach den Vorschriften des Konzils, ob sie die Ehe eingehen wollten, worauf sie hastig und laut antworteten: „Ich will!“ Die Vermählten waren kaum eine Stunde in ihrem Palast, als die Menge lärmend und aufgeregt durch die Straßen lief und rief: „Papst, Papst!“ Und so unglaublich es schien: schon war der neue Papst gewählt, und niemand anders als Kardinal Montalto, den keiner für einen ernsthaften Kandidaten gehalten hatte, war unter dem Namen Sixtus V. auf den päpstlichen Thron gestiegen.

Bald ließ der neue Herr die Maske fallen. Als der Sitte gemäß die römischen Barone dem neuen Papst die Füße zu küssen kamen und Orsini seinen Glückwunsch darbrachte, sah ihn Sixtus nur kalt und durchdringend an, ohne ein Wort zu erwidern. Unter den Damen, die der Schwester des Papstes, Camilla Peretti, ihren Besuch machten, war auch Vittoria. Es mochte nach langer Zeit das erstemal sein, daß sie ihre einstige Schwiegermutter

wiederſah. Camilla empfing ſie höflich, küßte ſie, begleitete ſie beim Abſchied bis zur Treppe, aber als ſie wieder in ihr Zimmer kam, ſoll ſie aufgeſchrien haben: „Die Mörderin hat die Stirn, dies Haus zu betreten!“

Sehr bald ſollte Orſini erfahren, wie der Papſt ihm gegenüberſtand. Als er ihn um die Freilaſſung eines ſeiner Höflinge bat, der einen Mord begangen, ſchlug es ihm Sixtus rundweg ab und bemerkte kalt, als ihm Paul Jordan verſicherte, er werde ihm als treuer Vaſall in all ſeinen Unternehmungen beiſtehen, er hoffe es; das Unrecht, das er dem Kardinal Montalto zugefügt hätte, ſolle vergeſſen ſein; würde er aber Sixtus V. beleidigen, ſo würde der Papſt das nicht verzeihen. „Geht nach Bracciano und reinigt Euer Schloß von den Mordbuben,“ womit er auf die zahlreichen, vom Herzog unterhaltenen und beſchäftigten Bravi anſpielte. Orſini fühlte ſich nicht mehr ſicher. Er verließ mit Vittoria den Kirchenſtaat und ſuchte eine Zuflucht in Padua.

Der Herzog war kein geſunder Mann. Schon während ſeines jungen Eheglücks in Bracciano hatte Vittoria ſeine Krankenpflegerin ſein müſſen. In Salò am Gardaſee, wo er den Sommer verbrachte, warf ihn ein ſchweres Fieber nieder; er hat hier mit ſeiner jungen Gattin nicht das idylliſche Glück verlebt, das in Tiecks Roman wie heller Sonnenglanz noch das erſchütternde Ende dieſer Schickſale vergoldet. Man ließ den Herzog zur Ader, aber das ſchwächte ihn ſehr, und er ſtarb im Herbſt 1585, vier und ein halbes Jahr nach dem blutigen Ende Francesco Perettis.

Vittoria wurde aufs tiefſte getroffen. Mit Orſini ſank ihr treueſter Beſchützer dahin. Sie wollte ſich das Leben nehmen, und die Waffe, die ihr den Tod bringen ſollte, konnte ihr nur mit Mühe entwunden werden. Ihr Bruder Mario verwies ſie zu ihrem Troſt auf den Himmel, er fürchtete ſelbſt für ſie, und ſein Brief ſchloß: „Das Schlimme drückt mich und mich ſchreckt das Schlimmere.“ Orſini hatte Vittoria außer 40000 Dukaten viele Kleinode, all das Silber ſeines Hauſes, überhaupt alles bewegliche Gut vermacht. Auch den Ring der heiligen Brigitta, den er ſtets

getragen hatte, übergab er ihr; erst nach ihrem Tode sollte er an seine Familie zurückfallen. Es ist verständlich, wenn die Verwandten Paul Jordans, die Medici und Orsini, den Heimfall dieser bedeutenden Erbschaft an eine Frau, die sich ihrer Ansicht nach nur das Recht anmaßte, sich die Gattin des Herzogs zu nennen, unwillig aufnahmen. Ein Verwandter Orsinis, Lodovico, erbot sich der Familie gegenüber, dafür zu sorgen, daß der Vittoria testamentarisch zugesicherte Besitz an die Orsini falle. Die Witwe des Herzogs aber kam seinen Anschlägen zuvor; sie stellte sich unter den Schutz des Podesta von Padua, der sie, nachdem er sich von der Echtheit des Testaments überzeugt hatte, in das Erbe einsetzte. Darüber geriet Lodovico, der für sein Bemühen wahrscheinlich auf hohen Lohn gerechnet hatte, in hellen Zorn und faßte rasch den Plan, Vittoria aus dem Weg zu räumen. In einer finstern Dezembernacht, neun Wochen nach dem Tode Paul Jordans, wurde der Plan ausgeführt. Es war der Vorabend des Tages der Schutzheiligen Vittorias, und sie wachte noch zusammen mit ihrem jungen Bruder Flaminio, während die Dienerschaft längst schlief. Vittoria betete einen Rosenkranz, Flaminio sang leise den Psalm Miserere und begleitete sich auf der Laute. Plötzlich drang Lodovico mit seinen Kumpanen ein, die sich durch falsche Bärte und Masken unkenntlich gemacht hatten. Flaminio, der erschreckt aufsprang, ward durch einen Schuß niedergestreckt. Vittoria sank, zu Tode erschrocken, vor dem Kruzifix um. „Jetzt sollst du den Lohn für alle deine Missetaten erhalten," rief ein Maskierter und zückte den Dolch gegen sie. „Lasset mich beichten," stöhnte sie, aber schon stieß ihr der Mörder das Messer bis ans Heft in die Brust. „Ist das Herz durchstoßen?" fragte Lodovico. — „Ja," antwortete der Mörder. Trotzdem warfen sich die anderen Bravi mit ihren Messern auf den noch zuckenden Körper und zerfleischten ihn, als könnten sie ihre Mordlust nicht sättigen. Danach riefen sie den Hausverwalter und erklärten ihm, er wäre dem Großherzog von Toskana für den gesamten Besitz der Ermordeten verantwortlich. Sie ließen durchblicken, in wessen Auftrag die Untat begangen war. Keiner der Diener glaubte Lodovico unter

den Mördern. Man lief in seine Wohnung und meldete ihm den Mord. Er tat überrascht und befahl, den Podesta davon zu unterrichten. Am nächsten Tag aber schon nannte ganz Padua ihn als Mörder. Vor die Rektoren gefordert, erklärte er, er wisse nichts von Vittorias Ermordung. Er trat dreist auf und glaubte nicht, daß man wagen würde, gegen ihn, einen Orsini, vorzugehen. Doch er irrte sich: im Rat von Venedig entschied sich schnell sein Schicksal. Die Rektoren von Padua erhielten den Befehl, ihn tot oder lebendig auszuliefern. Am Weihnachtsmorgen ward seine Wohnung umstellt. Er ergab sich nicht freiwillig. Darauf ward das Haus beschossen, eine Mauer stürzte ein, die Diener wurden getötet. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Man nahm ihn fest, brachte ihn nach Venedig, und als er die Seufzerbrücke überschritt, konnte er über sein Geschick nicht mehr im unklaren sein. Er ward vom Henker mit einer karmoisinfarbenen Seidenschnur erwürgt.

So wurde der Frevel gesühnt. Das Schicksal der Venus der Renaissance hat jahrhundertelang die Menschen beschäftigt, die das Wesen dieser ungewöhnlichen Frau zu ergründen sich mühten. Man verzerrte aber die Wirklichkeit, sie ward zu einer Dämonin, die durch Hexenkunst die Männer in ihr Netz lockte und dann verderbte. Sie ist die Repräsentantin einer Zeit, in der Erhabenes und Gemeines, Liebliches und Grausiges auf beinah schauerliche Weise gemischt erscheint. Als Tieck ihr Geschick uns Deutschen nahe brachte, sah man in ihr eine Emanzipierte. In gewissem Sinne trifft das zu. War doch nach Jakob Burckhardt der höchste Ruhm, den die Italienerinnen jener Zeit gewinnen konnten, der, daß man ihnen nachsagte, sie hätten einen männlichen Geist, ein männliches Gemüt. Aber Vittoria war nicht nur eine Virago, und daß sie es nicht war, ist ihr tragisches Geschick. Daß sie Weib blieb trotz ihrem über die Grenzen stürmenden Verstand und Gefühl war ihr Verderb. Der Dichter läßt sie das erkennen und aussprechen: „Wir fordern das Schicksal heraus durch unsern Übermut; ein solcher ist Sterblichen nicht erlaubt, und die Götter werden uns strafen!“

Der Fremdling

Dichtung in einem Akt

von Albert Geiger

Gestalten der Dichtung:

Der Fremdling
Nausikaa, Königin von Phäakia
Arsinoe, siebzehnjährig,
Iphianassa, fünfzehnjährig, } Töchter der Nausikaa
Ein Hüter des Poseidontempels
Stimme eines Hafenwächters

Ort: Strand von Phäakia. Zeit: Die des Homer. Szene: Eine Waldwiese. Rings herum mächtige alte Bäume. Zwischen den Bäumen der Blick auf das weite blaue Meer. In der Mitte der Waldwiese, mehr nach dem Hintergrund zu, mit der Tempelöffnung gegen den Zuschauer, das Heiligtum der Kythere. Ein ovaler Tempelraum, durch dessen geöffnete Doppeltüre man in der Tiefe des Raumes das marmorne Standbild der Göttin sieht. Rings um das Heiligtum, gegen vorne, den Zutritt zum Heiligtum geöffnet, läuft eine Marmorbank

Erste Szene

Nausikaa, Arsinoe, Iphianassa

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man Arsinoe und Iphianassa das Bild der Göttin mit Rosengirlanden bekränzen. Rechts beim Eingang in das Heiligtum auf der Bank sitzt in versonnener Haltung Nausikaa

Iphianassa

(einen Korb mit Rosen vor sich, hat eine Girlande lässig in den Händen, ohne daran zu flechten)

Sei gnädig, Göttin! Lächle meinem Tun!
Nimm diesen Schmuck aus meinen zagen Händen,
Die deinem Bilde nahn, scheu wie die Tauben,
Die dir geweiht, die weißen, leichtverscheuchten.
Noch bin ich Kind. Doch wecktest du schon, Hehre,
Mir unbestimmte Sehnsucht in der Brust.

Und Wünſche laſſen manchmal mich erſchauern,
Die dunkel mir und unerfaßbar ſind.
(Sie tritt vom Sockel herab und betrachtet die Statue der Kythere)
Biſt du zufrieden, Göttin? Du ein Wunder!
Ein Roſenwunder.
(Sie hat die Arme ausgeſtreckt)
Lächle, Kythere!

Arſinoe
(die das Standbild noch bekränzt)
Sſt, Iphi! Nicht ſo laut im Heiligtum!
Mit unbedachtem Kinderwort verſcheuchſt du
Der Wünſche bebende Erfüllung!
Weißt du nicht, daß die zartbefiederten
Sich nur wie bange Schmetterlinge nahn?
Die leiſeſte Bewegung — ſie entfliehn!
Dem Übermut verſagt ſich die Gewährung. —
Des Götterbildes Sockel iſt noch leer,
Und Wände und Geſims ſind ohne Schmuck.
So ſpute dich! Durch das entfärbte Laub
Fällt ſchräger ſchon die Sonne. Nachmittag
Fließt ſchnell in Abend, wenn es Herbſtes Zeit.

Iphianaſſa
(nimmt mit trotziger Miene einen Korb vom Sockel des Götterbildes und tritt aus dem Heiligtum heraus. Sie ſetzt ſich ſtill neben Nauſikaa und beginnt Kränze zu flechten)

Nauſikaa
(iſt aus ihrer Verſunkenheit erwacht. Sie betrachtet Iphianaſſa forſchend)
Iphi, was deutet dieſer Trotz in deinem Antlitz?
Noch eben hört' ich deine Stimme hell und froh
So wie der emſigen Schwalbe klares Zwitſchern.
Und nun — verſtummt und mißgelaunt? Sprich, Kind!
Iphianaſſa, Töchterchen, was ſchafft dir Gram?

Iphianaſſa
Der Göttin hehres Bild
Hatt' ich mit Roſenketten überſtreut.
Und fröhlich meines Tuns rief ich in hellem Tone,
Halb jubelnd und halb flehend aus:
Kythere!
Arſinoe verwies mir meine Freude
Und hieß mich gehn und mehr der Kränze flechten.

Nun hält allein im ſtillen ſie die Andacht,
Und alle Wünſche wünſcht ſie nur für ſich,
Dieweil ich hier mit leeren Händen ſitze.

(Schmollend)

Hat man doch dies und das auch auf dem Herzen!

Nauſikaa

(durch allen Ernſt hindurch lächelnd)

Was kann auf deinem kleinen Herzen laſten!
Du liebes Kind —

Iphianaſſa

Ich bin kein Kind mehr!

Nauſikaa

(prüft Iphianaſſa mit einem langen Blick)

Ja, es iſt wahr! Schon ſtehſt du auf der Grenze,
Die von dem ſtillen Kind das muntre Mädchen trennt.
Raſch wuchſeſt du heran, du zweite Tochter!
O überſchreite nicht zu jäh die Schwelle,
Die aus der Kindheit dich ins Leben führt!
Doch wie ich ſo dich wachſend, werdend ſehe,
Beſchleicht es mich wie Ahnung eignen Alterns.
Gib acht, die weißen Fäden, die ihr Silber
Ins Gold des milden Herbſttags leiſe ſticken:
Sie halten bald auch Raſt auf meinem Haupt.

Iphianaſſa

(liebevoll mit dem Flechten innehaltend)

Mutter! — Du — altern! Welch ein Wort ſprichſt du!
Bläulichen Glanzes, der Blaubeere gleich,
Die unſrer Wälder Luſt im hohen Sommer,
So leuchtet mild und ſatt dein volles Haar.
Und göttergleich aus edel blaſſem Antlitz
Flammt dir der großen Augen ſchwarzer Sammet.
O Mutter!
Da willſt du — von Altern reden!
Du ſenkſt das Haupt?

Nauſikaa

Kühl weht es her vom Meer. Der Abend
Dämmert ſchon leiſe aus dem Nachmittag.

Iphianaſſa

Mutter! Dein Auge wird ſo ſeltſam — wie von Weiten,
In denen du für eine Weile ſäumteſt —

Und ſinnend dann zu uns zurückgekehrt biſt.
Ja, manchmal ſchien es mir, als gäbeſt du
Uns nur dein halbes Leben — und den Reſt
Bewahrteſt du — für wen: ich weiß es nicht.
Schilt mich für dieſe törichten Gedanken!

Nauſikaa

(ſtreichelt Iphianaſſa mit einem wehmütigen Lächeln)

O Tage gibt es, Kind,
Wo unſre Seele wie ein Regenhimmel,
Aus dem ein Tropfen tauſend andre lockt. —
So fällt ein Wort — und tauſend Worte folgen —
Und rinnen leiſe unmerkbar zuſammen
Zu langſam flutenden Erinnerungen.
Ein ſolcher Tag lebt heut in mir, o Tochter.

Iphianaſſa

Ich fühl' es, Mutter: Ein Gedenktag iſt's!
Umſonſt nicht kränzen wir an dieſem Tag
Der Göttin Bild in jedem Jahr aufs neue
Mit ſpäterblühten, herbſtdufttauigen Roſen. —
Um wen hältſt du den ſtillen Gottesdienſt?

Nauſikaa

Um meine — Jugend. Meiner Jugend Seele.

Arſinoe

(beginnt im Tempel eine Weiſe zu ſingen und tanzt dazu mit langſamen rhythmiſchen Bewegungen)

Nauſikaa

Horch!
Arſinoe ſingt den Weihgeſang!

Arſinoe

(im Tempel)

Bei der Nachtigallen Geſang,
Blühenden Myrtenhecken enttönt,
Und umduftet von Roſen:
Tauchteſt du aus des leuchtenden Meers
Silberumrieſeltem Mondenſchein,
Herrin der Liebe, Kythere!
Seufzer und Tränen ſind Waffen dir.
In ſehnſüchtiger Mädchen Bruſt
Drückſt du mit zarter Hand deines Pfeils

Goldene Widerhaken.
Löſe in Gnaden dein Geſchoß,
Wenn es einſt brennend das Herz mir ſehrt,
Aus der Wunde und heile ſie
Lind mit lieblichem Balſam,
Göttin der Liebe, Kythere!

(Der Geſang verhallt)

Iphianaſſa

(iſt während des Geſanges näher getreten und ſummt den Refrain leiſe mit)

Nauſikaa

(ſteht abgewendet und ſtarrt vor ſich hin)

Löſe die bohrenden Widerhaken
Aus der Wunde flammendem Schoß,
Göttin, mit kühlenden Händen.
Spende mir Heilung von raſtloſer Qual.
Und gewähre — Vergeſſen!

(Sie iſt auf die Bank zurückgeſunken und wiederholt:)

Vergeſſen —!

(Dann ſteht ſie entſchloſſen auf und geht auf Iphianaſſa zu)

Komm, Kind! Vereine dein Gebet dem meinen!

Iphianaſſa

(umſchlingt Nauſikaa. Beide ſchreiten zum Tempel. Langſamer Hornſtoß)

Stimme

(des Hafenwächters durch das Sprachrohr)

Schiff in Sicht! Fremdes Schiff!
Gradaus gleitet's auf glatter Flut
Nach dem Hafen.
Wächter, ahoi!
Schiff in Sicht! Auf euern Platz!
Wächter, ahoi!

(Ein mittelgroßes Schiff gleitet in einiger Entfernung vorbei)

Arſinoe und Iphianaſſa

(ſind langſam aus dem Tempel getreten)

Nauſikaa

(verweilt noch im Gebet)

Iphianaſſa

Ein fremdes Schiff, Arſinoe!

Arſinoe

Ein grauer Wimpel,
Den mühſam nur die Sonne füllt mit Gold,

Weht von dem Hauptmaſt. Grau ſind auch die Segel,
Bepurpurt leiſe von des Abends Glut.

Iphianaſſa

Und ſieh doch die Bemannung!
Kein Jüngling iſt darunter.
Ergraute Männer ſind es. Starren Angeſichts.
Als führen ſie der Unterwelt entgegen.
Sie fallen wie Aſche in den blühenden Tag.

Arſinoe

(lebhaft)

Doch der dort, an den Maſt gelehnt: Sieh doch,
Iphianaſſa, wie ſo heldenhaft,
So königlich er ſein ernſtes Antlitz reckt
Der Ferne zu. Als wollt' er durch ſie ſchaun
Bis zu dem fabelhaften Eiland Thule,
Das nie ein Menſch betrat.

Iphianaſſa

Nun blickt er hierher — nach dem Strand und Tempel.
Ein leiſer Streifen überblitzt ſein Antlitz,
Wie erſter Morgenſchein der Berge Grau,
Und macht's mit einem Male jung und kühn.

Arſinoe

Nun winkt er mit der Hand.

Iphianaſſa

Wohl ein Befehl.

(Sie ſchreitet raſch mehr nach links)

Den Anker löſen ſie. Er ſinkt zum Grund.
Mir bangt! Mir iſt, als brächt' er Unheil mit!
Der fremde Mann —

Arſinoe

Ei, Törin:
Der Vater iſt ja nah. Tiefer im Hain
Bringt Opfer er am Heiligtum Poſeidons.
Und draußen, Schiff an Schiff, liegt unſere Flotte.

Iphianaſſa

Oft bringt ein einzelner, entſchloſſener Mann
Mit wenigen Genoſſen Unheils mehr
Als zehn bemannte Schiffe.

Arſinoe
(nachdenklich)
Ja, Iphianaſſa:
Wenn ich nachſinnend recht es mir erwäge,
Iſt nicht ſo unklug dies dein Kinderwort.
Uns bracht' ein einz'ler Mann vor langen Jahren
Mehr Unheil als ein ſtarrend Heer von Feinden.
Und war kein Gegner, unſer Gaſtfreund war er.

Iphianaſſa
Iſt dies die alte, halbverwiſchte Mär,
Die niemand im Palaſt mir künden mag?
Vom Götterfluch, den wir noch immer ſühnen?
Arſinoe, ſei gut und künde du ſie mir!
Sind wir Geſchwiſter doch in jedem Los,
Ob manchmal auch ein kleiner Zwiſt uns trennt.
Sei lieb!

Arſinoe
Ja, wenn du nie mehr trotzig biſt zu mir!
(Beide ſetzen ſich auf die Bank)
Vernimm!
Vor langen Jahren, da wir beide noch
Das ſüße Licht des goldenen Tags nicht ſchauten,
Lud unſer Volk den Groll Poſeidons auf ſich.
Ein fremder Mann, Fürſt eines fernen Landes,
Verfolgt vom unſühnbaren Groll des Meergotts,
Kam nackt und bloß an unſrer Inſel Strand.
Sein Fahrzeug hatte ihm mit wildem Grimm
Des Gottes mächtige Sturmeshand zertrümmert.
Die Mutter, die noch unvermählt,
Traf er in dieſem Wald, da ſie die Wäſche
Mit den Geſpielinnen
Am Strande bei den Felſen waſchen wollte.
Sie war gut zu dem Mann. Wies ihm den Weg zu Stadt.
Drei Tage blieb er. Viel zu künden wußt' er
Von Heldentaten, Liſt und Trotz und Duldung,
Daß alles lauſchte in der Königsburg,
Bewegt von ſeines Lebens farbigem Reigen.
Am dritten Tage bat er, ziehn zu dürfen.
Und reich beſchenkt vom König und vom Volk,
Bracht' ihn ein raſchbeſchwingt Phäakenſchiff

Zu seiner fernen Heimat Küste hin.
Doch als das schnelle Schiff auf seiner Rückkehr
Das Steuer nach dem Hafen richten wollte:
Da stand es fest und wurde jäh zu Stein.
Poseidon, wutergrimmt ob des Geleits,
Das wir gewährten dem von ihm Gehaßten,
Vollbrachte diese ungeheure Tat,
Die hundert unsrer Edelsten uns raubte.
Und Schlimmeres noch sann der Gott uns zu.
Um ganz Phäakia ließ er ein Gebirg
Aus zischender Flut wie eine Mauer steigen.
So war Phäakia für die Welt erstorben. —
Nur brünstigem Gebet und Opfergaben,
Wie wir allein dem höchsten Zeus sie spenden,
Gelang es spät, Poseidon zu bewegen,
Daß er den Wall nahm von Phäakia
Und unsre Stadt dem Leben wiederschenkte.
Doch draußen in der See siehst du noch immer,
Kaum kenntlich zwar, nicht minder furchtbar doch,
Das steingewordene Schiff, wie vor Meduſens
Graunvollem Schlangenangesicht erstarrt.
Gar manches Schiff zerschellte dort im Nachtsturm
Trotz Leuchtturmfeuer und trotz Wächterhorn. —
Und Jahr für Jahr wird nun am heutigen Tage
Geopfert in Poseidons Heiligtum.
Der Unglückstag ist es, da die Phäaken
Den fluchgepeitschten Fremdling heim einst brachten.
(Leise)
Des Unglücksbringers Name auszusprechen,
Ward durch ein schwer Gesetz mit Tod bedroht.
So lebt er in Phäakien fort unheimlich,
Man nennt ihn nur im Flüsterton: den Fremdling.

Iphianassa

Und warum hat Poseidon ihn verfolgt?

Arsinoe

Weil einen seiner Söhnen er geblendet.
Den Riesen Polyphem, den Lieblingssohn.

Iphianassa

Zeus schütze uns!
(In den Tempel blickend)

Noch liegt die Mutter im Gebet versunken.
Wir wollen sie nicht stören.

Komm, Arsinoe!

Arsinoe und Iphianassa
(gehen nach dem Hintergrund zu)

Zweite Szene

Der Fremdling, später Nausikaa

Der Fremdling
(gealtert, aber noch voll Rüstigkeit, klimmt von links zwischen den Felsen langsam herauf. Er trägt ein graues Schifferkleid und eine gleichfarbige phrygische Mütze. Als er oben angekommen ist, schaut er zurück auf das dunkelnde, bewegter werdende Meer)

Die Sonne sehnt sich nach dem Flutenbett,
Und dies rauscht auf, die Herrin zu empfangen.
Von Westen schiebt sich eine Wolkenbank
Mit grauer schwerer Hand am Himmel.
Die silbernen Möwen tauchen mit Geschrei
Und hastig flügelschlagend in die Salzflut.
Weit draußen blickt tiefgrün ein drohender Streifen.
— Der Tag war heiß. Zu heiß für einen Herbsttag.
Wind wird zu Sturm, eh' noch die Nacht hereinbricht.

(Er kniet nieder und reckt die Hände gegen das Meer)

O Meer, du große Wiege meines Daseins!
Dir geb' ich mich zu dieser letzten Fahrt,
Die mich ins Ungewisse führen soll.
Dein Wellenbranden schlug einst in den Schlaf
Dem Knaben, daß er träumend um sich griff
Und nach der kleinen Ruder Spielzeug suchte,
Die ihm der Vater als Geschenk geschnitzt.
Den Jüngling trugst du seinen ersten Taten
Mit des gewölbten Rückens Trotz entgegen.
Den Mann entführtest du in jenen Krieg,
Der männermordend Wenigen Heimkehr gönnte.
Und dann schlangst du mich in den wirren Kreisel
Furchtbarer, prächtig bunter Abenteuer.
In Trübsal tauchtest du mich bis zum Haupt.

Umwirbeltest mich so mit Not und Elend,
Und peitschtest mich so in der Welt herum,
Daß hundertfacher Tod nicht schlimmer war.
Und alles dies auf deines Herrn Geheiß:
Poseidons, der mich zu verderben schwur.
Und dennoch, Meer, du silberschuppiger Drache,
Und dennoch lieb' ich dich für alles Weh,
Herzschütternd Elend, das du mir getan!
Du machtest mich zum Helden. Lehrtest mich,
Die Kräfte der Vernunft in mir zu spannen,
Verschlagenheit mit Tapferkeit zu paaren
Und jetzt der Fuchs und dann der Löwe sein!

(Sinnend)

Nun treibt's den Alternden noch einmal fort,
Das wilde Wagespiel mit dir zu proben.
Magst du nur, Meer, du Heldenweckerin,
Die Wiege meiner letzten Träume sein,
Wie du die Wiege meiner ersten warst:
Besser als zitternd verderben im Ofenwinkel!

(Er sieht sich um. Mit gedämpfter Stimme)

Euch, ragend alte Wipfel, kenn' ich noch,
Dich, Waldeswiese zwischen Baum und Fels.
Hier warf den bunten Ball sie den Gespielen,
Leichtfüßig, mit dem Götterschritt der Nymphen,
Im schwarzen bläulich schimmernden Gelock.
Das ernste kluge Antlitz rosig leuchtend
Von Jugend, Glück und reinster Lebenskraft.
Nausikaa! —
Ganz war's ein solcher Herbsttag,
So golden selig mit der Sonne spielend,
So grau sich bettend dann in schweres Dunkel,
So fremd und doch so unvergeßbar schwindend:
Als mich Alkinoos, dein hehrer Vater,
Auf meinen Wunsch nach Ithaka entließ.
Hoch stand ich an dem Mast. Mein Auge spähte
Nach dir. Ob nicht geheim, Nausikaa,
Dem Fremdling einen Abschiedsgruß du schenktest,
Der liebliche Musik wie Brautgesang.
Und sieh: als um das Vorgebirg wir kamen,

Da ſtandeſt du,
Beglüht das Antlitz von dem letzten Blick
Der Sonne, die rot aus den Wolken lohte.
Ein ſeltſam Lächeln lag auf deinen Wangen.
Und ſchied. In Grau verſank dein herrlich Antlitz.
Wie in der Dämmerung eines Tempelraums
Zur Abendzeit ein lichtes Götterbild.
Stärker ſchwoll auf das Meer. Und ſtärker
Und nagender im Herzen mir der Abſchied. —
Ja, alles mahnt mich eigen dieſer Stunde.
Der kleine Tempel nur, der iſt mir fremd.

(Schreitet zu dem Tempel und erblickt nun Nauſikaa, die noch im Gebet verſunken vor dem Bildnis der Kythere liegt)

Ein Weib. Tief im Gebet.

Nauſikaa

(erhebt ſich und blickt ſich um)

Der Fremdling

(mit dem vollen Blick des Erkennens, in größter, mühſam bezwungener Erregung)

Nauſikaa!

Nauſikaa

(ſieht ihn ruhig an)

Ein Mann auf Aphroditens Schwelle.
Er kennt nicht das Gebot, das Männerfuß
Bei ſchwerer Strafe dieſem Tempel fernhält.

Der Fremdling

(mit völlig wiedergewonnener Faſſung)

Vergib, daß deine Andacht ich geſtört!

Nauſikaa

Willſt du zur Stadt?

Der Fremdling

Nein, allzulange nur
Lebt' ich im Lärm der Straßen und des Marktes.
Nach Einſamkeit allein verlangt mein Herz.
Nach Einſamkeit, ſo wie der Äther einſam.
Das ewige Schneegebirg. Der Stern am Himmel.
Die gibt mir nur das Meer. Das ſuch' ich jetzt.

Nauſikaa

So biſt du ein Seefahrer?

Der Fremdling

Lange war ich's.
Und vieler Meere wogendes Gebraus
Durchfurchte meines Schiffes ſchwarzer Kiel.
Dann dehnt' ich manches Jahr kampflos dahin
Im läſtig drückenden Getrieb des Alltags.
Nun will ich's wieder mit der Flut verſuchen
Und mich dem Spiel des Grenzenloſen geben.
— Hier raſt' ich kurze Zeit. Dieweil mein Schiffsvolk
Die Krüge an der Quelle drunten füllt.

Nauſikaa

(raſch)

Daß da kein Streit wird mit den Hafenwächtern!
Denn heilig iſt die Quelle dem Poſeidon.
Nur Eingeborne dürfen ſich ihr nahn.

Der Fremdling

(dumpf)

Poſeidon! —

Nauſikaa

Was ergreift dich ſo der Name? —

Der Fremdling

Poſeidon! Trittſt du mir ſchon hier entgegen,
Du zürnend unverſöhnbar harter Gott,
Da kaum die Planken meines Schiffs genetzt?
Soll dieſes erſte Zeichen Mahnung ſein,
Das Meer zu fliehn? —

Nauſikaa

(iſt näher getreten und betrachtet ihn forſchend)

Du biſt gekleidet wie ein Händler oder Reeder.
Du biſt nicht, der du ſcheinſt —

(Zurückweichend bis zum Bildnis Kytherens)

Es geht ein dunkler Schauer von dir aus.
Ein Schauer, der mich ſchüttelt wie ein Kind —

(Mit einem gedämpften Schrei)

Nun kenn' ich dich! Du biſt —

(Sie ſtarrt ihn unverwandt an)

Du wärſt der Held, dem Trojas Feſte fiel?
Der dann, umhergeirrt auf wilden Wogen,
Verfolgt von Göttern, endlos Elend litt?
Du wärſt es, grauer Gaſt im grauen Kleid?

Wo iſt dein Panzer? Wo dein Königsſchwert?
(Immer den Blick auf ihn gerichtet)
Nein! Nein! Du biſt es nicht! —
Biſt ein Geſpenſt,
Wie es in ſchwülen Nächten dampft die Erde,
Geſandt uns von der Tiefe finſteren Mächten.

Der Fremdling
(langſam)
Sprichſt du zu jenem, der einſt zu dir kam,
Die Hände ausgebreitet wie zu Göttern —
Sprichſt du zu jenem, dem du huldvoll lächelnd
Den Zugang wieſeſt zu der Eltern Burg —
Zu jenem, dem aus großen ſchwarzen Augen
Du tiefe ungeahnte Wunder blickteſt,
Melodiſche Worte ſchenkteſt voller Güte,
Als er von dir den herben Abſchied nahm —
Zu jenem, den dein ganzes holdes Weſen
Nicht nur gaſtliche Güte ahnen ließ:
Nein, ſtumme Neigung, ſcheu zurückgedrängt,
Und ſtolz bekämpft, doch heimlich tief aufblitzend,
Wie köſtliches Geſtein in Felſenadern —
Nauſikaa —
Dann — über Jahre tönt hinweg der Schall
Und findet mich — und dich — wie einſt wir waren.
— Viel grub das Leben Fremdes in dein Antlitz.
Du biſt Nauſikaa — und biſt es — nicht.

Nauſikaa
Was — willſt du hier?

Der Fremdling
Nauſikaa:
Es war mein letzter Wunſch,
Bevor die Flut mich tauſendarmig aufnimmt:
In deiner Luft noch einmal atmen dürfen.
(Schweigen)

Nauſikaa
So viele bange Jahre ſchwanden hin —
So viele bange, lange, ſchwere Jahre —
Und keines ihrer hat mein Bild verwiſcht?
So ſtark — lebt mein Gedenken in dir fort —?

Der Fremdling

So ſtark, Nauſikaa!
(Steigernd)
Laß mich dein Bild
Noch einmal ſchaun, wie einſt du liebreich warſt.
Dann in das Dunkel meiner fernen Tage
Nehm' ich die Goldſpur dieſes Wiederſehens
Wie Meeresleuchten ſtill beglückt mit fort.
Und knirſcht im Sturm der Kiel, und treibt der Schiffer,
Umſonſt am Himmel nach den Sternen flehend,
Auf morſchen Planken in das Nichts hinaus:
So leuchtet doch die Flut noch dieſer Stunde
Gedächtnis ihm als Tröſtung in die Seele!

Nauſikaa
(verhüllt ihr Antlitz mit den Händen)
Auch ich — ich — konnte deiner nicht vergeſſen!
Sprach ich es aus: das ungeheure Wort?
Und fährt kein Blitzſtrahl nieder auf mein Haupt?
Spaltet der Fels ſich nicht und ſchlingt mich ein?
Greift nicht mein Wort in dieſe alten Wipfel
Und ſchleudert ſie vernichtend auf mein Haupt?
— Grub ich mich nicht in dieſe Scholle ein?
Und baute mir ein Heim und einen Kreis!
Mit wehen Händen? Und mit ſtarkem Willen? —
Und nun —

Der Fremdling
— Vergib!
Und laſſe dieſen letzten Blick,
Den wir erinnernd ineinander tauchten,
Wie dieſes Abends ſtill Verſöhnen ſein!
Mich ruft das Meer! —

Nauſikaa
Halt ein! —

Der Fremdling
Nun zögerſt du — und läſſeſt mich nicht gehn?

Nauſikaa
(verzweifelt)
O wüßteſt du, was Schweres ward um dich!

Der Fremdling
Du ſtockſt? —
Was ward ſo Schweres denn um mich?

Nauſikaa

Zuviel ſchon ſagt ich —
O laß den Schleier über dieſen Dingen!
— Kein Wort mehr tönt von meinen Lippen!

Der Fremdling

Nun gut: ſo werd' ich ſelbſt erkunden,
Welch neue Schuld ich büßend löſen muß,
Bevor ich mich dem Grenzenloſen gebe. —
Noch ſind' ich Männer hier, die mich gekannt.

Nauſikaa

Sie kennen dich nicht mehr, die einſt dich ehrten!
Dein Ende wär' es, würdeſt du erkannt!

Der Fremdling

So löſe denn nun deiner Worte Rätſel!
Sonſt löſ' ich's ſelbſt —

Nauſikaa

— Sieh dort den Felſen, vor des Hafens Eingang,
Furchtbare Mißgeſtalt, dem Seemann dräuend:
Dies iſt das Schiff, dies ſind die Jünglinge,
Die einſt zur ſüßen Heimat dich gebracht.
Alkinoos' Sohn, mein eigen lieber Bruder,
War Steuermann und teilt' ihr herbes Los,
Da ſie Poſeidons Grimm zu Stein erſtarrt,
Schon ſichtbar uns — hart vor der Heimat Toren. —
Der König, mein geliebter Vater, ſtarb
Aus Gram um ſeines Thrones einzigen Erben.

(Gedämpft und ſcheu)

Ich ſelbſt verzehrte meiner Jugend Tage
In Sehnſucht nach dem wunderſamen Fremdling,
Um den ſich Haß und Liebe in mir ſtritten.
Und reichte dann die Hand, die nach dir griff
Aus jedem Traume meiner ſchweren Nächte,
Hinübergriff weit über Land und Meer —
Reichte dem ungeliebten Manne ſie zur Ehe.

(Erregter)

Nein, niemand wußte in der weiten Welt
Von dem, was heimlich ich durchkämpft, durchlitten.
Mein Lager wußt' es nur, viel bitterer Tränen Zeuge —
Und dieſes Götterbild, zu dem ich bete! —

Der Fremdling
(nach einem Schweigen)
Es haftet wohl ein Fluch an meinem Fuß:
Daß ich den Beſten, die je wohl mir taten,
Das Unheil auf der Schwelle ließ zurück. —
Ich blendete Poſeidons wilden Sohn,
Den ungeſchlachten Rieſen Polyphem,
Weil er zum ekeln Fraß mir ſchlug die Freunde.
Poſeidon hat ſolch widrer Söhne mehr.
Er halte ſie in Zucht und lehre ſie,
Des Gaſtrechts Brauch zu hegen wie die Menſchen! —
Ja, wäre Raum in einer Gottheit Bruſt
Für Menſchenwonne und für Menſchenelend,
Wir lebten nicht ein ſo beſchränktes Daſein,
Dem Zufall und der Willkür preisgegeben.
Sind wir der Götter ſtets mißbrauchtes Spielzeug:
So fahre hin, Verehrung! Lodert, Opfer,
Nicht fürder mehr auf bröckelnden Altären!
Kein Dankgebet, kein frommer Wunſch mehr ſuche
In dieſem Sternenchaos Hilfe noch.
Denn unabänderlich hat das Geſchick geſetzt
Die ſchroffe Grenze zwiſchen Menſch und Gott!

Nauſikaa
O läſtere nicht! Verſchärfe nicht dein Los!

Der Fremdling
(düſter)
Wenn die Erkenntnis Läſterung: nun wohl!

Nauſikaa
Du ſtürmſt vergebens wider Götter an!

Der Fremdling
Beſſer im Kampf gefallen — als geduldig
Dem Opfertiere gleich geführt zur Schlachtbank.
Ich habe ſehn gelernt in dieſem Leben,
Drum kann mich keine Binde fürder trügen.

Nauſikaa
O wirf nicht allen Wahn hinweg von dir!
Die Götter ſchenkten ihn, uns wohlzutun!

Der Fremdling
Iſt Täuſchung Wohltat, will ich lieber leiden
Und meinem Los ins harte Auge ſehn!

Nauſikaa

Du haſt ein gutes Weib: Penelopeia!
Sie hielt die Treue dir mit Kraft und Klugheit.
Denk' an Klytämneſtra! Agamemnons Los!
Der Buhlſchaft fand und Tod bei ſeiner Heimkehr.

Der Fremdling

Von allem hat der Menſch zuletzt ſich ſelbſt.

Nauſikaa

Sonſt — nichts —?
O furchtbar dann iſt dieſes Leben!

Der Fremdling

Nur, bis man ſich in ſeinen Sinn gefunden.

Nauſikaa

Und dieſer Sinn? —
O deut' ihn mir!

Der Fremdling

Schau' an die Welle! Alles lehrt ſie dich!
Sieh, wie ſie kommt und geht. Sich ballt. Zerfließt.
Und wieder dann in eins zuſammenrinnt!
Dies ſchillernde Gebild: Abbild iſt es der Welt.
Ein ewig Bilden, Auseinanderrinnen
Und wieder Sichgeſtalten iſt ihr Weſen.
So wandert ſie, ſich unaufhörlich wandelnd,
In grauenvoller Pracht durch Ewigkeiten.
Und wie die Welle wohl ſich ruhlos ändert
Und doch im Grund dieſelbe immer iſt:
So dieſe Welt, die, aus dem gleichen Urſtoff
Sich ewig wandelnd, doch dieſelbe bleibt.

Nauſikaa

Wer lehrte dich ſolch ungeheure Worte,
Die unſre Prieſter ſchaudern machen würden?

Der Fremdling

Das Meer. —

Nauſikaa

Allein die Götter? Sind auch ſie
Vergänglich und dem Wechſel unterworfen?

Der Fremdling

Ich gönne ihnen ihre Macht und auch — ihr Los,
Das zwiſchen Schickſal ſie und Menſchen ſtellt.

Auch ſie, die ſtolz in ihrer Macht ſich wiegen
Und Menſchen Übles oder Gutes tun:
Auch ſie wirft einſt das Schickſal mitleidslos
Im großen Tiegel ſchmelzend durcheinander.
Und aus den Göttern ſteigt verjüngt der — Gott.

Nauſikaa

Und was die Menſchen ſich an Satzung ſchufen?
Gemeinſchaftsrecht und der Familie Kreis?

Der Fremdling

Was nennſt Familie du!, Gemeinſchaftsrecht? —
Für die Gemeinſchaft haſt du da zu ſein,
Um vieler Menſchen Einzeleigenſucht
Durch wechſelvolle Satzungen zu binden
In ein gemeinſam Bündel Eigenſucht.
Man nennt es Recht. Es ſei dahingeſtellt,
Wie oft es dieſes hehre Wort verdient. —
Und die Familie? — O Nauſikaa!
Wer altert, fühlt erſt ganz dies ſchwere Wort!
Denn ruhig muß er zuſehn, wie ſein Liebſtes
Ihm fremd wird und die eigene Bahn beſchreitet.
Und froh noch darf er ſein, wenn's ihm gelang,
Aus Weib und Kindern Freunde ſich zu ſchaffen!
Am Ende hat er doch als letztes nur ſich ſelbſt. —

Nauſikaa
(gepreßt)

Und kannſt du leben — ſo?

Der Fremdling
(ſtark)

Nun erſt! —
Weil frei ich bin — ſo weit ein Menſch kann frei ſein! —

Nauſikaa
(flüſternd)

Und darum gingſt du fort von Haus und Herd?
Du wollteſt frei ſein wie des Meeres Welle,
Die gleich der Welt, der ewig wechſelnden,
Sich bildet, wandelt und aufs neu erſteht?

Der Fremdling

Ja, darum, Weib!

Nauſikaa

Und nur als Wanderer,

Und Fremdling fühlteſt du dich auf der Erde?
Du lebteſt, weil man lebt. Du tateſt dies und das.
Doch kaum am Werk, ſchon wieder fort gerichtet,
Beherrſcht, gequält von deinem Wandertrieb?
Und dennoch ſelig, wenn du ihm gehorcht:
Weil er das Tiefſte deiner Weſenheit?
In dieſer Unfreiheit doch frei am meiſten? —

Der Fremdling
(faßt Nauſikaas Hand)

O wie du ganz mich fühlſt, Nauſikaa! —
(Leiſe)
Drum wallte auch vor langer, langer Zeit
Mein Blut dir zu, ſo wie die Wünſchelrute,
Wenn ſie dem Bergmann edle Schätze kündet,
In ſeiner Hand mit eins auffährt und zuckt
Und Ruh' nicht findet, bis der Schatz gehoben. —

Nauſikaa

Still! —
Verwirre nicht das Blut in dir und — mir! —
Wär' ich ein Mann, ſo ſagt' ich wohl zu dir:
Komm! Nimm mich mit zu dieſer letzten Fahrt!
O dir ein guter Genoſſe würd' ich ſein!
Ans Steuerruder ſollteſt du mich ſtellen!
Das Haar den ſalzigen Winden preisgegeben!
Den tiefen Blick hinab, hinaus gerichtet!
O welch ein Los! —

Der Fremdling

Nauſikaa!

Nauſikaa

Ich fühl' in dieſer Stunde,
Da all mein Leben ſtilleſtehen will
Und doch emporbebt aus geheimſten Gründen
Und Schlünden auf zu dir:
Mein eignes Selbſt auf wirren Wegen ſuchen.
Mir iſt, du führſt mich ſtumm beredend fort. —
— Weißt du denn auch, was für ein Tag dies iſt? —
Und wie du einſtmals an dem Maſtbaum ſtandeſt? —

Der Fremdling

Die Stunde iſt's! Die Abſchiedsſtunde!
Sie zog mich her zu — dir!

Nauſikaa

So ſage mir in dieſer letzten Abſchiedsſtunde:
Komm mit! — Und dieſe Scholle ſtoß' ich
Mit unbarmherzigem Fuße fort von mir,
So wie das enge Boot der Schiffer fortſtößt,
Sieht er das größere zur Ferne winken!

Der Fremdling

Das willſt du tun, Nauſikaa? —
O prüfe ſtreng dich in dein Innerſtes:
Ob Manneshärte dir, dem Weib, beſchieden,
Und ob du handeln kannſt ſo ſtark wie ich! —
Nach Panzer fragteſt du und Königsſchwert.
Dies graue Kaufmannskleid ſchuf dir Befremden.
Vernimm!
Ein König unter Lumpen kam ich heim.
Zerſchmettert lagen meine Feinde um mich her.
Geſättigt war mein Grimm.
Mein Weib, mein Sohn,
Berauſcht vom jähen Wechſel des Geſchicks,
Sie preßten weinend, jubelnd mich ans Herz.
Zum Väterherd, zur alten Lagerſtatt
War ich zurückgekehrt. Und ſchlief den Traum,
Den goldnen Traum der lang in Qual geſuchten
Heimat noch einmal durch voll freundlicher Bilder. —
Doch ſeltſam war's — In einer Mondennacht,
Da unerbittlich klar die Helle vor mir ſtand,
So wie dem Pilger glänzt im kurzen Raſthaus
Des Morgens auf der Schwelle Tau des Herbſtes,
Der Fröſteln kündet und des Winters Einbruch —
Da war's geſchehn! Ich taumelte empor.
An meiner Seite ſchlief ein Weib. Mein Weib. Ich ſah
Es lange, lange an. War es mein Weib? —
Lagen nicht zwanzig Jahre voller Kampf,
Wie Stahl des Schwertes blut- und wehbeträuft,
Zwiſchen ihr — und mir? —
Nun ſollt' ich ausruhn?
Ein König, reich an Würden, im Palaſt
Entgegendämmern dem ſanftnahenden Tod?
Und an dem Herd aufwärmen immer wieder

Das Märchen meiner Taten, tatlos nun für immer? —
Und schaudernd sah im Geist ich meinen Vater
Laërtes an den Traubenhecken schleichen,
Glanzlosen Auges seine Herden zählen,
Alternde Hunde, wie er zerfallend, streicheln,
Kinder und Kindeskinder segnen mit welken Lippen,
Zum Kinde selbst geworden —
Ah, Nausikaa!
Da riß es höher mich empor! Der klare Mond,
Kalt, klar und stark wie meiner Schutzgöttin,
Pallas Athenens, Auge — zeigte mir
Hoch überm Bergeskamm den Weg — hinaus!
Dies Schifferkleid riß ich herab, wie ich es fand.
Wenige Gleichgesinnte sucht' ich mir zusammen.
Männer, die lieber Fremde, Kampf und Sterben wollten
Aus eigner Wahl denn Dämmern in das Nichts,
Ein Schatten ihres einstigen Selbst — und Qual,
Wo nicht mitleidiges Achselzucken Jüngerer.
Die trieb ich, heimlich in die See mit mir zu stechen.
So, Nausikaa, warf ich ab mein Prunkgewand!
In Lumpen fast, wie einst ich heimgekehrt,
Die prassenden Freier meiner Gattin hinzuwürgen,
Steh' ich vor dir! — Mein wallender Purpurmantel,
Mein Panzer und mein starkes Königsschwert,
Hängen daheim. Als Maske ihres Königs.
Er selbst ist bar und ledig aller Würde.
Ganz auf sich selbst gestellt, wirft er von sich
Alles! —
Kannst du so mit mir gehn? Nausikaa? —

(Schweigen)

Nausikaa

Ja! So! Und nun erst vollsten, freisten Herzens!

Der Fremdling

Ja? —
Abwerfen alles? Alles? —

(Mit gedämpftem Aufschrei)

Nausikaa! Zur letzten Fahrt?

Nausikaa

Zur letzten Fahrt!

Dritte Szene

Der Fremdling, Nauſikaa, der Hüter des Poſeidontempels

Hüter des Poſeidontempels
(vom Hintergrund kommend)

O Königin, der König ſchickt mich her!
Furchtbares iſt geſchehn,
Den König und die Prieſter und das Volk
Mit Schauder überrieſelnd —

Nauſikaa

Sprich!

Hüter des Poſeidontempels

Mitten in Opfer und Gebet, da andachtsvoll
Das Volk der Gottheit ſühnend huldigte,
Entflammte die goldene Geſtalt Poſeidons
In blauem Licht — und ſchütterte
Auf ihrem Sockel — und der Tempel bebte —
Die Erde rauſchte wie von wilden Strömen —
Und Blut floß aus dem Opferbrot am Tiſch —
Und aus den Fellen zuckte dampfend das Fleiſch. —
Der König hat mich eilend hergeſandt.
Du mögeſt, ihm vereint, zum Gotte flehn:
Daß Unheil er von unſerer Inſel wende!
(Schweigen)

Der Fremdling
(bitter lachend)

Siehſt du, Nauſikaa!
Poſeidons Grimm!
Er folgt mir ſelbſt hier auf das feſte Land!
— Eilig von hinnen wend' ich meinen Schritt,
Daß euch nicht neues Unglück werden möge!
Zu lang ſchon weilt' ich!
Fort!

Nauſikaa

In dieſer Nacht!
Die murrend ſchon der Wetter Zürnen brütet?
Ich laſſe dich nicht! Ich gehe deinen Weg!

Hüter des Poseidontempels

Was soll ich dem König bestellen?

Nausikaa

Geh!

Und sag' dem König: Nütze nicht sein Gebet,
Das meine sei vergebens! —

Hüter des Poseidontempels

(geht ab durch den Hintergrund)

⁂ ⁂ ⁂

Vierte Szene

Der Fremdling, Nausikaa

Der Fremdling

(bietet Nausikaa die Hand)

Leb' wohl! —
Mich rufen Sturm und Blitz an Bord!
Die Freunde harren, das Schiff in See zu ziehn!

(Es ist dunkel geworden. Der Sturm pfeift. Blitze huschen über die Bühne)

Nausikaa

Dein erster und dein nächster Freund bin ich!

⁂ ⁂ ⁂

Fünfte Szene

Der Fremdling, Nausikaa, Arsinoe, Iphianassa

Arsinoe

Mutter!
Mutter! O welch ein Wetter —
Überall
Häuft sich zu finsterer Schar der Wolken Heer —
Wer ist — der Mann? —

Iphianassa

(zu Arsinoe)

Ist's nicht der graue Fremdling,
Den hoch an seines Schiffes Mast wir sahn?

Arsinoe

Er ist's! —
Und die Mutter? —
Sie ist so bleich. Und er so — ernst — so —

Der Fremdling

Dies ſind deine Kinder, Königin?

Nauſikaa

(aufatmend und ſich dann bezwingend)

Ja, meine Kinder!

Der Fremdling

(betrachtet die Kinder lange; gedämpft)

Nauſikaa!
Jetzt ſeh' ich deinen Weg — und auch — den meinen!
Leb' wohl!

(Er geht raſch nach links ab, von Blitzen beleuchtet. Ganz links, am Ende der Bühne, bleibt er ſtehen)

Wie herrlich zeigt der Blitz mir meinen Pfad! —
O Poſeidon!
Wenn es mich lüſtet, kreuz' ich deinen Willen!
Und tu' aus eigener Luſt, was du tun wollteſt! —

(Im Abgehen)

Was nützt dir dann dein Groll? Ich lache ſein!

Sechſte Szene

Nauſikaa, Arſinoe, Iphianaſſa, dann die Stimme des Hafenwächters

Nauſikaa

Was ſprach er da? Was deutet dieſes Wort? —

Arſinoe

(geht nach der Seite, um auf das Meer hinauszuſpähen)

Warum als Gaſtfreund blieb er nicht bei uns?

Iphianaſſa

(die Arſinoe gefolgt iſt)

Sieh, Mutter,
Von dem Strande rücken ſie
Das Schiff hinab.
Die Wellen toſen wütend
Dagegen. Treiben es zurück.

Der Fremdling

Steht hoch und ruhig.

Arſinoe

Endlich — nun ſchwimmt es in das Meer.
Das tobt und brüllt. Und flackert jäh von Feuer.

Iphianaſſa

Mutter! Arſinoe! Schaut doch! —
O gräßlich, Mutter!
Nein, nein: ich will's nicht ſehn!

Arſinoe

Geradeaus
Lenkt er —

Nauſikaa

Sprich! Wohin?

Arſinoe

Der Fremdling lenkt —
Mit immer gleicher Ruhe —

Nauſikaa

Wohin! So ſage doch!
Soll ich das Wort dir aus dem Munde reißen?

Iphianaſſa

(ſchreiend)

Er lenkt — zum Felſen hin —
Zum ſteingewordenen Schiff am Hafeneingang —

Nauſikaa

O wär' ich Steuermann! Das Ruder räng' ich
Ihm aus der Hand — und ſprengt' es mir die Adern! —
O, daß ich feig war! Ihm gefolgt nicht bin!

Stimme des Hafenwächters

(durch das Sprachrohr)

Schiff, ahoi! —
Steuermann, nimm des Felſens acht! —
Gradaus ſteure vorbei ins offene Meer!
Nein! Nicht nach rechts! Halt ein!
Dort dräut der Fels!
Um aller Götter Willen: nicht nach rechts!

(Angſtvolles ſtarrendes Schweigen. Dann ein vielſtimmiger gellender Schrei)

Arſinoe

Zerſchellt iſt das Schiff! Mutter! Mutter! —

(Neuer Blitz)

Iphianaſſa

Nichts mehr zu ſehn!
Und glatt die Waſſerfläche.

Das Meer hat's wie ein Drache eingeſchluckt.
— Mutter! —

Arſinoe

Mutter!

Nauſikaa

(ſtill und wie zu Stein geworden)

So alſo? — Dies war ſeiner Worte Abſicht? —
Den Gott hat um ſein Opfer er betrogen! —
Er ſelbſt hat ſich zum Opfer dargebracht.
Aus freier Wahl gab er ſich dem Verderben.
Das Meer ward ihm zum Grab, wie er begehrt.

(Langſam und bitter lächelnd)

Doch auch dem Meer gehört er nicht. —
Hier ruht er.
Und dieſe Bruſt ward ihm das Grabmal.

Iphianaſſa

Mutter!
Wer war — der Mann? —

Nauſikaa

Er war der, deſſen Name auszuſprechen
Bei Todesſtrafe einſt — verboten ward —

Arſinoe

Der —?

Nauſikaa

Jetzt wird Poſeidon wohl verſöhnt ſein!
Ein großes Herz erkor er ſich zum Ziel.
Die Hohen treffen ſie in eiferſüchtigem Grimm.
Die Niedern ſchonen ſie.

(Sie reißt ihr Gewand auf)

Doch dieſes Herz,
Das dieſes Großen letzten Schlägen lauſchte:
Iſt es nicht wert, Poſeidon, mit zu brechen?

Iphianaſſa

Mutter — wer war der Mann? —

Nauſikaa

(breitet die Arme nach dem Meer hinaus)

Odyſſeus! —

Ende der Dichtung

Die Prinzeſſin und der Affe
Gemälde von Jan Roſenthal

Das musikalische Lustspiel und seine Zukunft

Von Dr. Leopold Schmidt

Ein Blick auf den heutigen Stand der Opernproduktion zeigt uns ein keineswegs unerfreuliches Bild. Die Verhältnisse liegen nicht mehr so ungünstig wie vor zwei und drei Jahrzehnten, als die übermächtige Erscheinung Richard Wagners alles um sich herum erdrückt oder gelähmt hatte. Der dramatische Schaffensdrang ist wieder erstarkt, dem Musiker zeigen sich mancherlei neue Wege, und es fehlt nicht an interessanten Versuchen, dem Problem der Oper neue Lösungen zu finden. Freilich, quantitativ ist im Vergleich mit früheren Zeiten die Zahl der bedeutsamen Werke gering, die der erfolgreichen noch geringer. Eine Fruchtbarkeit, wie sie die Schulen Scarlattis, Mozarts oder Rossinis im Gefolge hatten, werden wir wohl auch kaum wieder erleben. Sie ist mit der naiven Schaffens- und Genußfreude jener Epochen verloren gegangen. Dafür haftet aber unserer heutigen Kunst auch nichts Typisches an. Sie hat sich frei gemacht von aller Schablone, aller Tradition, ihre Werke gleichen sich nicht untereinander wie die Früchte eines Baumes, und jeder Komponist sucht in jedem einzelnen Falle etwas möglichst Eigengeartetes, Individuelles hervorzubringen, gewissermaßen den Gang der Entwicklung noch einmal für sich persönlich durchzumachen.

Betrachtet man den Verlauf der letzten dreißig Jahre, so ist ferner unschwer zu erkennen, daß eine Verschiebung zugunsten der heiteren Oper stattgefunden hat. Die Romantik, die Tragödienwelt der Sage und des Mythos, das heroische Pathos des Wagnerschen Erlösungsdramas haben vorläufig abgewirtschaftet. Die erste Reaktion dagegen, eine Art musikalischer Götterdämmerung, bedeutete die In-

vaſion des jungitalieniſchen Verismo. Mascagni und Leoncavallo wirkten durch die Kürze und durch die Realität ihrer Werke. Aber auch dieſer blutrünſtigen Dramatik wurde man überdrüſſig. Die Zeit ſehnte ſich nach anmutigen, leichteren, poeſievolleren Stoffen; die Opernbühne ſollte wieder angenehmere Unterhaltung bieten. Der Ruf nach der komiſchen Oper wurde laut, nach jener Kunſt, die einſt in Mozarts „Figaro“ einen Gipfel erreichte, zu dem wir noch immer voll Bewunderung und Neid emporblicken. Doch es zeigte ſich, daß ſolchem Verlangen nicht ſo leicht zu entſprechen war. Aus der Kunſt, die längſt nicht mehr ein Schmuck des Lebens, vielmehr ein Spiegel ſeines Ernſtes iſt, war alle ſonnige Heiterkeit entwichen. Immerhin iſt es bemerkenswert, wie viele erfolgreiche Werke der Neuzeit mehr oder minder heiteren Charakters ſind: Wagners „Meiſterſinger“, Humperdincks „Hänſel und Gretel“, Cornelius' „Barbier von Bagdad“, Smetanas „Verkaufte Braut“, d'Alberts „Abreiſe“, Blechs „Das war ich“, Wolf-Ferraris „Neugierige Frauen“, Verdis „Falſtaff“, Richard Strauß' „Feuersnot“ und „Roſenkavalier“. Auch die unverminderte Friſche, mit der die Opern Lortzings auf der Bühne wirken, ſpricht für das Geſagte, das ſchließlich noch durch die häufigen Verſuche, ältere franzöſiſche und italieniſche Spielopern neu zu beleben, beſtätigt wird. Was aber die ernſte Oper betrifft, ſo hat ſie durchaus die Tendenz, ſich wieder mehr der Wirklichkeit zu nähern.

Neben Wagners Dramen haben Bizets „Carmen“, Verdis „Troubadour“, „Rigoletto“, „Traviata“, „Maskenball“ und „Othello“ ſich in ungeſchmälerter Gunſt erhalten. Werke dagegen, die der idealiſtiſchen Richtung Wagners folgten, wie Strauß' „Guntram“, Weingartners „Geneſius“, Schillings „Ingwelde“ und „Moloch“, Pfitzners „Roſe vom Liebesgarten“, Kloſes „Ilſebill“, vermochten gar nicht oder nur vorübergehend Fuß zu faſſen. „Salome“ und „Elektra“ von Strauß, nächſt dem „Roſenkavalier“ die beiden größten Opernerfolge der Neuzeit, bilden eine Gruppe für ſich. Dem Wagnerſchen Tondrama jedenfalls ſtehen auch ſie ſtofflich wie ſtiliſtiſch fern; ihr Inhalt iſt die Darſtellung rein menſchlicher, ins Pathologiſche geſtei-

gerter Leidenschaften. Anderseits ist die Mischung von effektvoller Theatermache und zartem Lyrismus, wie sie Puccini aufweist, ihrer Wirkung auf die Zeitgenossen sicher. Die sentimentalische „Bohème“ und „Madame Butterfly“ erfreuen sich ihrer Beliebtheit nicht sowohl ihrer aparten artistischen Reize wegen, als weil sie die Liebesempfindung schildern, in der der moderne Gesellschaftsmensch seine eigene erkennt. In gewissem Gegensatz hierzu steht der Symbolismus und musikalische Impressionismus eines Debussy („Pelleas und Melisande“) oder Franz Schreker („Der ferne Klang“), der sich nach und nach eine Anhängerschaft erobert hat. Hier kommt die Phantastik, die sich von der Wirklichkeit lossagt, in einer Weise zur Geltung, die einer geistigen Disposition unserer Zeit entspricht. Dieser Gruppe von Künstlern wären noch Charpentier in seiner „Louise“, Busoni in seiner „Brautwahl“ und Strauß in seiner „Ariadne auf Naxos“ anzuschließen, obwohl letzteres Werk schon durch die Verquickung mit einer Molièreschen Komödie ein Unikum ist und eigentlich für sich gesondert betrachtet werden muß.

So reichhaltig und buntschillernd das Kunstwerk der modernen Oper also ist: die Sehnsucht nach einer heiteren Oper, wie sie unserem heutigen Geschmack zusagen würde, ist noch nicht befriedigt. Wir alle erwarten dieses musikalische Lustspiel der Zukunft, und unseren Komponisten schwebt es als eine Art moderner „Figaro“ vor. Wir sind auf dem Wege dahin, und es wird kommen, wenn der rechte Mann da ist. Aber wie wird es gestaltet sein, woran wird es anknüpfen, und was wird es Neues bringen?

Die Geschichte lehrt, daß sich die Entwicklung der dramatischen Musik über die Erfindung der „Oper“ hinaus sehr weit zurückverfolgen läßt. Ihre Anfänge führen auf die Volkssänger und Stegreifkomödianten, die auf öffentlichen Plätzen und Märkten im Mittelalter ihr Wesen trieben. Dabei gelangte naturgemäß das komische Element eher als das ernste zur Darstellung. Schon im 15. Jahrhundert und wohl auch früher, zogen, namentlich im Süden, Komikertruppen umher mit Stücken, die sich an alte lateinische Komödien anlehnten und an Derbheiten nichts zu

wünſchen ließen. Bald blühte in Italien die volkstümliche dramatiſche Improviſation, die Commedia del' arte, die ſicherlich auch die Muſik in ihre Kreiſe zog. Als Kunſtprodukt erſcheint dann um 1600 in Florenz das muſikaliſche Drama, die opera seria. Da man darin die antike Tragödie der Griechen nachzubilden vermeinte, griffen die erſten Komponiſten ausſchließlich zu ernſten, heroiſchen Stoffen. Erſt ſpäter geſellte ſich das heitere Element hinzu, zunächſt in Form von Zwiſchenſpielen. Dieſe Interludi, Intermedien oder Intermezzi, wie man ſie nannte, waren Abkömmlinge der alten Stegreifkomödie und entnahmen ihr nicht nur die komiſchen Wirkungen des Dialektes, ſondern auch die ſtehenden Figuren, die Volkstypen aus den verſchiedenen Gegenden Italiens darſtellten: den verſchmitzten oder tölpelhaften Harlekin, den geizigen und verliebten, am Schluſſe ſtets betrogenen Pantaleone, das Vorbild aller Zofen, die ſchlaue Colombine, den auf ſeine Gelehrſamkeit eingebildeten Doktor Graziano, den ruhmredigen Soldaten, den Stotterer uſw. Dieſe Typen haben ſich, wenn auch verkappt, feiner ausgebildet und differenziert, bis auf den heutigen Tag auf der Opernbühne erhalten. Das bekannteſte Beiſpiel iſt der Doktor Bartolo in Roſſinis „Barbier von Sevilla“. Richard Strauß hat ſie ſogar in ſeiner „Ariadne auf Naxos“ in völliger Echtheit wiederaufleben laſſen. Die komiſchen Intermezzi wurden alſo anfänglich zwiſchen die Akte der opera seria geſchoben, deren Inhalt ſie nicht ſelten parodierten. Da übrigens die ernſte Oper ſtets dreiaktig war, ſo ergaben ſich zwei Zwiſchenſpiele, die man dann inhaltlich untereinander zu verbinden liebte. Später wehrte ſich der gute Geſchmack gegen die Verquickung der opera seria mit poſſenhaften Späßen; die Intermezzi wurden an den Schluß geſetzt, ſchieden ſchließlich ganz aus und bildeten ein neues ſelbſtändiges Genre: die opera buffa. So erklärt ſich die zweiaktige Form der älteren komiſchen Oper. Die opera buffa war nun anfangs das Stiefkind; ſie wurde nur zur Karnevalzeit oder im Sommer zugelaſſen. Sie beanſpruchte auch nicht ſo kunſtgeübte Sänger wie ihre ältere Schweſter. Bald zeigte ſich's jedoch, daß in ihr un-

geahnte Entwicklungskeime ruhten, die, zur Entfaltung gebracht, sie in den Stand setzten, der opera seria den Rang streitig zu machen. Die Buffa hielt sich freier von der Schablone; sie umfaßte ein weiteres Stoffgebiet, drängte zu natürlicherem Ausdruck und schärferer Charakteristik hin und entwickelte einen größeren musikalischen Formenreichtum durch Ausbildung des Ensembles (namentlich im Finale). So ist sie für die Entstehung der modernen Oper von ungleich größerer Bedeutung gewesen. Die häufigere Verwendung des Chores, der Baßstimme für komische Partien, der lustigen Wirkungen eines flotten Parlando und anderes kam hinzu, ihr Erfolg und Einfluß auf die musikalisch-dramatische Technik zu sichern. Anfangs hielt sie sich in bescheidensten Grenzen — Pergolesis „Serva padrona" z. B. beschäftigt nur drei Personen (darunter eine stumme!) —; aber selbst da schon brachte sie Meisterwerke hervor, die ihren Ruhm weltweit verbreiteten.

Die opera buffa ist zweifellos der Ausgangspunkt aller heiteren Opernkunst gewesen. Nach Frankreich und Deutschland eingeführt, bürgerte sie sich hier wie dort im 18. Jahrhundert ein und regte zunächst zu Nachahmungen an. Es machten sich aber im weiteren Verlaufe nationale Einflüsse geltend, stark genug, um in beiden Ländern die komische Oper eine getrennte und eigenartige Entwicklung nehmen zu lassen. In Paris kam es sogar zu dem Streit der Nationalisten und Buffonisten, aus dem das französische Singspiel hervorging. Der Geist der Franzosen lehnte sich gegen den Unsinn der alle Wahrscheinlichkeit außer acht setzenden, nur auf burleske Wirkungen bedachten italienischen Textbücher auf. Die Werke eines Duni, Monsigny, Philidor, Dalayrac bedeuteten, obwohl sie sich musikalisch mit den Buffoopern der Italiener nicht messen konnten, in dramatischer Hinsicht einen Fortschritt. Sie setzten an Stelle des Seccorezitativs den gesprochenen Dialog und mischten dem possenhaften Ton einen leicht sentimentalen bei. Ihre Darstellung erforderte weniger gute Sänger als gute Schauspieler. Erst Grétry, der Verfasser der „Deux avares" und des „Richard coeur de lion", erhob kraft seiner musikalischen Erfindung und seines reicheren Könnens

das Genre zur opéra comique. Hatte er der französischen Oper leichteren Stiles die typischen Züge verliehen, so kamen im 19. Jahrhundert Männer, die sie noch vertieften und künstlerisch reicher ausgestalteten. Cherubini, Isouard, Boieldieu, Adam, Auber schufen unter dem Einfluß der deutschen Klassiker Gluck und Mozart ihre Meisterwerke. Im besonderen mit Boieldieu erreichte die komische Oper der Franzosen ihren Höhepunkt. Auber bildete die Spieloper noch weiter zur Konversationsoper um; seine liebenswürdige Leichtigkeit bedeutet aber bereits einen Abstieg, und schon melden sich in seinen Musikkomödien deutlich die Vorklänge der Operetten Hervés, Lecoqs und Offenbachs an. Frankreich hatte seine geschichtliche Mission erfüllt; es hatte der komischen Oper Anmut und feinen Witz gegeben, für eine bühnenwirksame Handlung gesorgt und so ein Gleichgewicht zwischen Text und Musik hergestellt.

In Deutschland hatte es schon vor Eindringen der opera buffa eine heitere Bühnenkunst gegeben. Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts komponierten Reinhard Keiser und Philipp Telemann für die Hamburger Oper Stücke auf deutsche Worte. Aber diese ersten Versuche ermangelten jeglicher Kultur. Die Texte waren derb und zotig, und die noch ungelenke Musik konnte sie nicht schmackhafter machen. Sie waren auch längst vergessen, als die humorvollen Schöpfungen der Italiener wie eine Offenbarung wirkten. Einer ersten selbständigen Regung des Nationalgefühles begegnen wir in den Singspielen Adam Hillers und Christian Weißes. Angeregt durch die englische beggars opera und ihre deutschen Nachahmungen gingen sie über ihr Vorbild an künstlerischem Feingehalt weit hinaus und legten den Grund zu der spätern deutschen Nationaloper. So entstanden kleine Meisterwerke wie „Lottchen am Hofe", „Die Liebe auf dem Lande" und vor allem „Die Jagd", zu denen Hiller eine volkstümlich-originelle Musik schrieb, die zwar ihre formelle Gestaltung letzten Grundes der italienischen Opernkunst verdankte, aber in ihrem innersten Wesen durchaus deutsch war und durch zahlreiche eingestreute Lieder schelmischen oder gemütvollen Charakters außerordentlich auf ihre Zeit und die nachfolgende Periode

wirkte. Der nächste Anstoß ging von der durch Joseph II. ins Leben gerufenen Wiener Nationaloper aus, die zwar mangels an geeigneten Kräften bald wieder einging, der wir aber Mozarts „Entführung", die erste deutsche komische Oper höheren Stils, verdanken. Auf die Entwicklung der komischen Oper wie der Oper überhaupt hat Mozart dann noch nachhaltiger durch die „Zauberflöte" und durch seine auf italienischen Text gesetzten Werke „Figaros Hochzeit", „Don Juan" und „Così fan tutte" gewirkt. Es kam eine Zeit, wo komische und ernste Oper auf gleichem Niveau standen und ihre Formen und Ausdrucksmittel mancherlei Verschmelzungen eingingen. Beginnt doch selbst Beethovens tiefernster „Fidelio" mit einem Buffoduett! Dann waren kleinere Geister am Werk; das deutsche Singspiel versimpelte und versandete, und die Zauberpossen Wenzel Müllers, aus denen später die Wiener und Berliner Lokalposse hervorging, gehörten zwar zu den seichtesten, aber immerhin noch markantesten Erscheinungen, bis die Romantiker Weber und Marschner der Oper neues Blut zuführten und auch dem heiteren Elemente wieder erhöhte Bedeutung gaben, indem sie ihm ganz oder teilweise in ihren Werken neue und wirkungsvolle Ausdrucksmittel schufen. Indessen liegt bei diesen Meistern der Schwerpunkt doch auf anderen Gebieten ihres Schaffens. Dagegen entstand der komischen Oper in Albert Lortzing wieder ein Meister von origineller und spezifischer Begabung. Lortzing wurde der Vollender der älteren deutschen Musikkomödie, und in der Geschichte der unverfälschten heiteren und doch vornehmen Oper bezeichnet er vorläufig den letzten hervorragenden Gipfel. Italienisches, Französisches, Klassisches und Romantisches hatte auf ihn eingewirkt. Von den Italienern übernahm er die Gesanglichkeit des melodischen Flusses, von den Franzosen das Geistreich-Prickelnde und den gesprochenen Dialog; von Mozart im besonderen lernte er die Kunst der Ensembles (Finales) und die scharfe Charakteristik der komischen Figuren, von den Zeitgenossen ließ er sich in den Stimmungen und in der Wahl der Stoffe beeinflussen. In gewissen Sinne Eklektiker, verschmolz er so verschiedene Elemente doch zu einem eigenartigen Ganzen, das sein

unverwüstlicher sonniger Humor durchleuchtete und dem er in volkstümlichen und gemütvollen Liedern und Romanzen den echt deutschen Einschlag verlieh. Sein Schaffen hatte ein durchaus nationales Gepräge.

Nach Lortzing bricht die Entwicklung beinahe plötzlich ab. Nicolais „Lustige Weiber", Flotows „Martha" und „Stradella" bleiben vereinzelte Erscheinungen. Da beginnt — in Paris seit den sechziger, in Deutschland seit den siebziger Jahren — die Blütezeit der modernen „Operette". Vielleicht nicht mit Unrecht hat man in ihrem Aufkommen den Ruin der komischen Oper gesehen. Die Operette saugte gewissermaßen den Humor der Musiker in sich auf, entzog ihn anderen Gebieten. Was an heiterer, leichter und gefälliger Kunst gedieh, was Witz, Temperament und frohe Laune zustande brachten, das wurde bald bloß noch der Operette geopfert und nur zu oft an gänzlich unwürdige Stoffe verschwendet. Entstanden anfangs noch Meisterwerke ihrer Art, wie die besten Operetten Offenbachs, Lecoqs, Suppés, Millöckers, Johann Straußens, die sich durch musikalische Erfindung und nicht selten durch gediegene Faktur auszeichneten, so sank das Niveau rapide, als sich der Tanz der Operette immer ausschließlicher zu bemächtigen begann. Die Komponisten aber, die diese Wendung der Dinge nicht mitmachen konnten noch wollten, fühlten sich um so mehr in die entgegengesetzte Richtung gedrängt, lenkten um so geflissentlicher in vornehmere Bahnen ein. Die komische Oper näherte sich immer weiter in Stil- und Ausdrucksmitteln dem ernsten Musikdrama, und sehr zu ihrem und ihrer Werke Schaden griffen die Modernen zu dem schweren Rüstzeug der großen Opernkomponisten. Die Leichtigkeit und Grazie, der ungezwungene Humor, gefälliges Wesen und jede Spur von Volkstümlichkeit waren dem musikalischen Lustspiel abhanden gekommen. Kein Wunder, daß selbst die edelsten und wertvollsten Werke keinen Widerhall im Volke fanden, und daß es der Liedertafelei des Neßlerschen „Trompeters" gelang, die nach unterhaltender Kost verlangende Menge vorübergehend anzulocken. Vergebens suchte Hermann Götz in „Der Widerspenstigen Zähmung" ver-

edelnd auf den Geſchmack zu wirken; durch Anpaſſung an den modernen Stil und Aufwendung ſeines reichen Könnens vermochte er kein Stück von zwingender Eindruckskraft auf die Bühne zu bringen. Die zarten aber etwas herben Reize ſeiner Muſik feſſeln wohl die Kenner, die obendrein die Feinheiten der Satzkunſt und der Inſtrumentation bewundern, nicht aber die Menge der Theaterbeſucher, die über das Schickſal eines Werkes entſcheidet. Ähnlich verhält es ſich mit dem „Barbier von Bagdad“, obwohl er, ſeitdem die Dirigentenſtellen der großen Opernbühnen mit fortſchrittlich geſinnten Muſikern beſetzt ſind, des öfteren hervorgeholt wird. Auch Cornelius ſtand nicht die befreiende Heiterkeit zur Verfügung, die ſich ungezwungen gibt, auch erdrückte er ein zierliches, nicht allzu gehaltvolles Scherzſpiel durch die Schwere der aufgewendeten muſikaliſchen Mittel. Noch weniger glücklich war Hugo Wolf in ſeinem an geiſtreicher Muſik gewiß nicht armen, aber völlig undramatiſchen „Corregidor“. Das alles waren intereſſante Verſuche bedeutender Meiſter, aber ſie führten nicht zur Entdeckung des erwünſchten Zieles: das moderne muſikaliſche Luſtſpiel ging nicht aus ihnen hervor. Für das Luſtige ſtellte ſich kein neuer Ausdruck ein, der dem Stil der Zeit entſprochen hätte; das Neue aber in unſrer Muſik war nichts weniger als luſtig. Wohl hatte der Mann, der den Deutſchen ihr nationales Muſikdrama gegeben, auch ein Paradigma für die heitere Oper aufgeſtellt. Aber das wirkte faſt noch mehr verwirrend. In den „Meiſterſingern“ iſt das Ideal eines Singſpiels ins Monumentale geſteigert. Als ſie erſchienen, erkannte man darum nicht einmal ihren wahren Charakter. Allmählich erſt hat ſich eine folgende Generation Verſtändnis für das Weſen und den richtigen Darſtellungsſtil des Werkes erworben. Heute ſehen wir in den „Meiſterſingern“ das Höchſte, was uns das 19. Jahrhundert auf dem Gebiete der muſikaliſchen Komödie hinterlaſſen hat; aber Schule haben ſie nicht gemacht. Im Meiſterſingerſtil iſt zwar von Berufenen und Unberufenen viel komponiert worden, doch nie zum Gewinn des muſikaliſchen Luſtſpiels. Wie Wagner ſeinerſeits an die frühere komiſche Oper in keiner Weiſe angeknüpft

hatte, so wurde auch sein einziges heiteres Werk nicht der Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung. Es war wie seine tragischen Schöpfungen seiner Anschauung vom Wesen des musikalischen Dramas entsprungen und von seiner rein persönlichen Ausdrucksweise bestimmt; es blieb unnachahmlich, eine glänzende, doch einsame Erscheinung.

Das Experimentieren mit der musikalischen Komödie nahm seinen Fortgang. Die ungetrübte Laune der opera buffa, ihr leichter und flüssiger Stil waren selbst bei den romanischen Völkern, wo sie sich am natürlichsten entwickelt und am längsten erhalten hatten, nicht mehr anzutreffen. Weder Frankreich noch Italien brachten in den letzten Jahrzehnten im feinkomischen Genre mehr viel nennenswertes hervor. Da erschien am Ausgang des Jahrhunderts Giuseppe Verdi mit seinem „Falstaff". Der tragischste aller Italiener schreibt in hohem Alter diese nicht nur von genialer Erfindung, sondern auch von sprudelndem Frohsinn erfüllte Partitur! Er konnte lachen, herzlicher als alle Spaßmacher und ohne Bitterkeit, und beschloß, Humorist und Philosoph zugleich, sein Tagewerk mit dieser köstlichen „risata final". Das Merkwürdigste aber ist: hier war der langgesuchte Stil des musikalischen Lustspiels gefunden, wie er glücklicher nicht erdacht werden konnte. Die Art, in der hier Verdi die Ausdrucksfähigkeit und Polyphonie des modernen Orchesters mit durchaus melodischem Gesangstil verbindet; wie er, ohne auf den Formenreichtum der Musik und die Reize des Klangschönen zu verzichten, in sich den Ausgleich zwischen dem Musiker und dem Dramatiker findet; wie er die Komik der Menschen und Situationen aufs schärfste charakterisiert, bei aller psychologischen Tiefe stets leicht, durchsichtig und anmutig, bei aller Lustigkeit, ja Ausgelassenheit edel und vornehm; wie endlich sein Musizieren sich nicht aus theoretischen Spekulationen im Dienst der Dichtung, sondern jederzeit aus sich selbst rechtfertigt, indem es uns seine Schönheit als letzten Grund unsrer ästhetischen Befriedigung zum Bewußtsein kommen läßt — das alles ist unsagbar, ist herrlich und hebt das Werk in die Regionen künstlerischer Offenbarungen. Von diesem „Falstaff" werden Fäden sich in

die Zukunft ſpinnen; er bedeutet den Ausweg aus der Sackgaſſe, in die ſich die muſikdramatiſche Produktion verrennen wollte. Schon jetzt zeigen ſich die Wirkungen, nicht nur auf dem Gebiet der komiſchen Oper.

In Deutſchland regte ſich, wie wir ſahen, in der nachwagneriſchen Epoche das Verlangen nach dem muſikaliſchen Luſtſpiel beſonders lebhaft. In Deutſchland wurde auch der „Falſtaff“ beſonders freudig aufgenommen. Wir wollen aber die Männer nicht vergeſſen, die, unabhängig von Verdi, jeder an ſeinem Teil, einer zukünftigen muſikaliſchen Komödie vorgearbeitet haben. Humperdinck übertrug den Wagnerſtil vom Heroiſchen ins Intime und erreichte in ſeinem Märchenſpiel „Hänſel und Gretel“ ſehr feine Wirkungen. Desſelben Meiſters „Heirat wider Willen“ iſt ein bemerkenswerter Fortſchritt zur feinkomiſchen Oper auf moderner Grundlage. Jüngere Talente, wie z. B. Leo Blech, haben ſich vielfach von Humperdinck anregen laſſen. Siegfried Wagner ſchwebt das Ideal einer romantiſchen „Volksoper“ vor. Was er bis jetzt in dieſer Richtung geſchaffen, iſt ungleich, da er bald in der Volkstümlichkeit bis an die Grenze der Operette geht, bald die ererbten Ausdrucksmittel des hohen Muſikdramas verwendet. Den echten Luſtſpielton hat Eugen d'Albert in ſeinem Einakter „Die Abreiſe“ getroffen. Oſtentativ vermeidet er alles Schwülſtige und Überladene und behandelt einen leichten Stoff in mühelos ſpieleriſcher Weiſe, ſo daß zum erſtenmal wieder Text und Muſik ſtiliſtiſch übereinſtimmten. Eine ſolche Übereinſtimmung ſtrebt auch Wolf-Ferrari in ſeinen Opern an („Neugierige Frauen“, „Vier Grobiane“, „Suſannes Geheimnis“, „Der Liebhaber als Arzt“). Er hat den Mut zum Melodiöſen, Einfachen, Natürlichen und iſt doch intereſſant in der Feinheit der Charakteriſtik und des Details. Bei ihm, dem Halbitaliener, ſchimmert auch wieder das Vorbild Verdis durch, in der Führung der Enſembleſätze und dem Filigranartigen der Arbeit. „Falſtaff“-Einflüſſe ſind wohl auch mit wirkſam geweſen bei der Entſtehung der „Brautwahl“ Buſonis, der im übrigen dem Kolorismus und Impreſſionismus der Jungfranzoſen und gewiſſer deutſcher Komponiſtenkreiſe huldigt. Muſikdrama-

tiſche Anſätze, die für die Komödie nutzbar gemacht werden konnten, zeigt ferner Smetanas „Verkaufte Braut“, die zwar ihrer Entſtehungszeit nach nicht hierher gehört, aber infolge ihrer ſpäten Verbreitung doch eigentlich erſt jetzt zur Wirkung gekommen iſt. Sie bietet ein Beiſpiel, wie das Nationale (in dieſem Falle das Slawiſche) an ſich ſchon zur dramatiſchen Charakteriſierung und als Erreger lebensfreudiger Stimmungen herangezogen werden kann. — In unſern Tagen endlich hat Richard Strauß mit dem „Roſenkavalier“ gezeigt, wie er ſich das muſikaliſche Luſtſpiel denkt. Sicherlich hat er dabei aus dem Verlangen ſeiner Zeit heraus geſchaffen, deren echtes Kind er iſt und deren Denken und Empfinden, Wünſchen, Leiden und Hoffen ſich ſtets in ſeinen Werken ſpiegelt. Nach den Erſchütterungen der „Salome“ und „Elektra“ mußte die, natürlich künſtleriſch wertvolle Unterhaltungsoper kommen, die dem Theaterbeſucher wieder die Freude ruhigen Genießens geſtattet. Die Wahl des Wiener Rokokomilieus mit ſeiner Atmoſphäre ſchwüler Sinnlichkeit, die Miſchung von äußeren Geſchehniſſen und pſychologiſchen Vorgängen, von burlesken und lyriſchen Elementen, die Ökonomie in der Verteilung feſſelnder und wirkſamer Höhepunkte: ſie waren ebenſo berechnet, wie die Wandlung der Muſik, die zu klaren melodiſchen Gebilden, zu tonalen Verhältniſſen, zu Enſembleſätzen, ja ſogar zu Tanzrhythmen zurückkehrte. In den heiteren Partien der „Ariadne“ iſt Strauß noch weiter gegangen; hat ſich den ſeit Wagner verpönten Koloraturgeſang dienſtbar gemacht (zu parodiſtiſchen Zwecken), in inſtrumentalen Szenenmuſiken entzückende Beiſpiele einer ganz neuartigen feinkomiſchen Charakteriſierungskunſt geſchaffen und den Geiſt der alten opera buffa in neuem muſikaliſchen Gewande wieder aufleben laſſen.

Man ſieht: ſoviel komiſche Opern, ſoviel verſchiedenartige Stile und Darſtellungsformen. Das alles ſind Anſätze zu einer Bewegung auf das gleiche gemeinſame Ziel: das moderne muſikaliſche Luſtſpiel. Man ſoll in der Kunſtgeſchichte nichts vorausſagen; aber wenn man aus der Sehnſucht einer Zeit das kommende Kunſtideal herausleſen kann, ſo wird dieſe Gattung manches Schöne, das ver-

loren ging, der Musik zurückgewinnen. Sie wird keine Nachahmung sein, weder von Mozart noch Lortzing noch Verdi, denn nur was dem ewig wechselnden lebendigen Empfinden entsprießt, hat Wert und Bedeutung. Sie wird sich allein schon den modernen literarischen und dramaturgischen Ansprüchen, auf die wir nicht mehr verzichten können, anpassen müssen. Aber sie wird den Ballast des Grüblerischen von sich werfen, sie wird wieder leicht und anmutig sein. Sie wird die Notwendigkeit des Architektonischen und die Schönheit des Maßvollen predigen und für das Heitere und Komische den natürlichen, zeitgemäßen Ausdruck finden. Und dieser Ausdruck wird dann „melodisch" sein. Vielleicht ist Richard Strauß der Mann, der uns dies Kunstwerk der Zukunft zu schenken hat; vielleicht sind es die Romanen, die es uns bringen, die Nachfolger Verdis; oder ein Ungeahnter ist schon auf dem Wege und stößt mit überraschenden Taten alle Wünsche und Vermutungen um. Soviel steht fest: Ein genialer Erfinder muß es sein, denn gerade in der heiteren Kunst ist Mangel an Erfindung durch nichts zu verdecken. Der letzte große Aufschwung, den die Geschichte verzeichnet, vollzog sich im ernsten Musikdrama. Möglich, daß nun die musikalische Komödie an die Reihe kommt und als vollkommenster Ausdruck der herrschenden Ideen ihre höchste künstlerische Entwicklung erlebt.

Talweg

Es war ein Laubgedräng, —
Gesprengt war jede Hülle!
Das breite Tal schien eng
Vor lauter Sommerfülle,
Die Wege buschig, schmal;
Die Wiesen hoch von Blüten.
Fast ängstlich schien das Tal
Noch unseren Weg zu hüten.

Frida Schanz

Das einäugige Haus

Von

Max Dauthendey

Dort ſteht auf der Höh' ein einäugig Haus.
Nie geht ein Menſch dort ein und aus.
Der Wald umrauſcht es in der Rund',
Die Amſel beſingt es zur Abendſtund'.
Sein Fenſter ſieht auf Meilen hin.
Ich glaub', es wohnt Frau Sehnſucht drin.
Im Haus dort wohnt bei Waſſer und Brot
Die Frau mit ihrer unſeligen Not.
Frau Sehnſucht hat dort ihr ſchmales Dach,
Und drunter ſieht ſie den Wolken nach.
Bei Gott, mein Fuß kann nichts dafür,
Stets lockt es ihn zu des Hauſes Tür.
Und auch mein Auge ſchleicht herum,
Nachts ſieht ſich's nach dem Haus noch um.
Ich möchte nur einmal im Zimmer dort ſtehn,
Frau Sehnſucht von Aug' zu Auge ſehn.
Man ſagt, ſie ſei die grauſamſte Frau,
Und ihr junger Scheitel ſei ſilbergrau.
Sie lockt und tötet, erzählt mir der Wald.
Frau Sehnſucht, ach, öffne Sie mir doch bald!

Wiener Klatsch

Gesellschaftsszene

von Raoul Auernheimer

Personen

Hofrat Fensch
Frau Lisa Ressel
Ein Herr im marineblauen Anzug

Im Schwarzenbergpark, Ende September. Der schöne Garten ist um diese Jahreszeit und Stunde — fünf Uhr nachmittags — nur noch recht spärlich besucht. In der Mittelallee ein paar spielende Kinder, von Erwachsenen bewacht, die zum Aufbruch mahnen; auf einsamen Bänken, da und dort, ein alter Mann, eine alte Frau, die sich sonnen; und in den Seitenalleen unter den hohen, jetzt schon in Gobelinfarben prangenden Bäumen einige wenige Spaziergänger, deren Schritt das zitronengelbe, welke Laub in eine unheimlich raschelnde Bewegung versetzt.

Zu diesen wenigen Spaziergängern gehört auch der Hofrat Fensch, ein Mann in den besten Jahren, mit einem Schauspielergesicht, einer hohen, schlenkrigen Gestalt und temperamentvollen Bewegungen. Er ist salopp gekleidet, hat den Hut — einen weichen, abgetragenen Filz — salopp aus der Stirne gerückt und geht mit bummelhafter Nachlässigkeit. Dennoch gelingt es ihm nicht, was er offenbar anstrebt: wie ein Bohemien auszusehen. Denn in der Art, wie er auf jede Eleganz verzichtet, liegt unleugbar eine gewisse Eleganz.

Auf der zweiten Terrasse angelangt — der Schwarzenberggarten hat drei, für Liebende sogar vier — bleibt der Hofrat stehen und blickt, nach einer Anregung suchend, mit

ſeiner gewöhnlichen ironiſch gelangweilten Miene grimaſſierend im Kreis umher. Eine kleine Gouvernante, die mit zwei weißgekleideten Babies um einen hochbetagten Kaſtanienbaum herum auf eine ſehr muntere Art Fangen ſpielt, lockt ihn noch um ungefähr dreißig Schritte weiter, tiefer in den Park hinein. Doch entpuppt ſie ſich, wie faſt alle Dinge, denen ſich der ebenſo launenhafte wie anſpruchsvolle Hofrat nähert, bei aufmerkſamerer Betrachtung als eine Enttäuſchung. Er will umkehren, bemerkt jedoch, da er ſich eben anſchickt, dies zu tun, in einer dem hochbetagten Kaſtanienbaum benachbarten Meierei eine elegante Dame, die, ein Getränk mit Zuhilfenahme eines durch den Schleier geſteckten Strohhalmes langſam in ſich ſaugend, ihm zuzulächeln ſcheint. Der Hofrat wittert ein Abenteuer, tritt näher und erkennt — abermals enttäuſcht — ſeine alte Bekannte, die glücklicherweiſe noch immer ſchöne Frau Liſa.

Hofrat

Küſſ' die Hand, gnädige Frau.

Frau Liſa

Grüß' Sie Gott, lieber Hofrat.

Hofrat

Hab' keine Ahnung gehabt, daß Sie ſchon wieder in Wien ſind. —

Frau Liſa

Ich bin's eigentlich noch gar nicht. Die Wohnung wird „gründlich" gemacht. Ich krieg' zu Hauſe nicht einmal einen Tee —

Hofrat

Und deswegen trinken Sie hier eine Grenadine...

Frau Liſa

Sie bemerken aber auch alles!

Hofrat

Ja. Obwohl ich bei der Polizei bin. — Wie geht's denn dem Max?

Frau Liſa

Der iſt noch auf der Jagd.

Hofrat

Alſo allein mit den Kindern?

Frau Liſa

Die Mädeln ſind im Inſtitut, der Bub' iſt in Kalksburg —

Hofrat

Ah! Alſo ganz allein!

(Sieht ſie forſchend an)

Frau Liſa

(unbefangen)

Ja, denken Sie nur! Seit drei Tagen.

Hofrat

Großartige Gelegenheit, etwas zu erleben.

Frau Liſa

Mein lieber Hofrat, wenn man eine ſechzehnjährige Tochter hat! —

Hofrat

Tochter ſchützt vor Torheit nicht ... Ich glaub' faſt, Sie haben dahier ein Rendezvous!

Frau Liſa

Aber Herr Hofrat! Wie kann man denn ſo etwas ſagen?

Hofrat

(argwöhniſch)

Schwarzenberggarten — Meierei —

Frau Liſa

Alſo wie kommen Sie überhaupt zu einer derartigen Vermutung?

(Lorgniert, während ſie ſpricht, nach der Allee, die vom Eingang heraufführt)

Hofrat

Wie ich dazu komme? Vor allem: Wenn Sie kein Rendezvous hätten, ſo hätten Sie mich bereits eingeladen, Platz zu nehmen —

Frau Liſa

(etwas gezwungen)

Bitte!

(Sie weiſt auf einen leeren Stuhl)

Hofrat

Danke. Will lieber nicht ſtören.

Frau Liſa

Alſo mit anderen Worten: Sie haben ein Rendezvous.

Hofrat

Oho! Retourkutschen! — Gut, ich setz' mich.

Frau Lisa

(blickt wieder die Allee hinunter)

Ich werde allerdings nur wenige Minuten Ihre Gesellschaft genießen können. — Die Tapezierer erwarten mich.

Hofrat

(der mittlerweile beim Kellner seine Bestellung gemacht hat)

Um so liebenswürdiger, daß Sie mir diese kurze Audienz gewähren. — Wie ist's Ihnen den ganzen Sommer über ergangen? Man hat ja gar nichts von Ihnen gehört.

Frau Lisa

Wir waren im Ausland — in der Schweiz. Ich find', es tut einem sehr gut, eine Zeitlang weit weg zu sein — keine Wiener Gesichter zu sehen — keinen Tratsch zu hören —

Hofrat

Wundert mich nur, daß Sie das ausgehalten haben.

Frau Lisa

Ich? Na, da kennen Sie mich aber schlecht. Ich hasse den Klatsch —

Hofrat

So wie ich.

Frau Lisa

Und er verleidet mir zeitweise den Aufenthalt in unserer geliebten Vaterstadt, die ja alle möglichen Vorzüge hat, aber in dieser Beziehung — — —

Hofrat

Ja, da haben Sie wohl recht. Tratschen tun die Wiener mehr als alle andern Völkerschaften zusammen.

Frau Lisa

Woher das kommen mag? Sind sie so boshaft, so mißgünstig, so —?

Hofrat

Hauptsächlich, glaub' ich, so liebenswürdig.

Frau Lisa

So liebenswürdig?

Hofrat

Ja. Das ist wohl der Hauptgrund. Unsere Landsleute sind nämlich berühmt liebenswürdig. Und weil sie so liebenswürdig sind, machen sie fortwährend Bekanntschaften. Und weil sie in einemfort Bekanntschaften machen, sind sie den ganzen Tag in Gesellschaft. Und weil sie immer in Gesellschaft sind, geht ihnen natürlich der Gesprächsstoff aus. Und da hilft man sich dann eben und richtet seine Nebenmenschen aus —

Frau Lisa

— und hin.

Hofrat

(nickt)

Aus Liebenswürdigkeit.

(Beginnt Kaffee zu trinken)

Frau Lisa

Also wenn das so ist, da muß ich schon sagen, daß mir die unliebenswürdigen Menschen lieber sind.

Hofrat

Mir auch. Bedeutend.

Frau Lisa

Es gibt doch nichts Gemeineres als den Tratsch.

Hofrat

Ja. Und wissen Sie, was das Allergemeinste ist am Tratsch? — Daß wir alle tratschen.

Frau Lisa

Na, erlauben Sie! —

Hofrat

Ich mein' natürlich nicht uns. Aber im allgemeinen —

Frau Lisa

Das ist übertrieben. Ich meinerseits find' diese Art der Unterhaltung einfach öd', uninteressant —

Hofrat

Natürlich. Das ist's ja, was ich immer sag'. Was interessiert's mich, daß sich — (nach einem passenden Beispiel suchend) die Linnie Baier scheiden läßt?

Frau Lisa

(wie von einer Wespe gestochen)

Was? Die Linnie Baier? —

Hofrat

Freilich. Ja wissen Sie denn das noch nicht?
(Tunkt, gemütsruhig, das entzweigebrochene Kipfel in den Kaffee)

Frau Lisa

Ich hab' Ihnen doch gesagt, daß ich sechs Wochen im Ausland war. Und seit meiner Rückkehr hab' ich noch mit keinem Menschen gesprochen.

Hofrat

Aber dann wissen Sie am End' noch gar nicht, wie er ihr draufgekommen ist?

Frau Lisa

Wer?

Hofrat

Der Doktor Baier — seiner Frau.

Frau Lisa

Nein — auf was denn?

Hofrat

Auf was kommt man einer Frau?

Frau Lisa

Was? Sie hat —?

Hofrat

Mit dem Viki Steiner. Der wird sie ja auch heiraten.

Frau Lisa

Aber nein! Der Viki Steiner hat doch die ganze Zeit der Tesi Inwald den Hof gemacht.

Hofrat
(lacht)

Sind Sie ihm also auch aufgesessen!

Frau Lisa

Aufgesessen! Ich weiß es ganz bestimmt. Aus allerbester Quelle. Die Tesi und ich — wir haben dieselbe Masseurin —

Hofrat

Die Tesi hat's natürlich geglaubt. Aber in Wirklichkeit war sie nur der Paravent. Die ganze Hofmacherei war für die Galerie —

Frau Lisa

So was! (Entrüstet) Da sieht man, wie vorsichtig eine Frau sein muß ... Man hätte doch drauf geschworen,

daß ... Der eigene Mann, ich bitte Sie! Er war ja so eiferſüchtig —

Hofrat

In der falſchen Richtung —

Frau Liſa

So eiferſüchtig, daß er nicht einmal ein Hehl daraus gemacht hat. Im Klub hat er alle ſeine Bekannten gefragt: „Alſo was ſagen Sie, wie der Viki meiner Frau nachläuft?“ Viki Steiner — das war ſein drittes Wort. Zuletzt hat er überhaupt von nichts anderem mehr geredet.

Hofrat

(ſentenziös)

Derjenige, von dem der Mann fortwährend ſpricht, der iſt's nie. Derjenige, den er mit keiner Silbe erwähnt — der iſt's.

Frau Liſa

Im Gegenteil, lieber Hofrat: Derjenige, von dem er immer ſpricht — der wird's.

Hofrat

(lachend)

Auch eine Methode. Führt auch ans Ziel. — Aber in unſerem Fall war's umgekehrt. Die Teſi war, wie ſich herausſtellt, die Geprellte. Das heißt, wenn nicht vielleicht auch ſie hinter dem Paravent —

Frau Liſa

Dazu iſt ſie viel zu unkompliziert.

Hofrat

Unkompliziert? Man könnt's auch dumm nennen.

Frau Liſa

(entſchieden abwehrend)

Nein, nein. Dumm iſt die Teſi nicht. Sie iſt ungebildet, oberflächlich, leer — aber dumm iſt die Teſi nicht.

Hofrat

Ich ſeh' ſchon, Sie nehmen Ihre Freundinnen in Schutz.

Frau Liſa

Und unterſcheide mich dadurch von den meiſten Frauen. (Lebhaft einſetzend) Wiſſen Sie, was ſie noch iſt? Taktlos, plump, ordinär, anmaßend und charakterlos — aber dumm

iſt ſie nicht, die Teſi. Ich mag das nicht, wenn man über Abweſende herfällt ...

Hofrat

Alſo, ich erzähl' ja nur, was man mir erzählt hat. Man hat halt den Namen des Grafen Wildenberg genannt.

Frau Liſa

Was? Vom Bodo Wildenberg? Der jetzt das Malheur mit der Schweſter hat.

Hofrat

Mit der Henriett'? Davon weiß ich ja gar nichts.

Frau Liſa

Aber nein! Nicht möglich! Sie leben in Wien, und ich, die ich aus der Schweiz komme, muß Ihnen erzählen, daß die Henriett' Wildenberg mit ihrer Tant', der Stiftsdame, nach den Kanariſchen Inſeln gereiſt iſt ... Angeblich iſt die Komteſſ' bruſtkrank —

Hofrat

Sie iſt alſo nicht bruſtkrank —?

Frau Liſa

So wenig wie ich ... Aber ich ſehe ſchon, Sie haben keine Ahnung von den Vorgängen auf Schloß Wildenberg ... Alſo laſſen Sie mich lieber ſchweigen. Es intereſſiert Sie ja auch weiter nicht, da Sie die Wildenbergs doch gar nicht kennen.

Hofrat

Was in der Ariſtokratie vorgeht, intereſſiert immer, und je weniger man die betreffenden Leute kennt, um ſo mehr. — Übrigens wär' das Leben ſterbenslangweilig, wenn man nur über perſönlich Bekannte tratſchen dürfte.

Frau Liſa
(etwas verletzt)

Bitte ſehr, lieber Hofrat, was ich erzähle, iſt kein Tratſch ... Man nennt ja ſogar den Vater des Kindes —

Hofrat

Den Vater des — —?

Frau Liſa

Jawohl ... Ich kenne den Namen, und wenn ich klatſchſüchtig wäre —

Hofrat

Seien Sie's doch, bitte. Eigennamen ſind die Würze des Geſprächs.

Frau Liſa

Nein — lieber nicht. Man ſoll ſolche Geſchichten nicht weitertragen ... Der Ruf eines jungen Mädchens iſt ſo raſch beſchädigt ... Und dann, was geht's uns an? (Eifrig, näher rückend) Erzählen Sie mir lieber, wie er ihr drauf gekommen iſt.

Hofrat

Wer? Wem?

Frau Liſa

Na, der Rudi Baier ſeiner Frau.

Hofrat

Ach ſo. — Genau wie der Herr von Urbacher der ſeinigen.

Frau Liſa

... Warten Sie, laſſen Sie mich nachdenken!
(Lorgniert wieder nach der Allee)

Hofrat

Der hat doch auch einen anderen in Verdacht gehabt.

Frau Liſa
(ſich erinnernd)

Einen Herrn aus dem Jockeyklub. Einen Baron —

Hofrat

Ganz richtig. Die Irma von Urbacher hat ja von jeher an der Baronitis gelitten.

Frau Liſa

Baronitis — das iſt ſehr gut.

Hofrat

Eine ſehr verbreitete Wiener Frauenkrankheit.

Frau Liſa

Ich höre ... Aber bei der Irma war's doch eigentlich ſchon mehr eine — wie ſoll man ſagen — eine Durchlauchtitis.

Hofrat

Das erzählt der Mann, weil er ein Snob iſt ... Es iſt aber nicht wahr. Wahr iſt hingegen, daß der Baron Ottenſchlag tatſächlich der Irma eine Zeitlang den Hof gemacht hat — natürlich ohne daß der Herr von Urbacher davon etwas gewußt hat ...

Frau Liſa

„Der Mann muß nicht von allem wiſſen," wie der alte Ottenſchlag zu ſagen pflegt.

Hofrat

Jawohl. Das ist bei den Ottenschlags ein Familienprinzip ... Auch der Herr von Urbacher hätte nichts erfahren, wenn ihm nicht eines Tages ein unbekannter Freund einen anonymen Brief geschrieben hätte. Da wird er argwöhnisch, beginnt die Irma zu beobachten und läßt sich einmal, in ihrer Abwesenheit, von einem Schlosser ihren Schreibtisch aufsperren. Was findet er? Zwei, drei ziemlich gleichgültige Billette vom Baron und eine ausgewachsene Poste restante-Korrespondenz mit einem bekannten Wiener Schauspieler, der zwei Jahre vorher auf einer Soiree bei den Urbachers mitgewirkt und dafür vom Hausherrn ein Honorar von 500 Kronen erhalten hat.

Frau Lisa
(lacht behaglich)

Vom Urbacher, der doch ein berühmter Schmutzian ist! ... Übrigens soll ja die Menage in der letzten Zeit bedeutend besser geworden sein.

Hofrat

Ja. Manche Ehen befestigen sich erst, wenn sie —

Frau Lisa

— gebrochen werden.

Hofrat

Andere freilich fallen auseinander. Der Doktor Baier beispielsweise zeigt sich nach einer ähnlichen Entdeckung völlig unversöhnlich. Der Geschmack der Ehemänner ist eben verschieden ... Allerdings muß man bedenken, daß der Viki Steiner sein bester Freund war. Und der Baier hat keine Ahnung gehabt ...

Frau Lisa

Immer dieselbe Geschichte! Daß die Männer so dumm sind. Die Augen offenhalten — man möcht' nicht glauben, daß das gar so schwer ist. Aber die wenigsten treffen's.

Hofrat

Na, übern Max können Sie sich in dieser Beziehung wohl nicht beklagen. Der ist ja eifersüchtig wie ein Türk'!

Frau Lisa
(seufzt)

Er lebt auch sonst wie ein Türk' ... Das hängt wohl irgendwie zusammen ...

Hofrat

Eifersucht und Vielweiberei meinen Sie? Kann schon sein ... Aber, was haben Sie denn, gnädige Frau?

Frau Lisa

(hat durch das Lorgnon einen Herrn in marineblauem Anzug entdeckt, der langsam die Allee heraufkommt)

Ich? — Nichts. (Wirft einen Blick auf die kleine Uhr, die sie en bracelet am Handgelenk trägt) Ich seh' nur soeben, daß es bereits halb sechs ist, und da — (winkt dem Kellner)

Hofrat

Ja so, die Tapezierer!

Frau Lisa

(indem sie zahlt)

Sie bleiben wohl noch?

Hofrat

Ja, ich werd' mir noch die Abendblätter anschauen ... (Lisa nimmt ihre Handschuhe) Wirklich schad', daß Sie schon gehen, gnädige Frau! G'rad' jetzt, wo wir so famos im Zug waren, unsere Nebenmenschen zugrund' zu richten —

Frau Lisa

Fortsetzung folgt, lieber Hofrat. (Sie steht auf) Aber das nächste Mal wollen wir nicht wieder medisieren. Ich mach' mir eigentlich immer ein Gewissen daraus. Es ist doch gar nicht nett, über Abwesende ...

(Sie winkt, während sie die Handschuhe anzieht, in diskreter Weise dem Marineblauen, umzukehren. Er mißversteht den Wink und beschleunigt sein Tempo)

Hofrat

Aber ich bitt' Sie, es kommt an jeden die Reih'. Wird auch an Sie kommen.

Frau Lisa

An mich? Wieso?

Hofrat

Was den Tratsch anbelangt — meine ich.

Frau Lisa

(etwas pikiert)

Ach so! Nun, in dem Punkt hab' ich mir gewiß nichts vorzuwerfen. (Hofrat zieht eine Grimasse) Bitte sehr! — Auch die Geschichte mit der Henriett' Wildenberg — Sie dürfen nicht glauben, daß ich getratscht habe. Die Sache ist leider notorisch. Die arme Henriett' war im Frühjahr mit ihren Eltern in Brioni — sie ist verführt worden,

von einem Marineoffizier — und jetzt — reist sie eben nach den Kanarischen Inseln. — Schließlich, das kommt in den besten Familien vor.

Hofrat

Nur in den besten Familien. Arme Leut' reisen nicht nach den Kanarischen Inseln. — Übrigens, in dem Brioni muß es zugehen!

Frau Lisa

(nimmt ihr Täschchen)

Überall geht's zu ...

(Sie gibt jetzt dem marineblauen Herrn mit dem Taschentuch krampfhaft Signale, eine andere Richtung einzuschlagen. Worauf dieser, der das Zeichen abermals mißversteht, lebhaft zu grüßen und mit dem Hut zu winken beginnt)

Hofrat

Na ja ... die Sache ist nur die, daß es nicht überall Marineoffiziere gibt ... (Etwas befremdet, die Gebärdensprache der Frau Lisa beobachtend) Ja, was machen Sie denn?

Frau Lisa

Ich verjage eine lästige Mücke. — (Plötzlich sehr liebenswürdig) Was sagten Sie eben von den Marineoffizieren, lieber Freund?

Hofrat

Ich sag' gar nichts ... Aber die böse Welt erzählt sich allerhand ... Da soll sich zum Beispiel unlängst in Brioni eine Dame —

Frau Lisa

(interessiert)

Eine Dame? — (Sie sieht verzweifelt den marineblauen Anzug elastischen Schrittes immer näher kommen und hält es unter diesen Umständen für ratsamer, stehenzubleiben) Eine Dame, sagten Sie?

Hofrat

Eine Dame der besten Wiener Gesellschaft mit einem Schiffsleutnant — warten Sie, wie hat er nur geheißen? — So ein slawischer Name, auf itch —

Frau Lisa

Auf itch?

(Sie stützt sich unwillkürlich auf eine Sessellehne)

Hofrat

Haben recht! Setzen S' sich noch ein bisserl. Die Tapezierer sollen warten.

Frau Lisa

(hört bereits die Schritte des marineblauen Herrn)

Nun — was ist's mit der Dame und dem Schiffs-

leutnant? ... (Krampfhaft lächelnd) Oder ſagten Sie Korvettenkapitän?

(Sie dreht jetzt dem Marineblauen oſtentativ den Rücken)

Hofrat

(eifrig)

Nein, nein! Schiffsleutnant. Ein junger, ſchöner, verliebter Marineoffizier. Er lernt unſere Dame kennen, macht ihr den Hof — und bereits nach drei Tagen iſt dieſer beneidenswerte Marineur in der größten Gefahr, das Schiff zu verſäumen, das um Mitternacht von Brioni nach Pola fährt und die galanten Offiziere in ihre Garniſon zurückbringt ... Der Dampfer pfeift und pfeift — vergeblich. Da, im allerletzten Augenblick, kommt der Seeheld zu Land dahergerannt, will ſich eben in das bereits abfahrende Schiff ſchwingen, als plötzlich aus dem Dunkel der Nacht eine Frauenſtimme zu rufen beginnt: „Herr Leutnant, Herr Leutnant — Sie haben Ihren Säbel vergeſſen.“ Und die Dame erſcheint — einen Säbel ſchwingend — im Schlafrock —

Frau Liſa

(mit äußerſter Selbſtbeherrſchung)

Es war ein Abendkleid.

Hofrat

Wie? Sie wiſſen —?

Frau Liſa

Ich war auf der Rückreiſe von der Schweiz vorige Woche ein paar Tage in Brioni.

Hofrat

Aber dann können Sie mir wahrſcheinlich ſagen, wer die Dame —

Frau Liſa

Das, lieber Hofrat, kann ich Ihnen leider nicht ſagen ... Obwohl Eigennamen — (Das Wort bleibt ihr vor Entſetzen im Halſe ſtecken, da ſie bemerkt, daß der Marineblaue ſie umgangen hat und ſoeben am Nebentiſche Platz nimmt) Adieu, lieber Freund.

(Sie wirft einen verzweifelten Blick zum Nebentiſch hinüber)

Der Herr im marineblauen Anzug

(quittiert dieſen Blick mit einem ſehr artigen, reſpektvollen Gruß. Steht auf und nähert ſich Liſa förmlich)

Gnädigſte erinnern ſich meiner wohl nicht mehr? (Militäriſch) Schiffsleutnant Martinovics aus Pola ...

Hofrat

Martinovics ... Milan Martinovics? —

(In seinem Gesichte blitzt es)

Der Herr im marineblauen Anzug

(runzelt, unter dem Eindruck dieses Blitzes, die Stirne)

Wie beliebt?

Hofrat

(sich mit den Fingerspitzen den Mund verschließend)

Pardon! ... (Hierauf, sich vorstellend) Hofrat Fensch.

Der Herr im marineblauen Anzug

(kühl)

Sehr angenehm.

(Er wendet sich, als existierte der Hofrat nicht, an die völlig ratlose Frau Lisa, die bald rot, bald blaß wird)

Frau Lisa

(sich mühsam findend)

Nein — wie Sie da plötzlich aus dem Boden gewachsen sind!

Hofrat

(mit Humor)

Ja. Das möcht' man dem Schwarzenberggarten auch nicht ansehen, daß da Schiffsleutnants wachsen — noch dazu solche in Zivil ... Nichts für ungut, Herr Schiffsleutnant! — Ich habe die gnädige Frau hier getroffen, wir haben zusammen ein bisserl geplaudert —

Frau Lisa

(mühsam)

Getratscht —

Hofrat

Und jetzt geh' ich die Abendblätter lesen. Küss' die Hand, meine Gnädige. — Habe die Ehre, Herr von Martinovics — (Schwenkt mit übertriebener Höflichkeit den Hut) Schöne Empfehlung an den Herrn Gemahl — wenn er von der Jagd zurückkommt ...

(Entfernt sich mit verjüngter Anmut und dem glücklichen Gesichtsausdruck eines Mannes, der unversehens einen Schatz gefunden hat)

Frau Lisa

(nachdem der Hofrat außer Hörweite ist, die behandschuhten Hände zusammenschlagend, vorwurfsvoll-zärtlich)

Da haben Sie mich in eine schöne Situation gebracht, Milan ...

Der Schauſpieler Garrick mit ſeiner Frau
Von James Scouler

(Sammlung Mühſam, Berlin)

Bildnis einer französischen Dame
Von Jean Honoré Fragonard

(Sammlung Dr. W. Herbst, Bremen)

Das Miniaturportrait

Ein Spaziergang in die gute alte Zeit

Von Dr. Paul Weiglin

Man könnte auch hier bei den alten Ägyptern beginnen und mit gewichtigem Schritt und ernsthafter Miene durch die Kunstgeschichte der späteren Völker und Zeiten wandeln. Man würde bei antiken Vasenmalereien, Münzen und Medaillen verweilen und mit Sorgsamkeit die Prachthandschriften des Mittelalters durchblättern. Man würde dann in der Renaissance die Entstehung einer neuen Bildniskunst erleben und endlich auf Hans Holbein den Jüngeren stoßen als auf den ersten Porträtminiaturisten von fortwirkender, schulbildender Bedeutung. Aber wir wollen nur gelegentlich weitere historische Umschau halten; wir wollen bescheiden sein und uns an einem gemütlichen Schlendergang in die gute alte Zeit genügen lassen, die diese liebenswürdige Kleinkunst in ihrer höchsten Blüte gefunden hat.

Schicken wir ein paar technische Bemerkungen voraus! Der charakteristische Malgrund für die Miniaturmalerei des Jahrhunderts von 1750 bis 1850 ist das Elfenbein. Seit ungefähr 1700 wendet man es statt des Emails an, dessen Behandlung mehrmaliges Brennen erforderte und deshalb recht mühsam und ziemlich kostspielig war. Man malt zunächst auf dicken, undurchsichtigen Elfenbeinplatten, gewöhnlich den Innendeckeln der damals sehr gebräuchlichen Dosen. Sie pflegte der Rigaer Klingstedt, der „Raphaël des tabatières", mit seinen oft etwas gewagten Pergamentminiaturen zu schmücken. Man weiß nicht, ob er selbst es war oder ein anderer, der zuerst versuchte, statt auf das Pergament gleich auf die für den Zweck rauh gemachte Fläche des Elfenbeins zu malen. Jedenfalls begann man erst um die Mitte des Jahrhunderts, das kostbare Material

für die Bemalung in ganz feine Plättchen zu zerſchneiden, die man gern mit einem Silberblatt unterlegte. Der milde Schimmer des herrlichen Stoffes kam den zarten Wirkungen der Miniaturmalerei aufs Glücklichſte entgegen. Selbſt das Porzellan konnte mit ihm nicht in Wettbewerb treten. Nur noch ausnahmsweiſe wird das Pergament verwandt, und erſt das ſparſame 19. Jahrhundert malt vielfach auf Papier. Die ältere Technik des Emails empfiehlt ſich daneben noch immer wegen ihrer hohen Widerſtandsfähigkeit, namentlich auch gegen die Schädigungen des Sonnenlichtes.

Das Miniaturporträt trägt ſchon ſeiner Kleinheit wegen intimen Charakter und dient in dem hier näher betrachteten Jahrhundert häuslichen und geſellſchaftlichen Zwecken. Das war, wenn auch nicht ſo ausſchließlich, ſchon früher der Fall. Von dem Miniaturiſten Giulio Clovio, dem Freunde Giulio Romanos, dem Illuſtrator des Danteſchen Paradieſes und der Siege Karls V., berichtet der kundige Giorgio Vaſari: „Ich kenne einige Privatperſonen, welche kleine Kaſſetten beſitzen, die prächtige Porträts von ſeiner Hand enthalten, von Fürſten und ihren Freunden oder Damen, die ſie geliebt haben.“ Es iſt nicht zu verwundern, daß dieſe geſellige Kunſt ſich am fruchtbarſten entwickelte im Jahrhundert der Geſelligkeit.

Das Ideal der Porträtmalerei iſt für eine immer ſtärker der Repräſentation geneigte Zeit Anton van Dyck. Er iſt der erlauchte Ahnherr, das ungemeſſen bewunderte Vorbild auch der Meiſter des Miniaturporträts, denen die komplimentenluſtige Sprache des Rokokos keine gewähltere und wirkungsvollere Schmeichelei zu ſagen wußte, als wenn ſie dieſen oder jenen aus der Gilde den kleinen van Dyck benannte. Denn der Antwerpener Meiſter verfügte über das, was die Zeit am eifrigſten und glücklichſten erſtrebte: über Nobleſſe.

So glänzend ſich die Bildniskunſt des 18. Jahrhunderts darſtellt, nicht nur in Frankreich und England, ſondern auch in Deutſchland, wie uns in dieſem Jahre die Darmſtädter Schau erneut zu Gemüte geführt hat: dieſes Streben nach Nobleſſe um jeden Preis iſt oft ſehr teuer be-

Bildnis einer französischen Dame
Von Chevalier de Chateaubourg

(Sammlung Mühsam, Berlin)

Miniatur eines unbekannten französischen Künstlers
(Sammlung Mühsam, Berlin)

Von einem unbekannten deutschen Künstler um 1800
(Sammlung Kappel, Berlin)

zahlt worden, namentlich im Frauenporträt. Es ist nicht die Tracht allein, die die Rokokodamen einander so ähnlich macht, sondern es schwebt dem Künstler wie seinem Modell ein ausgeglichen vornehmer, ein wenig süßlicher Schönheitstypus vor, dem möglichst nahezukommen wünschenswert ist. Auch die große Masse der Porträtminiaturen ist von dieser Gefahr nicht verschont geblieben, so gern und leicht wir bei der Niedlichkeit des Gegenstandes darüber hinwegsehen.

Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, die Miniaturmalerei mit ernsteren Augen anzusehen, statt sie als eine bloße Spielerei zu betrachten. Sie war — so konnte man beinahe sagen — eine namenlose Kunst; die „unbekannten Meister" hatten und haben wohl auch heute noch die Mehrheit; sind doch auch unter den hier vereinigten Bildchen drei, die wir höchstens der Nationalität nach bestimmen können. Die Liebhaber und Sammler sind wie so oft in ähnlichen Fällen den Gelehrten in der Schätzung dieser gemalten Kleinigkeiten vorangegangen, und nun bemüht sich die Wissenschaft in umfangreichen und kostbar ausgestatteten Werken, den Bestand an Miniaturen aufzunehmen und zu ordnen. Das Leben und Schaffen eines so großen Meisters wie Heinrich Friedrich Fügers überblicken wir ziemlich, aber immer wieder tauchen Namen auf, von denen die Kunstgeschichte sonst gar nichts weiß, und wir finden Miniaturen, deren Schöpfer niemand kennt, so meisterlich sie auch gemalt sind. Dieser Umstand deutet auf zweierlei hin: mancher bedeutende Künstler wird, wie wir das von dem klassizistischen Historienmaler Füger wissen, Miniaturen zum Broterwerb gemalt haben, ohne auf diese Nebenbeschäftigung besondern Wert zu legen, und sodann, was wichtiger ist: es hat einen guten Durchschnitt von Miniaturisten bloß örtlicher Bedeutung gegeben, die in ihrem Wirkungskreise etwa unsern Photographen entsprachen.

Man hat die Miniaturmalerei bis in die achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts gepflegt; doch war das schließlich nur eine Liebhaberei, die man gelegentlich einmal befriedigte, ohne sie im übrigen zu entbehren. Die Zeit war härter geworden und hatte keinen Sinn mehr

für die Lieblichkeit dieſer Kleinmalerei, und den Maſſenbedarf an Miniaturporträts, den auch das 18. Jahrhundert und die erſte Hälfte des folgenden kannten, befriedigte ſchneller und billiger das mechaniſche Verfahren der Photographie. Erſt ſeit einiger Zeit fühlen auch weitere Kreiſe des gebildeten Publikums, was ſie bei dieſem Wechſel eingebüßt haben. Abgeſehen davon, daß ſie die Ihren nicht mehr in der Bildung und Auffaſſung eines Künſtlers oder doch eines mit künſtleriſchen Mitteln arbeitenden Handwerkers haben: breite Schichten unſers Bürgertums finden auf keine Weiſe mehr den Weg in das Atelier eines Malers, gewinnen niemals Einblick in künſtleriſches Schaffen, lernen nie in ihrem Leben einen Künſtler kennen. Früher ſteuerte auch eine kleine Stadt zum Gedeihen eines Künſtlers, der Kunſt ihr Scherflein bei. Jetzt ſind die Maler um des Verdienſtes willen an die großen Kunſthandelsplätze gebunden. Ihre Werke ſieht das Volk — wenn es ſie ſieht — in Ausſtellungen und Galerien. Unter dieſer Entfremdung leidet auch der Maler ſelbſt und nicht nur materiell. Gewiß war zu allen Zeiten die Kunſt im höchſten Sinne eine Angelegenheit weniger Auserleſener, aber nur in unſern Tagen, wo ſich der Künſtler vom Volk durch eine tiefe Kluft getrennt ſieht, konnte ein ſo mißverſtändlicher und darum gefährlicher Schlachtruf ertönen wie l'art pour l'art. Er iſt heute ſchon wieder verhallt, vielleicht weil wir mit unauslöſchlicher Wißbegier auch in den Alltag der Vergangenheit geleuchtet haben und dabei auf Kleinkünſte geſtoßen ſind, die durchaus beſtimmten Zwecken, nicht dem nebelhaften Abſtraktum Kunſt dienten und dennoch ohne Zweifel Kunſt ſind.

Hierzu gehören auch die Miniaturporträts. Sie waren zunächſt einmal praktiſch. Schon das Format hatte, wie Goethe in ſeinen Schriften über Kunſt („Der Sammler und die Seinigen") rühmt „ſeine eignen Vorteile. Ein Porträt in Lebensgröße, und wäre es nur ein Kopf- oder ein Knieſtück, nimmt für das Intereſſe, das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende wohlhabende Mann ſollte ſich und ſeine Familie, und zwar in verſchiedenen Epochen des Lebens malen laſſen. Von einem

Bildnis einer engliſchen Dame
Von Richard Cosway

(Sammlung Mühſam, Berlin)

Kaiser Franz I. von Österreich
Von Friedrich Heinrich Füger

(Sammlung Gottfried Eißler, Wien)

Jakob Rudolf Frhr. von Geymüller (1825)
Von Emanuel Peter

(Sammlung Frhr. Rudolf von Geymüller, Wien)

Bildnis eines Wiener Herrn
Von Ferdinand Georg Waldmüller

(Sammlung Gottfried Eißler, Wien)

geschickten Künstler bedeutend, in einem kleinen Raume vorgestellt, würde man wenig Platz einnehmen; man könnte auch alle seine guten Freunde um sich her versammeln, und die Nachkommen würden für diese Gesellschaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Porträt hingegen macht gewöhnlicherweise, besonders in den neueren Zeiten, zugleich mit dem Besitzer den Erben Platz, und die Moden verändern sich so sehr, daß eine selbst gut gemalte Großmutter zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerschmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr passen kann." Diese Rücksichten auf den Raum, der damals doch bei weitem nicht so kostbar war als heute, verwundern uns vielleicht ein wenig, aber wir müssen bedenken, daß diese Worte im Jahrhundert der Galanterie und der Freundschaft geschrieben worden sind. Man hatte der Freundinnen und Freunde viele und nahm sich die Muße, diese vielfältigen Beziehungen wie einen Kultus zu pflegen. Man schloß Seelenbündnisse für ewige Zeiten, man ging Briefwechsel nach allen vier Himmelsrichtungen ein, man beichtete und absolvierte einander, man pflanzte Bäume zur Erinnerung an glückliche Stunden und baute Freundschaftstempel zum Gedächtnis von Toten. Man wollte die Fernen wenigstens im Bilde bei sich haben und sandte sich Miniaturporträts, mit denen es die bescheidenere, aber gleichen Zwecken dienende Silhouette in der Wirkung nicht aufnehmen konnte. Und Liebende gar? Sie trugen das oft mit einer Haarlocke vereinte Bild des geliebten Gegenstandes auf der Brust und konnten es in jedem unbemerkten Augenblick der Sehnsucht hervorziehen und mit Küssen bedecken. Aber auch politische oder doch höfische Aufgaben hatte das Miniaturbildnis zu erfüllen. Man hatte noch nicht so viele Orden in so mannigfachen Abstufungen wie heutzutage, aber das Schnupfen war eine unschuldige Leidenschaft auch der vornehmen Welt, und so schenkten die Fürsten zum Zeichen ihrer Gnade gern Tabakdosen mit ihrem Porträt. Napoleon tat es so gut wie die Ludwige des ancien régime, ja er hatte, entsprechend dem Riesenumkreis seiner Macht, einen ganz außerordentlichen Bedarf: er brauchte im Jahr etwa 200

Miniaturporträts, von denen die meiſten Iſabey malte, der ſich infolgedeſſen auch anderer vornehmer Kundſchaft zu erfreuen hatte und viel Geld verdiente; man lieſt von 500 Franken täglich, denn keins ſeiner natürlich meiſt mit Schülerhilfe hergeſtellten Bildchen gab er unter 20 Louisdors ab.

Iſabeys Leben umſpannt ungefähr die Zeit der Blüte des Miniaturporträts: er wurde 1767 in Nancy geboren und iſt 1855 in Paris geſtorben. Er war der berühmteſte franzöſiſche Miniaturiſt, und ſein Weg zeigt deutlich, wie unauflöslich eng dieſe Kunſt mit der Geſellſchaft verknüpft iſt. Marie Antoinette zog ihn aus der Verborgenheit an ihren Hof. Ein freundlicher Zufall verſchafft ihm ihre Aufmerkſamkeit. Sein Glück ſcheint gemacht. Da bricht die Revolution aus. Man hat für Hofmaler keine Verwendung mehr. Als Royaliſt verdächtigt, muß er in einer Kapuzinerkutte fliehen. Das Directoire erlaubt ihm zurückzukehren. Der Schüler des großen David bekommt eine Stelle als Zeichenlehrer an einem neueröffneten Inſtitut für junge Mädchen in St. Germain. Dort unterrichtet er Hortenſe Beauharnais, die ihn an Joſefine, die Gattin des erſten Konſuls, empfiehlt, und wieder iſt ſein Glück gemacht. Am Hofe des Kaiſers arrangiert er die großen Feſtlichkeiten. Das Bildnis, das die Brautwerbung Napoleons um Marie Luiſe begleitete, iſt von ihm. Er malt die neue Kaiſerin, den König von Rom — und er wird auch der Maler des Wiener Kongreſſes. Er nimmt ſeine Stelle als Hofmaler der Bourbonen unter Ludwig XVIII. und Karl X. wieder ein. Ludwig Philipp verſorgt ihn als Muſeumsdirektor, und dem dritten Napoleon iſt der Greis eine Tradition aus großer Vergangenheit. Das Leben dieſes Mannes wirkt wie ein Symbol dafür, daß die Revolution von 1789 wohl eine gewaltige Umwälzung eingeleitet, aber doch nicht, wie man ſo oft glaubt, alle Fäden mit dem Einſt zerriſſen hat. Die vornehme Geſellſchaft wurde in unerhörter Weiſe durcheinander geſchüttelt und gezehntet, aber die neue, die nach einem kurzen Taumel der Gleichheit an ihre Stelle trat, ſuchte die alten Wege wieder auf und bildete ſich nur langſam nach den bürgerlichen Idealen

König Max von Bayern
Von Anton Einsle

(Sammlung Mühsam, Berlin)

Der Tänzer La Porte
Von Philipp Stubenrauch

(Sammlung Leop. O. H. Biermann, Bremen)

um. Den Triumph der neuen Zeit besiegelte erst die stürmische Entwicklung einer, wie man annahm, voraussetzungslosen Naturwissenschaft, einer das Wort Unmöglich so wenig wie Napoleon kennenden Technik, und diese Technik, nicht die Revolution, war es auch, die der Miniatur völlig den Garaus machte.

Aber wenden wir uns nun zu unsern Bildern und sehen wir zu, wohin sie uns führen. Die Reihe eröffnet eine Miniatur von James Scouler, einem englischen Meister, von dem wir nicht viel mehr wissen, als daß er zu Anfang des 19. Jahrhunderts gestorben ist. Das Bild des Schauspielers Garrick und seiner Frau repräsentiert nicht die idealisierende Art des berühmtesten englischen Miniaturisten Richard Cosway, sondern wandelt vielmehr in den Spuren des Schotten Henry Raeburn, dem besser als Frauen Männer gelangen. Unserm Meister ist eine gewisse trockene Treue eigen, aber wir freuen uns dieser Zuverlässigkeit, zumal wenn sie uns den Kopf eines bedeutenden Menschen überliefert. An dem nicht eben schönen, fast ein wenig philiströsen Kopf des großen Schauspielers, dem nur die kühlen, aber klugen Augen und die schmalen, beredten Lippen ein vergeistigtes Gepräge geben, ist nichts einem heuchlerischen Schönheitskult zu Liebe geändert worden. Es ist ganz Natur. Wie es dem intimen Charakter der Miniatur geziemt, sind auch die Haltung und das Beieinander der beiden Personen dem posenfreien Alltag abgelauscht. Die durchaus bürgerlich gekleidete Frau Garrick, die bereits die gepuderte Frisur aufgegeben hat, betrachtet ein Blatt, vielleicht mit einer Zeichnung; auf die Lehne ihres Stuhls gelehnt, guckt ihr der Gatte über die Schulter. Er hält einen Band Shakespeare in der Linken als sprechende Auskunft über seinen Beruf und seinen Ruhm. Die Farben — rot, stahlblau und braun — sind gut abgestimmt, haben aber nichts von jener duftigen Zartheit, die Cosway und die ihm treuen Schüler auszeichnet.

Ihn, der sich in einer bis zur Narrheit gesteigerten Eitelkeit den „greatest miniature painter in the world“ nannte, finden wir mit einem andern Bilde vertreten. Cosway war wie so viele seiner Kollegen, auch der große Isabey,

ein Schmeichler seiner Modelle. Er liebte es in galanter Verbesserung der Natur seine Damen mit seelenvollen großen Augen zu begaben, aber man vergibt ihm dieses corriger la fortune in Anbetracht seiner malerischen Feinheiten. Bezeichnend für ihn sind das wolkige Blaugrau des Hintergrundes, das wollige Grauweiß der Frisuren, die duftige Zartheit der Gewänder. Unter diesen Vorzügen des Pinsels leidet nicht immer die Deutlichkeit der Charakteristik. Insbesondere hatte die Dame unsers Bildnisses so scharfe und bestimmte Züge, daß selbst ein häufig schablonenhaft verschönernder Künstler zu kräftigem Ausdruck gezwungen wurde und daß man die unvermindert sanfte Musik der Farbentöne als einen künstlerisch wirkungsvollen Gegensatz empfindet.

Coways Dame stammt zweifellos aus den besten Gesellschaftskreisen, aber dennoch sieht sie fast bürgerlich aus neben der Dame Fragonards. Jene ist eine Engländerin, der das Rokoko niemals eine so strenge Lebensform wurde wie ihrer französischen und überhaupt festländischen Standesgenossin. Zwar auch bei Fragonard beginnt sich der Stil zu lockern. Die Frisur ist trotz des Puders kein phantastischer Turmbau mehr, das Gewand preßt den Leib nicht mehr unbarmherzig ein — aber das sind alles nur kleine Zugeständnisse an eine vom freien Albion herübergewehte neue Mode, beileibe nicht an eine neue Zeit. Die Dame trägt ihr Köpfchen so selbstbewußt wie je eine Person von Rang und Distinktion. — Wenn die Bezeichnung der Miniatur richtig ist, so heißt ihr Maler Jean Honoré Fragonard; es ist der bekannte Meister, nicht etwa ein Namensvetter. Er lebt vor unsern Augen als der letzte und kühnste Verkünder galanter Rokokoherrlichkeit, dessen Eleganz und Grazie man sogar Schlüpfrigkeiten nachzusehen geneigt ist. Als Porträtist kennt man ihn weniger, obgleich er sich auf diesem Gebiet, sei es in großem Format oder in der seltener gepflegten Miniatur, durch prickelnden Reiz auszeichnet. Er gibt das Augenblickliche der Erscheinung, einen spannenden, erregenden Moment. So hat er auch hier dem Kopf seines Modells eine eigentümlich fragende Wendung gegeben, die den Betrachter nicht wieder losläßt.

Weniger rokokogemäß, aber noch lebendiger wirkt das

Fürſtin Palm geb. Baronin Lederer
Von Bernhard von Guérard

(Sammlung Gottfried Eißler, Wien)

Wiener Mädchen aus dem Jahre 1817
Von Franziska Schöpfer

(Sammlung Kappel, Berlin)

andere französische Damenbildnis, das von einem geringeren Meister stammt, dem Chevalier von Chateaubourg, der von den Stürmen der Revolution auch nach Deutschland, an den Rhein, nach Darmstadt und nach Berlin, verschlagen wurde. Ein sehr deutliches Gesicht ist uns voll zugewandt. Das leuchtende Hellblau des ausgehenden 18. Jahrhunderts strahlt förmlich aus dem umgebenden Dunkel des Pelzwerkes und des Hintergrundes.

Wir kommen nach Deutschland und damit aus den Schlössern des Rokokos in die Lande der Romantik, in die Gärten der Biedermeierzeit. Auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts empfängt uns ein blondes blauäugiges Mägdlein, den Kopf bescheiden ein wenig zur Seite geneigt, Schulter und Brust züchtig mit Schleiern bedeckt, die sich nur an einer Stelle, unbeabsichtigt natürlich, aber höchst reizvoll verschoben haben. Der unbekannte Meister dieses Stückes mag den Vorläufer machen für Friedrich Heinrich Füger. Mit ihm übernimmt Österreich die Führung. Schon mit elf Jahren hatte der Heilbronner Pastorensohn Miniaturen gemalt. Sein erstes Künstlerhonorar, einen Taler, erhielt er von dem Handelsmann Aaronson in Neckarsulm. Er schwankt zwischen Juristerei und Malerei. Oser wird sein Lehrer in Leipzig. Der englische Gesandte am Dresdner Hofe Robert Murray Keith wird sein Gönner und zieht ihn nach Dresden. Er bewahrt ihm auch in Wien sein förderndes Interesse, wohin der dreiundzwanzigjährige Füger 1774 geht. Rasch faßt er an der Donau Boden. Er erhält von Maria Theresia ein Stipendium nach Italien, und Kaunitz beruft den vielseitig gebildeten, selbstbewußten und doch bescheidenen Mann zum Direktor der Kunstakademie. Die Besoldung ist schmal, und so muß der Meister des Verdienstes wegen, bis es ihm seine leidenden Augen verbieten, Miniaturporträts malen, und dieser notgedrungenen Nebenbeschäftigung verdankt er heute einen Ruhm, den ihm seine akademischen Kompositionen nicht erhalten hätten. „Was ihn im Großen süßlich und kühl macht, macht ihn im Kleinen zart und vornehm," rühmt ihm Hevesi noch, und wir bewundern die Leichtigkeit seines Pinsels, den hingehauchten Schmelz seiner Farben.

Zu seinen zahlreichen Schülern gehört Philipp Stubenrauch, der den etwas unheimlichen Tänzer La Porte in das elegante Graublau gekleidet hat, das auch sein Lehrer liebte. Auch Daffinger kam aus Fügers Atelier, hatte aber wenig von ihm mitgenommen. Er war erdhafter, wienerischer, ein Schwärmer und Raunzer in einer Person. Seine Farben sind reicher, kräftiger, und das merken wir auch an seinen Schülern, etwa Emanuel Peter, dessen Freiherr von Geymüller dem Fügerschen Kaiser Franz gegenübersteht, oder an Adolf Theer, der gleich zwei Brüdern Miniaturen malte und 1868 in Wien verstorben ist. Seine Wienerin von 1832 atmet die ruhige Anmut, die sinnliche Schönheit der Schubertzeit. Ebenfalls nach Wien weisen vier andere Miniaturen: die Ferdinand Georg Waldmüllers, der einen würdigen Wiener Herrn kräftig charakterisiert; die des Düsseldorfers Guérard, der eine vornehme, ein wenig gelangweilt dreinschauende junge Aristokratin gemalt hat; die von Franziska Schöpfer, die ihr auf diesem Felde gern tätiges Geschlecht glücklich vertritt, und endlich die von dem Wiener Hofmaler Anton Einsle, der uns den guten König Max von Bayern in der ganzen Gemütlichkeit seines kleinbürgerlichen Behagens überliefert hat.

Dieser schlicht und doch segensreich waltende Herrscher gilt noch heute seinem Volk als der Vertreter der guten alten Zeit. Wir sehen das Bildchen an, und ein Lächeln stiehlt sich über unsere Züge. Wir denken an jenen wackeren König im romantischen Märchen, der des Mittags zwischen zwölf und ein Uhr auf seinem Throne sitzt und regiert, und an die spießbürgerlichen Untertanen, die des Abends die Tore schlossen und auch den Tag über nichts neues hereinließen. Ist das die gute alte Zeit? Gewiß, aber doch nur ein Stückchen von ihr, und ein Stückchen, um das wir sie wahrlich nicht beneiden. Aber dann blättern wir unsere Bildchen noch einmal durch, und es ist uns doch, als ob wir etwas verloren hätten, unwiederbringlich, was das Leben im tiefsten Innern ist, wenn wir einem Großen trauen wollen, der kein Biedermeier war:

Zierlich Denken und süß Erinnern.

Wiener Dame (1832)
Von Adolf Theer

(Sammlung Leop. O. H. Biermann, Bremen)

Miniatur eines unbekannten französischen Künstlers

(Sammlung Kappel, Berlin)

Lou und Schnucke

Von Carry Brachvogel

„Was macht mehr Aufsehen? Wenn ich die junge oder wenn ich die alte Gräfin Pappenheim heirate?“

Die jungen Leute, an die er die Frage richtet, sind einen Augenblick lang erstaunt, ja verblüfft. Sie sind zwar vom Grafen Pückler alle möglichen Absonderlichkeiten und Exzentrizitäten gewöhnt, aber diese Frage ist so barock, daß zunächst jede Schlagfertigkeit versagt. Sie lachen also nur anhaltend und ein wenig hilflos, wie man eben über einen Einfall lacht, dem man nichts entgegenzusetzen hat. Und am Ende des Gelächters entgegnet der eine von ihnen: „Selbstverständlich ist der Effekt größer, wenn du statt Adelheid die Mama Pappenheim heiratest!“

Der junge Pückler sieht ihn mit seinen großen, blauen Augen ernsthaft an, als wäre dies Schwanken zwischen Tochter und Mutter die natürlichste Sache von der Welt, verläßt dann nach seiner abspringenden Art schnell das Thema, um zu einem anderen und dann wieder zu einem anderen überzugehen, überfunkelt jedes mit geistreichen Worten, mit originellen Einfällen und scheidet schließlich aus der kleinen Tafelrunde, um — —

Nun, die Freunde forschen seinen Wegen nicht weiter nach, denn sie wissen schon, wohin er jetzt geht. Wohl zu den Gräfinnen Pappenheim? Zur reizenden Adelheid oder zu der in fraulicher Fülle prangenden Lucie? Vielleicht! Vielleicht aber auch nicht! Der junge Pückler begnügt sich ja niemals damit, einer Dame oder zweien oder dreien auf einmal den Hof zu machen, nein, in seinen nervösen Händen laufen immer gleich die Fäden von mindestens einem halben Dutzend Liebesgeschichten zusammen, und Väter wie Ehemänner haben allen Grund, ihn zu fürchten,

denn noch in ſeinen ſpäteſten Jahren wird er mit naivem Stolz, als handele es ſich um eine Ruhmestat, bekennen: „In dieſen Dingen habe ich gar kein Gewiſſen!“

Wie er gegangen iſt, rücken die jungen Leute näher zuſammen. Man ſpricht über dies und jenes, klatſcht ein wenig, politiſiert ein wenig, ſchwärmt vielleicht auch ein wenig, aber nicht gar zu ſehr. Denn das Romantiſche paßt mehr für die bürgerlichen Kreiſe, für die Salons der Rahel Varnhagen und der ſchönen Madame Herz, während der Adel offiziell oder nicht offiziell zum größten Teil noch den anmutig-frivolen Grundſätzen des ancien régime huldigt, wenn er ſie natürlich auch nicht mehr in die Tat oder in ſehr vergnügliche Tatſächelchen umſetzen kann. Denn man lebt in Berlin, in dem Berlin von 1817, man hat eben den Erzfeind Napoleon beſiegt, iſt mit der Regeneration des Staates beſchäftigt und muß alſo tant bien que mal teutſch, einfach und ehrbar ſcheinen. Aber im Innern, mein Gott, im Innern hält man von der Umwandlung und Umwertung der menſchlichen Ordnung nicht viel, und wer Geld genug hat, um die Süßigkeiten eines Herrendaſeins zu bezahlen (oder auch ſchuldig zu bleiben!), bekennt mit Talleyrand, daß das Leben ungleich ſchöner war in jener Zeit, da es nur zwei Stände — Ariſtokratie und Crapule — gab.

Gar ſo tief blicken aber die jungen Herren nicht in die Dinge hinein. Sie reden nur ſo ein wenig hin und her, und alsbald iſt ihr Geſprächsthema wieder wie ſo oft der junge Pückler, der ſie eben verließ, um einen Pirſchgang durch Amors geſegnetes Revier zu machen. Ein toller Menſch, dieſer Pückler! Wo immer er auftritt, ſei es in Berlin, in Dresden, in der Schweiz, in Italien oder auf ſeinem väterlichen Schloß Muskau, — immerfort zieht er einen Kometenſchweif abſonderlicher Einfälle hinter ſich her. Wie er noch bei dem Gardedukorps in Dresden ſtand, iſt er einmal zu Pferd vom Geländer der großen Elbbrücke aus in den Fluß geſprungen und ruhig, hoch zu Roß, dem Ufer zugeſchwommen, als wäre dies waghalſige Reiterkunſtſtück ein alltäglich Ding. In Berlin fuhr er zuweilen in einem mit Hirſchen beſpannten Wagen die Linden ent-

lang, ließ dann plötzlich an irgendeiner Straßenecke den Wagen halten und vertiefte sich stundenlang in die Lektüre eines Buches, ohne sich scheinbar um die gaffende Menge zu kümmern, deren Staunen ihm aber doch viel Spaß machte. In Muskau wiederum ließ er sich nachts zwölf Uhr vom Küster in die Ahnengruft führen, befahl, daß man alle Särge öffne und wandelte allein ohne Grauen unter seinen abgeschiedenen Vorfahren umher, „als sei ich selbst schon ein Toter — so war mir zumute. Ich küßte ohne Abscheu meines guten, alten Großvaters kaltes Haupt, schnitt eine spärliche Locke von seinem ehrwürdigen Scheitel, und hätte er in diesem Augenblick sich emporgehoben und meine Hand gefaßt, ich hätte mich nicht davor entsetzt."

So aufgeklärt und kühn die jungen Leute auch sein mögen, so frösteln sie doch ein wenig, wenn sie sich diesen mitternächtigen Besuch bei den Gerippen vorstellen, und gewiß finden sie es nicht minder unverständlich, wenn nicht gar verrückt, wie sich der tolle Pückler seinen eigenen Tod und seine Leichenfeier wünscht. „Dürfte ich im Feuer aufgehen, noch besser, aber ich glaube, die Kirche gestattet es nicht. Sie verbrennt nur Lebende, freilich auch diese schon lange nicht mehr, aber unsere Schuld ist dies, ihre gewiß nicht. Den Schein von Fackeln will ich auch nicht, sondern Sonne, aber Musik darf nicht fehlen; nur keine traurige, lieber moderne Kirchenmusik von Rossini oder das Jägerchor aus dem Freischütz. Warum auch Trauer? Gott lebt ja noch, wenn wir auch tot sind, und also ist eigentlich kein Ende, sondern nur ein neuer Anfang — kein Tod, sondern nur eine Geburt zu zelebrieren."

Ja, verschroben und phantastisch ist Hermann Pückler, aber die wenigsten wissen, daß er nebenbei auch bemitleidenswert ist, bemitleidenswert, weil in seinem Leben ein Manko ist, das weder durch seine Jugend, noch durch sein blendendes Wesen, noch durch den Besitz der Herrschaften von Muskau und Branitz nebst fünfundvierzig Dörfern ausgefüllt wird. Diesem vornehmen, reichbegabten Kinde, dem Erben eines mächtigen Besitzes, fehlten zu jeder Stunde die Liebe einer Mutter, die sorgende Güte eines Vaters, das bißchen Herdwärme, das auch das bescheidenste

Familienleben so köstlich durchleuchtet, daß man späterhin nie ohne Ergriffenheit an die Zeit zurückdenken kann, da es im elterlichen Hause brannte. Nichts, gar nichts von alledem besaß der kleine Erbherr, der am 30. Oktober 1785 zu Muskau geboren worden war, denn seine Mutter, selber noch ein halbes Kind, war wohl schön und heiter, aber leichtfertig, verschwenderisch und ohne irgendein tieferes Gefühl für ihr Söhnchen, das sie abwechselnd bald nach Rousseauschen Traditionen erzog und bald wieder grausam mißhandelte. Der Vater war ein pedantischer, unliebenswürdiger Herr, der nur eine einzige Leidenschaft — Geld — besaß und nur darauf bedacht war, wie er es erwerben, vermehren und zusammenhalten könne. Für ihn war der Sohn nur eine ärgerliche Erscheinung, die zu Geldausgaben Veranlassung gab, und es ist also nicht zu verwundern, daß dies Elternpaar den kleinen Hermann schon mit fünf Jahren vorübergehend und mit sieben bereits dauernd aus dem Hause gab. Ein wenig später fand auch die Gräfin Pückler es für angemessen, sich von ihrem mürrischen Eheherrn scheiden zu lassen, um einen bayerischen Obersten, einen Grafen Seydewitz, zu heiraten, und mit der Trennung der Eltern war auch das letzte bißchen Zusammengehörigkeitsgefühl aus Muskau geschwunden; der kleine Hermann, der bei den Herrnhutern untergebracht war, häufte in sich all die furchtbare Bitterkeit auf, die er späterhin in seinen Briefen an die Mutter ausströmte. „Ich hatte mir selbst das Wort gegeben, keinen von meiner Familie jemals wiederzusehen. Vernachlässigt, mißhandelt und verkannt, wie ich bin, fühle ich dennoch keinen Haß in mir, stelle ich an keinen von ihnen eine Forderung, aber ich trenne mich von ihnen ab und glaube wohl ein Recht dazu zu haben. Seit meiner frühesten Kindheit bin ich tyrannisiert worden. Bediente und Herrnhuter durften sich in meine Knabenjahre teilen. Ganz jung hat man mich mit einem fremden Erzieher, den man nicht kannte, ja, den man nicht einmal gesehen hatte, in eine fremde Stadt geschickt! — Da man nicht willens war, einen Erzieher anständig zu bezahlen, wechselte man sie, wie man die Hemden wechselt, und einer war immer schlimmer als der andere. Dann schickte man

mich zur Universität, und nun, da ich reifer an Jahren war, wäre der Augenblick gekommen gewesen, um wieder gut zu machen, was man an mir gesündigt hatte. Aber keine Rede davon! Man vertraute mich abermals einem Erzieher, der zehn Taler monatlich bezog, an, und man fuhr fort mich wie ein Tier zu behandeln, dem man befiehlt, ohne ihm die Motive der Befehle zu erklären. Erst als ich mir selbst überlassen war, konnte ich an mir selbst arbeiten, um mich zu wandeln und ein wenig die Folgen einer schwächlichen, lächerlichen, ohne Willen und ohne Charakter geleiteten Erziehung wieder gut zu machen. Ich verzichte auf alle Eure Wohltaten, und wenn ich mir Geld wünsche, so geschieht es nur, um Euch bei Heller und Pfennig zurückzuerstatten, was Ihr für mich ausgegeben habt, denn Ihr habt mir ja so oft vorgehalten, daß es hinausgeworfenes Geld sei ..."

Und ein anderes Mal: „Wenn Du nun von meiner Erziehung sprichst, so mußt Du doch besser als jeder andere Mensch wissen, daß ich, Gott sei Dank, gar keine empfangen habe und daß es jetzt ein wenig zu spät ist, um daran zu denken. Du sprichst dann von den großen Plänen, die Du später für mein Glück gesponnen haben willst und die allesamt durch meine Schuld gescheitert seien. Hier läßt mich mein Gedächtnis völlig im Stich! Der einzige Plan, dessen ich mich entsinne, bestand darin, daß Du, im Einverständnis mit meinem Vater, entschlossen warst, mir das Geld, das Du für mich bestimmt hattest, wieder wegzunehmen, und mir scheint, dieser Plan ist Dir doch sehr gut gelungen. Worüber also beklagst Du Dich, teure Mama?"

Es tut immer weh, ein junges Herz in solcher Verbitterung zu sehen, aber schmerzlicher noch als bei anderen berührt es bei diesem Jüngling, dem die Natur nicht nur einen sprühenden, leicht beweglichen Geist und buntfarbige Phantasie gegeben hatte, sondern auch tiefe Eigenschaften der Seele, die ihren Ausdruck freilich mehr in einer inbrünstigen Umarmung der Natur, denn in Beziehungen zu Menschen fanden. Denn wie mit den Frauen, so hat Pückler wohl auch sein ganzes Leben lang mit der Menschheit nur geliebelt, hat sich nie an sie verloren, weil er viel zu schwei-

fend und auch viel zu großzügig war, um ſich einer Einzelheit ſchrankenlos hinzugeben. Ihn intereſſiert nicht oder wenigſtens nur vorübergehend Dieſer und Jener, ihn intereſſiert die ganze Welt mit all ihren Kulturen, ihn intereſſiert die Schöpfung mit ihrem Werden und Vergehen, vor allem aber intereſſiert ihn der Garten und die Gartenkunſt, in der er ſpäterhin ein Klaſſiker werden wird. Schon als Kind bei den Herrnhutern, wo jedem Knaben ein beſonderes Beet zur Pflege und eigenmächtigen Bepflanzung angewieſen war, hatte der kleine Pückler Aufſehen erregt durch die Hingebung, die er ſeinen Pflanzen bewies, und durch die wechſelnden und originellen Einfälle, die ſeinem Beet immer wieder ein anderes Geſicht liehen. Dieſer Vorliebe für den Kult der Pflanze iſt er über alle Stürme ſeiner wilden Jünglingsjahre treu geblieben, und wenn er in Muskau ſeinen alten Herrn kleinlich, pedantiſch und nüchtern wirtſchaften ſah, dann mag ihm wohl Ungeduld ins heiße Herz geſtiegen ſein, daß nicht er hier der Gebieter war, daß dieſe reiche aber banal ausſehende Herrſchaft ſich nicht auf ſein Geheiß in ein irdiſches Paradies wandeln durfte. Der alte Graf wiederum ſah den Sohn ſcheel, ängſtlich und beinahe mit Haß an, mit dem Haß des Geizes, der ahnt, daß der Erbe mit vollen Händen verſchwenden wird, was der Erblaſſer mit gierigen Fingern zuſammengehalten hat. Das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn war zeitweiſe unerträglich, denn ſie kamen beide aus verſchiedenen Welten her und konnten ſich darum nimmer verſtehen. Der Sohn, der zunächſt zur diplomatiſchen Karriere beſtimmt war, dann im Regiment in Dresden eintrat, das er aber ſchuldenhalber bald wieder verließ, drängte ins Weite, wollte reiſen, die Welt ſehen, die Unendlichkeit erfaſſen. Der Vater begriff nichts von ihm, hielt ihn knapp mit Geld, jammerte unabläſſig, daß ſein Sprößling ein Lump ſei, und wollte durchaus, daß der Junge in Muskau bleiben ſollte, um dort zu lernen, wie man wirtſchaftet und ſpart. Eine Weile dachte der Alte ſogar daran, ſein eigen Fleiſch und Blut zu enterben, weil er überzeugt war, daß der Sohn alsbald die prachtvollen Waldbeſtände für eine Bagatelle verſchleudern würde, nur

Plauderei
Gemälde von Julie Wolfthorn

um bar Geld in den Händen halten und verjubeln zu können! Deutlicher denn aus allem anderen geht das innere Elend des jungen Pückler aus dieser geplanten Maßnahme hervor, die so deutlich verrät, wie wenig dieser Vater vom wahren Wesen seines Sohnes ahnte, so wenig, daß er in dem künftigen Landschaftsklassiker nur einen Gutszertrümmerer sah! Trotz aller väterlichen Strenge und Knauserei ging der junge Graf aber doch nicht nach Muskau, sondern hinaus in die Welt, nach der Schweiz, nach Italien, ging ganz buchstäblich, denn zuweilen fehlte ihm das Geld für die Post und dann zog er eben mit dem Ränzel und dem Wettermantel zu Fuß dahin, hielt sich oft eine Woche lang in ganz kleinen Nestern auf, nur um besser sparen zu können, putzte sich eigenhändig Stiefel und Kleider, war aber bei alledem seelenvergnügt und stets mit Anstand darauf bedacht, daß seine Armut nicht in der Gesellschaft, in die ihn sein Name und sein glänzendes Wesen immer wieder führten, bekannt wurde. Zu den prächtigen Festen, die sich ihm in Italien in Hülle und Fülle boten, ging er, da er keinen Wagen besaß, heimlich zu Fuß, und weil ihm auch der Diener mangelte, der ihm nachts eine Laterne hätte vorantragen können, so machte es der junge Graf wie der Doktor Bartolo, leuchtete sich selbst, suchte ängstlich die großen Steine aus, um sich die Schuhe und seidenen Strümpfe nicht zu beschmutzen, und gab zugleich acht, jeden Augenblick die Laterne zu verstecken, um nicht unversehens von vorüberfahrenden Bekannten erkannt zu werden. Aber was lag schließlich an alledem? Sein guter Name öffnete ihm alle Türen, seine blendende Unterhaltung, die gern mit Paradoxen jonglierte, machte ihn schnell zum Mittelpunkt jeder Geselligkeit, und in Italien wie anderswo waren die Frauen fasziniert von dem jungen, schlanken Deutschen mit dem leidenschaftlichen Abenteurergesicht, der zu jeder Stunde jeder dasselbe schwur und vermutlich auch im Augenblick seinen Schwur selbst glaubte. Exzentrizitäten, Liebesschwüre, innere Verbitterung und nicht zuletzt die großen Reisestrapazen (marschierte er doch oft 12 bis 14 Stunden täglich!), welche ihm die Knauserei seines Vaters auferlegte — schienen aber bald seine Gesundheit zu unter-

graben; er begann zu fiebern, Blut zu ſpeien, wollte, abermals zu Fuß, die Bäder von Pfäffers erreichen, war aber nicht mehr dazu imſtande, und ſchon rechnete man mit ſeinem baldigen Tode. Ohne Grauen dachte er an das nahe Ende, denn bei aller Lebens- und Reiſeluſt kam ihm ſein Daſein, das unabläſſig von Kleinlichkeiten zerſplittert wurde, verpfuſcht und unnütz vor. Und wirklich kehrte auch der Tod auf Schloß Muskau ein, holte aber nicht den Sohn, ſondern den Vater, und nun war der junge Graf mit 27 Jahren der Herr, konnte ſchalten und walten, verkaufen und pflanzen, wie es ihm beliebte ...

Etliche Jahre waren ſeitdem vergangen. Der junge Graf hatte nicht nur kein einziges Tagewerk Boden verkauft, ſondern dachte nur daran, „mit den ihm von der Natur gegebenen Stoffen harmoniſche Wirkungen hervorzubringen, wie ſie Claude Lorrain und Ruisdael gelungen.“ Das erſchien eine anziehende Aufgabe, zu der er Kraft, Geſchmack und Talent in ſich fühlte. Und wieder ging's auf die Wanderſchaft, diesmal freilich nicht zu Fuß, ſondern mit der Reiſekutſche, und man fuhr auch in Weimar, bei Exzellenz von Goethe vor, deſſen naturwiſſenſchaftlichen Neigungen die Leidenſchaft des Grafen entgegenkam. Exzellenz beſtärkte Pückler in ſeinen Vorſätzen, freute ſich über die Pläne von Parkſchöpfungen, die dieſer ihm vorlegte, und ſagte beim Abſchied: „Verfolgen Sie dieſe Richtung, Sie ſcheinen Talent dafür zu haben: die Natur iſt das dankbarſte, wenn auch unergründlichſte Studium, denn ſie macht den Menſchen glücklich, der es ſein will!“ Mit dem Goethewort, das eine ſchöne Ergänzung des Rouſſeauſchen „Zurück zur Natur!“ bildet, im Herzen, kam Pückler nach den Niederlanden, nach Paris und London. Hier, inmitten des erobernden Inſelvolks, das ſchweigend und voll Haltung in ſeinen unvergleichlichen, von Blüten überſchütteten Gärten und Parks ſpazieren geht, hier ſaß der junge Graf gleichſam an einer Hochſchule der Gartenkunſt, lernte aus den Schöpfungen Reptons die unfehlbaren Grundregeln landſchaftlicher Wirkungen und ſah mit ſtaunendem Entzücken die unermeßlichen Parks der engliſchen Gentry, in denen die Kunſt des Pflanzers ſo beſcheiden hinter der

Natur zurücktritt, daß man kaum mehr unterſcheiden kann, was der menſchliche und was der unſichtbare Gärtner ſchuf.

Erfüllt von neuen, großartigen Plänen kehrte der junge Graf in die Heimat zurück und nun — ja, nun will er hingehen und die Mama Pappenheim heiraten, bloß weil das exzentriſch iſt und weil die Leute drei Tage lang darüber reden werden! Wirklich iſt er auch wenige Tage ſpäter mit der Gräfin Lucie Pappenheim offiziell verlobt. Die Gräfin, die um neun Jahre älter iſt als der Bräutigam, ſieht wohl neben ihm in ihrer blonden Fülle ein wenig mütterlich aus, aber ſie hat von jeher auf Männer faſt ebenſo ſtark gewirkt wie er auf Frauen, und obwohl die Meiſten finden, daß die Tochter oder auch die Pflegetochter Helmine beſſer zum Bräutigam gepaßt hätte, gibt es doch gewiß Viele, die den jungen Grafen um die in herbſtlicher Schönheit prangende Lucie beneiden. Was Pückler für ſie empfand, läßt ſich nicht ganz leicht unterſcheiden, denn er ſelbſt behauptete damals, wie auch noch in ſeinen ſpäteſten Jahren, daß ſeine Heirat nur eine „Konvenienzheirat“ geweſen ſei. Man fragt ſich nun freilich, welche Gründe er zu einer „Konvenienzheirat“ haben konnte, bei der alle Vorteile ſichtlich auf Seiten der Frau ſtanden. Wohl war Lucie eine Tochter des Staatskanzlers Hardenberg und dem König von Schweden, dem früheren Bernadotte, einſt ſehr teuer geweſen, — aber ſchließlich brauchte Pückler, der ſich zeitlebens gegen ein ſtaatliches Amt wehrte, keinerlei Protektion, und auch vom Schwedenkönig konnte er mit Fug und Recht nichts erwarten, obwohl er ſpäterhin mit naivem Zynismus ihm durch Lucie einen Orden abringen wollte. Eine faſt kindiſche Vorliebe für Orden gehörte ja zu Pücklers Abſonderlichkeiten, und da Lucie mehr noch als ihr Bräutigam in den Traditionen des ancien régime wurzelte, da ſie durchaus große Dame im Stil der Rokokozeit war, ſo ſtörte die Erinnerung an den Schwedenkönig weder den Grafen, noch war es der Gräfin peinlich, von der Vergangenheit eine ehrende Auszeichnung für die Gegenwart zu erbitten.

Man hätte nun denken können, daß die Heirat ſich

rasch vollzog, denn schließlich hat eine Frau von 41 Jahren nicht mehr viel Zeit zu verlieren, aber die Sache lag komplizierter, als sie aussah. Zunächst war Lucie von ihrem ersten Mann nur getrennt, noch nicht geschieden und mußte also erst auf den Rechtsspruch warten, der ihr die Freiheit zurückgab; ferner aber wollte sie, was begreiflich ist, nicht mit Tochter und Pflegetochter an der Seite in den Honigmond eingehen, sondern gedachte zunächst ihre Tochter Adelheid einem Fürsten Carolath zu vermählen. Dem Bräutigam waren all diese Verzögerungen nicht unlieb, denn je näher der Tag der Hochzeit kam, um so ängstlicher wurde ihm, dem unbeständigsten und flottesten aller Junggesellen zumute. „Denn hierin bin ich wie ein Mädchen und habe von jeher vor dem Heiraten eine gewaltige Angst gehabt."

Die Gräfin Lucie, die kluge große Dame, die sich auf Männerherzen verstand, lächelte gewiß nachsichtig über solche Junggesellenängste hinweg und wohl auch, wenn Pückler Anderen erzählte, daß nicht er um Lucie angehalten habe, sondern sie um ihn. Ihr Lächeln mag aber allmählich blasser und schließlich bestürzt geworden sein, als sie merkte, daß ihr Bräutigam es schon vor der Ehe mit der Treue nichts weniger als genau nahm und im besten Zuge war, sich in ihre Tochter Adelheid zu verlieben, deren Heirat mit Carolath immer noch nicht zustande gekommen war. „Wie schade ist es, daß wir nicht in der Türkei leben! Ich nähme Euch beide, und die Verlegenheit der Wahl hörte dann wenigstens auf, und ein zweiter Gleichen hausten wir fröhlich in Muskau." Lucie tat, als höre oder verstehe sie nicht, was sich zwischen diesen Worten barg, und ahnte vielleicht auch nicht, daß hier mit der Erwähnung des Grafen von Gleichen zum erstenmal ein Ton angeschlagen worden war, der als Leitmotiv durch ihre ganze langjährige Ehe klingen sollte. Denn kaum ist Pücklers Neigung für Adelheid ein wenig verflogen, so ergreift ihn plötzlich eine unsägliche Sehnsucht nach der Pflegetochter Helmine (man munkelte übrigens, daß diese Pflegetochter ein Kind Bernadottes sei!), und nun träumte er von nichts anderem, als wirklich ein zweiter Gleichen zu sein, mit Lucie und Helmine irgendwo in Italien einen genußreichen Winter

zu verbringen. „Dies ist der einzige Plan für die Zukunft, der mir Frohsinn und Ruhe wiedergeben kann. Ich verlange wahrlich nicht zu viel, denn Du sollst nur mich mit einer Anderen teilen, ich aber soll auf Deinen Wunsch die Andere ganz entbehren; das kann ich nicht, und es wäre unendlich hart von Dir, es zu verlangen.“ Und ein andermal: „Ihr beide seid mir nötig wie Wasser und Luft. Versuch' es nur nie, mich von ihr zu trennen, und um Gottes willen verheirate sie nicht, — glaube mir, es wäre um mich geschehen. Von Dir hängt alles ab, Glück und Ruhe oder hundertfaches Weh! Doch was red' ich! Kenne ich nicht Dein Herz und Deine Liebe? — In wessen Händen kann mein Glück und mein Schicksal besser liegen als in den Deinigen?!“ —

Die Bilder von Adelheid und Helmine hinderten ihn aber keineswegs, mit Lucie eine zärtliche und kindlich vergnügte Ehe zu führen. Reibereien und heftige Szenen sind zwar unvermeidlich, nicht nur wegen der amoralischen Phantasien des Ehemanns, sondern vor allem weil, wie er selber richtig bemerkt, ihre beiden Charaktere zu gleichartig waren; aber in den Kampfespausen verstanden sie sich doch ausgezeichnet gut, weil sie eben auch in ihren großzügigen Neigungen miteinander verwandt waren. Bald war Muskau der neuen Gebieterin ebensosehr ans Herz gewachsen wie dem Grafen, und wie er dachte auch sie nur an Verschönerung und Bereicherung des Besitzes, teilte seine Passion für Gärtnerei und Landschaft, regte den Gedanken zum Hermannsbad in ihm an, interessierte sich lebhaft für die Ausnützung des Pücklerschen Alaunbergwerks, so daß er sie in seinen Briefen wohl scherzhaft „die Alaunschnucke“ nennt. Denn wenn sie im gräflichen Taschenbuch und vor der Welt auch Hermann und Lucie hießen, so benannten sie sich doch in der Intimität nach verliebter Leute Art mit selbsterfundenen Kosenamen, und darum ist in all seinen Briefen sie für ihn „die Schnucke“ und er „der Lou“ oder auch „Dein Lind“, was natürlich ursprünglich „Loup“ und „Kind“ heißen sollte. Ja, ein Kind war für die reife Frau dieser junge, aus tausend Widersprüchen zusammengesetzte, von Unruhe und Phantasien erfüllte

Mann, ein Kind, dem ihr Frauenverstand und ihre wirkliche Liebe unendlich viel nachsehen mußten und nachsahen, und das doch gerade durch seine amoralische Offenherzigkeit sie immer wieder aufs neue kränkte und erboste. Denn um nichts in der Welt hätte Pückler sich abhalten lassen, der Schnucke von jeder Untreue pünktlich und ausführlich Rapport zu erstatten, wie er ja überhaupt mit jedem Anliegen zu ihr gelaufen kam.

So gingen die Jahre zwischen Harmonie und Untreuen dahin, auf das gräfliche Haus hatte sich die Fürstenkrone gesenkt, aber die Sorgen und Schwierigkeiten von einst waren vor dem neuen Glanz nicht verschwunden, denn weder Hermann noch Lucie verstanden mit Geld umzugehen, warfen es vielmehr mit vollen Händen zu sämtlichen Fenstern von Muskau hinaus, das gleich einem Oger ungeheure Summen verschlang, ohne jemals gesättigt zu werden. Für diesen Besitz, von dem Pückler sagen durfte, daß er sein Herz sei, opferten sie ohne Bedenken alles, was sie besaßen, und als die finanzielle Not am höchsten war, als der Fürst schon sein letztes Reitpferd verkauft hatte, gestand sich Lucie unter tausend Qualen, daß ihr, ihr ganz allein noch ein letztes Opfer zu bringen bliebe, das Muskau retten und dem geliebten Mann jene glänzenden und segensreichen Daseinsbedingungen gewähren konnte, ohne die eine Persönlichkeit wie die seinige nur ein halber Mensch blieb. Und so schrieb sie ihm denn am 31. Oktober 1825 diesen Brief: „Todesurteil der Ärmsten auf Erden. Es ist Zeit, den Entschluß ins Leben treten zu lassen, den ich, mein über alles teurer Freund, wie Du weißt, schon längst gefaßt habe. Er heißt Trennung — und Trennung von Dir aus zärtlichster Liebe. So sehr Du alles entfernt hast, um mich jemals den Abstand unserer Jahre fühlen zu lassen, so ist dennoch der Unterschied derselben zu groß und nimmt durch meine Kränklichkeit noch täglich zu. Mit einem Wort, die Form unserer Verbindung lastet auf Dir, während alle Deine Verhältnisse aufs günstige zusagen, um Dich an der Seite einer jungen Frau, umgeben von eigenen Erben, Familienglück und häusliche Zufriedenheit finden zu lassen. Indem

ich also Dir Deine Freiheit zurückgebe und bestimmt erkläre, daß ich von Dir geschieden zu sein verlange, bezeuge ich Dir nochmals, daß ich Dir das höchste, das einzig wahre Glück meines Lebens verdanke ..."

Nun entrollt sich vor unsern Augen ein Lustspiel, wie es auch der feinste und satirischste Kopf nicht besser ausdenken könnte. Pückler zaudert zwar ein bißchen, schämte sich wohl auch zunächst das hochherzige Geschenk der Freiheit anzunehmen, aber skrupellos, wie er stets war, ließ er sich bald überreden, daß es für ihn, Lucie und insbesondere für die Erhaltung Muskaus das Richtige sei, auf Brautschau auszufahren und eine reiche, eine schwerreiche Frau zu suchen, deren Vermögen ihn für alle Zeit der Sorgen entheben und die ihm obendrein noch Kinder schenken konnte. So wurde denn die gerichtliche Scheidung vollzogen (die Scheidungen waren damals mindestens ebensosehr an der Tagesordnung wie heute), und Lucie gab ihrem geschiedenen Mann das Geleit bis Bautzen, wo sie sich unter tausend Küssen und Tränen trennten und das Versprechen gaben, sich recht oft zu schreiben. Dann reiste der Fürst nach England ab, um seine neugewonnene Freiheit sobald und so vorteilhaft wie möglich an eine Tochter Albions zu verhandeln.

Die Brautwerbung in England beginnt mit — einem Liebesbrief an Lucie: „Seit ich von Dir geschieden bin, bin ich rein verliebt in Dich!" Diese Empfindung hindert ihn freilich nicht, emsig seinen „Geschäften" nachzugehen, d. h. hinter jedem reichen Mädchen herzujagen. Aber das Endresultat gipfelt eigentlich immer wieder in den Worten: „Ach, meine Schnucke, hättest Du nur 150000 Taler, ich heiratete Dich gleich wieder!" Man darf ihm das ohne weiteres glauben, denn er gehörte zu den Wenigen, die wirklich eine faustische Natur besitzen, niemals schätzen, was ihnen gehört und voll Sehnsucht die Hände danach ausstrecken, wenn das Schicksal es ihnen entrissen oder wenigstens für einige Zeit wegeskamotiert hat. Solange die Schnucke an seiner Seite lebte, war es sein Traum, frei zu sein oder wenigstens wie ein Pascha freieste Wahl zu haben; nun aber, da ihn kein legales Band mehr fesselte und jede

Entſcheidung wieder offen ſtand, nun fand er dieſe ganze Brautfahrt langweilig, degradierend und wenn er es auch für klug achtete, immer mehrere Eiſen auf einmal im Feuer zu haben, immer drei bis vier junge Damen auf einmal zu hofieren und von jeder die beſtimmte Erwartung zu hegen, daß ſie ſeinen Antrag annehmen würde, ſo berichtet er doch wieder ganz naiv an Lucie: „Heute ſah ich alle meine vier Schönen und fand ſie widerwärtiger denn je!“ Überhaupt wird Schnucke ganz genau au courant von jeder einzelnen Phaſe und Begebenheit dieſer Brautfahrt gehalten, erfährt nicht nur, wie groß die Mitgift jeder ihrer präſumptiven Nachfolgerinnen iſt und was der Fürſt, beinahe ein Dandy, bei feſtlichen Gelegenheiten an Fräcken, Mänteln, Weſten, Halstüchern, Hüten und Uhrketten trägt, nein, auch über die Details des Haarfärbens, das er ſchon in Muskau betrieb, wird ſie aufs genaueſte unterrichtet, obwohl dieſe Schwarz-weiß-Kunſt ihm ſelbſt keinen rechten Spaß machte. „Bin ich erſt einmal unter der Haube, ſo ſoll mich kein Menſch mehr dazu bringen, meine ehrwürdigen Silberlocken in ein ſchwarzes, naßkaltes Gewand zu kleiden. Adieu, liebe Schnucke, ich muß zum Werke ſchreiten. Himmel, was iſt der Menſch! Erſt war ich ein Rappe, jetzt bin ich ein Schecke und bald werde ich ein Schimmel ſein!“

Sicher hatten Lou und Schnucke gemeint, daß der Fürſt nur die Hand auszuſtrecken brauche, um alsbald den Ehering der reichſten Erbin Englands am Goldfinger zu haben, aber wenn Pückler auch in allen möglichen andern Ländern ſeine Leporelloliſte hatte bereichern können, ſo verharrte England hier wie in vielem andern in einer „splendid isolation“ und tat nicht mit. Wohl fehlte es dem fürſtlichen Draufgänger nicht an Liebesabenteuern aller Art, aber wenn er auf Heirat zu ſprechen kam, ſchüttelten die Miſſes oder auch deren Väter die Köpfe und ſagten: „O no!“ Mit peinlicher Geſchwindigkeit holte er ſich einen Korb nach dem andern und begriff ſelber gar nicht, warum er, der verwöhnte Frauenmann, hier immer wieder abgelehnt wurde. Die äußeren Gründe für ſeine Mißerfolge waren nun auch etwas verzwickter und ganz ſpezifiſch engliſcher Art.

Zunächst stießen sich viele an seiner geschiedenen Ehe, weil diese, da die Fürstin nicht treulos gewesen war, nach englischem Gesetz als noch bestehend galt. Ferner waren in einheimischen wie auswärtigen Blättern Notizen lanciert worden, daß Pückler sich um die Hand der verwitweten schwarzen Kaiserin von Haiti bewerbe, die sich damals gerade in England aufhalten sollte. Jeder Protest von seiner Seite verhallte ungehört, die blonden Inseltöchter, die einen Gedanken ebenso schwer fassen wie aufgeben, fühlten sich in ihrem Rassenstolz durch die angebliche farbige Konkurrentin tief beleidigt, und wenn Pückler auch hundertmal beteuerte, daß er niemals an ein Ehebündnis mit Haiti gedacht, ja, daß die schwarze Schöne die englische Küste gar nicht betreten habe, so blieb doch in den englischen Herzen der Argwohn zurück, daß er in bezug auf Rassenreinlichkeit seltsame Ansichten habe, und seine Chancen sanken von Tag zu Tag. Verstimmt, degoutiert von sich und seinem ganzen Tun, schreibt er an Lucie immer zärtlicher, immer sehnsüchtiger, und als sie ihm gar ihr Bild schickt, bricht er in Tränen aus, ist für Tage unfähig, anderem nachzuhängen, stellt es auf seinem Tisch auf, so daß jeder Besucher es gleich sehen mußte und die Misses allen Ernstes glaubten, daß er wirklich ein zweiter Gleichen sei, der beabsichtige, mit der deutschen und der englischen Frau in fröhlicher Bigamie zu leben. Aber abgesehen von den Wahnvorstellungen der Bigamie und der mangelnden Rassenreinlichkeit hielt die englischen Damen auch noch etwas anderes ab, eine instinktive Empfindung, die Berndt, Pücklers Kammerdiener, in die ahnungsvollen Worte kleidete: „Ach, wenn Sie werden Ernst machen, werden Sie keine kriegen. Die gehen nicht 'raus, wenn se was haben!“ Das war's; wenn er Ernst machen wollte, lachten ihn die blonden Misses einfach aus, weil es ihrem geradlinigen, phantasielosen Verstand unmöglich war, ihn ernst zu nehmen, weil jede ihn sich wohl als Charmeur, niemals aber als Gatten vorstellen konnte. Das hatte nur die Schnucke fertiggebracht, die Frau, deren reife Herbstschöne noch einmal die Jugend umfangen wollte, die Deutsche, die trotz aller Rokokokultur und Großdamenhaftigkeit zärtlich genug

empfand, um in dem seltsamen Mann den genialen Menschen und „das Lind“ auszuspüren. Und da seine Sehnsucht nach ihr und nach deutschem Wesen immer stärker wird, verliebt er sich schleunig (denn bei ihm nimmt alles den Umweg über die Liebe!) in die gefeierte Henriette Sontag, die damals eben in London gastierte. Diesmal scheint der Erfolg günstiger als bei den englischen Ladies, denn die Briefe an Lucie sind nun gar nicht mehr verstimmt, berichten nicht mehr von Körben, sondern nur noch von „einem Engel“, mit dem er in Richmond spazieren reitet und entzückende Stunden verbringt. Verliebt und heiratslustig, wie er nun schon einmal ist, und obendrein gedemütigt von den vielen Enttäuschungen, ist er entschlossen, trotz seines Fürstentitels die Demoiselle vom Theater als seine Frau nach Muskau heimzuführen. Aber ach! Der Engel war schon durch ältere Bande an den Grafen Carlo Rossi von der sardinischen Botschaft in Berlin gefesselt. Henriette Sontag wies den Heiratsantrag des Fürsten zurück, der diese letzte Niederlage pathetischer als sonst an Lucie berichtet: „Bei diesen Worten war sie blaß, kalt wie Eis, eine Ruhe und Hoheit über sie verbreitet, die ich fast unheimlich nennen möchte, — so ganz ein völlig anderes Wesen, daß, während mein Herz blutete, meine Phantasie vor ihr schauderte.“

Und nun, da ihm in England selbst Deutschland gelogen hat, gibt er die Brautfahrt auf und kehrt nach beinahe dreijähriger Abwesenheit nach Muskau zurück. Zwar bringt er weder eine Frau noch Reichtum mit, dafür aber Kenntnisse und Erfahrungen, die nicht zu verachten sind. „Ich bin in vielem klarer und fester geworden, habe mir viel neue Erinnerungen gewonnen, bin ein perfekter Gärtner geworden und habe ziemlich fließend englisch sprechen und schreiben gelernt. — Nur meine arme Schnucke hat zu Hause kümmern müssen und keinen anderen Trost gehabt, als daß sie mich sehr lieb hat! Dafür kommt ihr Lou aber auch gerade so wieder — wie er gegangen — älter zwar, fürchte ich, im Aussehen, aber mit einem so jungen Herzen als nie, und statt melancholisch zu sein, wozu er Ursache genug hätte, macht ihn die Freude, seine Schnucke bald wieder zu sehen, au fond heiter und vergnügt.“

Nun floß das Leben in Muskau wieder dahin wie ehedem. Die Gesellschaft war zwar zu Anfang etwas chokiert, daß die geschiedenen Eheleute wieder einen gemeinsamen Haushalt führten, aber Pückler hatte ja seine Umgebung an Absonderlichkeiten gewöhnt, und so durfte er mit Befriedigung konstatieren, daß nach einiger Zeit kein Mensch mehr an seine Scheidung dachte und selbst der König sagte, daß man dem Fürsten Dinge nachsehen müsse, die bei jedem Anderen unmöglich wären. Da wechselten denn wieder wie früher Zärtlichkeitsszenen mit Untreuen ab, Arbeit und großzügige Pläne wurden immer wieder von Geldsorgen überwogt. Aber in aller Unruhe und allen Bedrängnissen begann nun für den Fürsten ein Stern aufzuleuchten, der ihn nicht mehr verlassen und noch weit über sein Grab hinausstrahlen sollte: sein literarischer Ruhm. Seine „Briefe eines Verstorbenen" wurden auf Varnhagens und Rahels Drängen veröffentlicht und machten den Namen des Autors fast über Nacht weltbekannt. Trugen ihm wohl auch ein schönes Stück Geld ein, aber was will ein Literatenhonorar besagen, wenn es sich um die genialischen Pläne eines nimmermüden Gärtners und Bauherrn handelt? Die Sorgen und Schulden wurden immer größer, und da auch die zweiten Honigmonde mit der Schnucke längst vorüber sind, holt Lou, das amoralische Lind, wieder den alten Plan der reichen Heirat hervor. Er rüstet zu neuer Brautfahrt, die diesmal innerhalb Deutschlands zum Erfolg führen soll. Inzwischen ist er freilich 47 Jahre alt geworden, aber da bei den Männern Eitelkeit und Selbstvertrauen mit den Jahren nicht absondern zunehmen, so findet er, daß er wohl berechtigt sei, eine Frau mit 300000 Talern Mitgift zu verlangen und beteuert Lucie, daß er sich auf weniger nicht einlassen wird. Die Schnucke sagt zu allem resigniert Ja. Die heroische Opferfreudigkeit, mit der sie ihn einst von sich fort nach England schickte, hat einer müden Ergebenheit Platz gemacht und der Erkenntnis, daß sie an der Seite dieses unruhigen, stets auf das Bizarre gerichteten Mannes niemals zu Frieden und stillem Glück kommen konnte.

So fuhr denn der Fürst nach Hamburg und Leipzig, aber es ging ihm hier nicht anders, als es in England

gegangen war. Wie die engliſche Brautfahrt mit einer Liebeserklärung an Lucie begonnen hatte, ſo endet die hanſeatiſch-ſächſiſche mit der Verſicherung: „Ich kann meine Schnucke ſowenig entbehren als ſie mich, dies iſt nun unſer Evangelium für ewige Zeiten.“

„Ewige Zeiten“ darf natürlich nicht wörtlich genommen werden, denn kein Menſch war weniger für Dauergefühle geſchaffen als dieſer ſchweifende Geiſt. Das Glück, ſich am Beſitz zu freuen, war ihm völlig verſagt, und ſo kam denn auch plötzlich, aus einer tiefen Unluſt jäh aufſpringend, der Gedanke, der Lucie noch mehr erſchreckte, als ſeinerzeit die geplante Doppelehe: Pückler war der endloſen Sorgen durch und um Muskau müde geworden und wollte den Beſitz verkaufen, ſobald ſich ein paſſender Käufer fände. Und während ihr der Schreck über dieſen Plan noch in allen Gliedern lag, kam das phantaſtiſche und wanderluſtige Lind ſchon wieder mit einem anderen Plan, den es ſeit langem gehegt hatte und nun auch zur Ausführung brachte: es begann nämlich jetzt die Reiſe durch Amerika, Afrika und Aſien zu unternehmen, die Pückler ſpäter in „Tutti frutti“ und „Semilaſſos Weltgang“ beſchrieb. Vergebens jammerte die Schnucke, daß ſie ſich vor dem Alleinſein fürchte, daß ſie vor Sehnſucht nach ihrem großen Kind vergehen müſſe — Lou ſchrieb ihr wunderſchöne Briefe, beteuerte unabläſſig ſeine Liebe und Treue, ſchickte ihr von überall her getrocknete Blumen, trank an allen möglichen durch Erinnerung oder Legende geweihten Stätten und Quellen auf ihr Wohl und — kündigte ihr ſchließlich an, daß er aus dem Orient eine junge Sklavin Namens Machbuba mitbrächte, „denn ich bin Türke, mein Engel, darüber mußt Du Dich keinen Illuſionen hingeben. Ein Türke, leider aber ein alter, der Maitreſſen dieſer Art braucht, welche die blindeſte Folgſamkeit mit dem Attachement der Hunde verbinden, denn daß ſie in mich verliebt ſein ſollen, kann ich nicht mehr prätendieren. Schnucke, Du biſt meine Mama, mußt mir aber meine Konkubinen nicht ſtören, wenn ich nach Muskau komme. Schnucke, was ſagſt Du zu alledem? Ich bin aber immer und ewig, als Türke wie als Chriſt, Dein treuer Lou.“

Was die Fürstin zu alledem sagte oder dachte, kann man sich ungefähr vorstellen. Da sie aber die Absonderlichkeiten ihres Mannes schon kannte und außerdem durch ihre ganze Kultur an anmutige Verschleierung aller Peinlichkeiten gewöhnt war, beantwortete sie alle Briefe Pücklers mit großer Freundlichkeit, tat so, als ob sie die Abessinierin nur als Sklavin, als ergebene Dienerin betrachte, der sie jetzt schon dankbar sei für die Sorgfalt und die Liebe, die sie dem fernen Lou erweise. Dem Fürsten war trotz seiner Rücksichtslosigkeit beim Empfang dieser Heimatbriefe nicht recht wohl, und weil er fühlen mochte, daß er, der jetzt ganz wie der Graf von Gleichen mit einer Türkin heimkehren wollte, tief im Unrecht war, und weil auch außerdem Luciens Briefe allmählich heftiger gegen „die kleine Dame aus Nubien" Stellung nahmen, schilderte er sich und seine Beziehungen zu Machbuba ebenso rührend wie erlogen. Er sei jetzt ganz alt ... das Gesicht voll Runzeln, die Nase fast bis aufs Kinn reichend. Haare seien durch das stete Tragen des Fes überhaupt kaum mehr vorhanden ... Er sei so hinfällig und pflegebedürftig, wie Schnucke es sich kaum vorstellen könne. Außerdem sei es leider eine traurige Wahrheit, daß er und die Schnucke teils hart an der Schwelle, teils jenseits der Sechzig stünden, und da sei es doch wirklich ridikül, Eifersucht erregen zu wollen oder zu zeigen ... Und nachdem er mit diesen Redensarten Lucie und sich lang und breit beschwindelt hatte, traf er eines Tages in orientalischer Kleidung mit Machbuba, die schon an beginnender Schwindsucht litt, in Muskau ein.

Pückler hat in seinen Briefen an Lucie und auch gegen Fremde oft behauptet, daß ihm seine Frau durch ihre Heftigkeit und Herrschsucht viele Tage verbittert habe, aber was immer die Fürstin sonst an Jähzorn gesündigt haben mag, — in der Zeit, da der Mann ihr die Farbige als Nebenfrau ins Haus führte, hat sie an Selbstüberwindung und äußerer Güte mehr getan, als je von irgendeiner Frau gefordert wurde, vielleicht sogar soviel getan, daß es dem Begriff der Frauenwürde überhaupt nicht mehr entspricht. „Ich habe es nie ausgesprochen, daß die Machbuba nicht nach Muskau kommen solle, wohl aber erklärt, ich würde

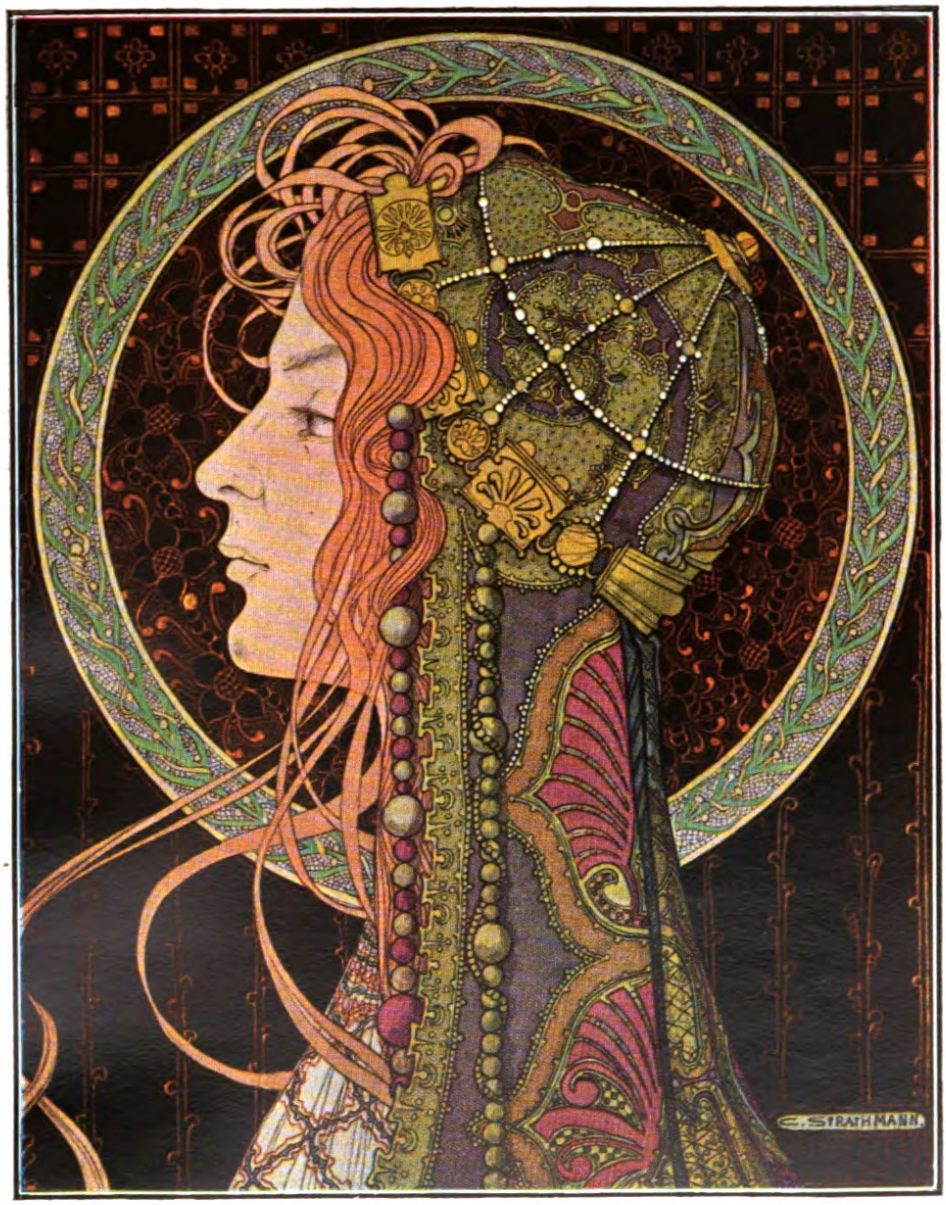
dort nie anders als unter ehrenvollen Verhältnissen leben! Wäre es nicht ein Kampf mit einer Sterbenden oder gegen eine Sterbende geworden, so hätte ich mich auch niemals verstanden, mit ihr in Muskau zu bleiben. Ich habe sie daher und unter solchen Umständen auf dem Jagdhause freundlich aufgenommen; zwei Tage war ich mit ihr dort und ebensolange befand ich mich unter einem Dache mit der todkranken Maitresse des Fürsten im Muskauer Schlosse..." Der Fürst, der dank seiner Veranlagung wieder einmal nichts von dem verstand, was in dem Herzen der tödlich beleidigten Frau vorging, war sehr verstimmt, daß die Doppelehe nicht so harmonisch verlief, wie er sie sich gedacht hatte und daß Lucie Muskau verließ, um nach Berlin zurückzukehren, wo sie stets vorübergehend oder auch längere Zeit mit dem Fürsten weilte. Er war sogar naiv genug, sich ernstlich zu beklagen, daß die Schnucke ihn nicht mehr wie früher Lou nenne, und als nach kurzer Zeit Machbuba starb, schilderte er der abwesenden Gattin anschaulich seinen Schmerz. Wie er im Mondschein auf dem Grab der Toten weine, wie er sie im Traum vor sich sehe und daß er in ihr etwas verloren habe, „was mir im irdischen Leben durch nichts mehr ersetzt werden kann. Also, meine Schnucke, Du bleibst mir nun allein!"

Aber nun, da das wunderliche Leben zu Dritt durch den Tod wieder gelöst worden, nun, da das Ehepaar Pückler immer merklicher der Schneezone des Lebens zuschreitet, nun wird doch endlich die ewige Rastlosigkeit des Fürsten sich sänftigen, und der Herbst der Beiden wird friedlich, von wehmütiger Helle erfüllt, dahingleiten, wie es den Tagen der scheidenden Sonne geziemt? O nein, jetzt fängt für die arme Schnucke die wahre Unruhe erst an, denn jetzt führt der Fürst seinen langgehegten Plan aus und verkauft Muskau. Lucie war wie vernichtet. Schon früher hatte sie versucht, beim Hofgericht gegen den Verkauf Protest einzulegen, mit der Begründung, daß Pückler durch seine Erhebung in den Fürstenstand gebunden sei, ein Majorat zu errichten. Hatte dann freilich den übereilten und nutzlosen Protest zurückgezogen und sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß sich kein Käufer für

Muskau finden würde. Nun war für sie alles zu Ende, nun war sie nach ihrer Ansicht eine alte Bettlerin, der nichts mehr blieb im Leben als die qualvolle Erinnerung an einen Herrensitz, auf dem sie einst gleich einer Königin gewaltet hatte. Denn so sehr Lucie auch stets alle Pläne des Fürsten verstanden, wie oft sie ihn auch zu neuen angeregt hatte, so war und blieb sie eben doch die große, kurzsichtige Dame des Rokoko, für die Grundbesitz Lebensbedingung ist, die sich in einer städtischen Mietswohnung degradiert vorkommt. Ganz anders aber war ihr Mann, der rastlose, genialisch-schöpferische, dessen ganze Wonne im Pflanzen, Bauen, Erschaffen lag und den nichts so treffend charakterisiert wie das Wort der Rahel, die ihn den „Erdbändiger" nannte. Und so hat er denn, kaum daß Muskau übergeben ist, schon wieder ein neues Werk in Aussicht: Branitz. Zwar ist ihm bislang Branitz, das in einer Sandwüste liegt, beinahe verhaßt gewesen, nun aber reizt ihn gerade die Schwierigkeit der Aufgabe, und wie er vor dreißig Jahren all seine Liebe und sein Gärtnergenie über Muskau hinströmte, so jetzt über Branitz, so daß Varnhagen mit Fug und Recht sagen durfte: „Aus einer Sandwüste ist unter den Händen des Fürsten ein Paradies geworden. Er hat hier mehr getan als in Muskau, wo er eine Landschaft vorfand. Hier mußte er sie ganz erschaffen." Und er selbst schreibt die einfachen und doch großartigen Worte: „Was daraus wird, nach unserem Tode, ist ja die vollkommenste Nebensache. Nichts ist ewig, aber ewig schaffen ist göttlich, ob für uns oder andere, ist gleichgültig, und wer nur für sich wirken will, wirkt gar nichts." Dazwischen aber gab es immer aufs neue, unerschöpflich, unabänderlich, Liebe und immer wieder Liebe! Aber die Schnucke kränkte sich über diese verspäteten Gefühle wohl nicht mehr, denn sie war nun schon nahe an siebzig, kränklich und mit allerlei Sorgen um Tochter und Enkelin belastet. Sie wußte ja, daß sie diesen Mann nie ganz besessen und auch nie ganz verloren hatte, und sie kämpfte nicht mehr mit ihm um das, was er ihr nun einmal nicht geben konnte, weil es nicht in seiner Natur lag. Sie lebte, pflanzte und schuf

mit ihm weiter in Branitz geradeſo, als ob das Leben für ſie Beide keine Grenzen hätte, als ob ſie bis zum letzten Atemzuge die Erde zur Schönheit und zur Fruchtbarkeit zwingen müßten. Doch rührend, wie ſie immer in ihrer Liebe für den Mann geweſen, war ſie es auch jetzt noch mit einer kleinen beſonderen Nuance: ſie beſtand nämlich darauf, daß er ſich nach wie vor die Haare ſchwarz färbte, denn ſie hätte es nicht ertragen, ihren Lou, ihr großes Kind, altern zu ſehen. Vergeblich ſtellte er ihr vor, wie mühſam dieſe Operation ſei, wie er jedesmal Erkältung dabei riskiere, — ſie blieb dabei, ſie wollte keinen Lou mit Greiſenhaaren haben. Da ſchrieb er dann wohl ein wenig ärgerlich: „Dich habe ich immer hübſcher in den weißen als blonden Haaren gefunden, und das Alter können wir beide doch nicht mehr ableugnen," aber für ſie, die ihn nun wirklich liebte, wie die Mütter ihre Kinder lieben, für ſie war er eben trotz ſeiner 68 Jahre nicht alt, ſondern nur zufällig ergraut, und es ſchnitt ihr ins Herz, wenn ſie an ihm ein ſichtbares Mal der Vergänglichkeit ſchauen ſollte.

Ihn aber bekümmerten weder die bereiften Haare, noch die Sechziger, noch die Siebziger, noch die Achtziger. Er, dem man ſchon vor Jahrzehnten den baldigen Tod prophezeit hatte, er lebte geſund, fröhlich, ewig verliebt und ewig geliebt, durch Epochen hin, überdauerte noch um beinahe zwanzig Jahre ſeine Lucie, die im Jahre 1854 ſtarb und auf deren Grabkreuz er nur die Worte ſetzen ließ: „Ich denke Deiner in Liebe." Vielleicht aber hat er, da er ihren Nachlaß ordnete, nicht nur mit Liebe, ſondern auch mit Reue und Beſchämung an ſie gedacht, denn in ihrem Schreibtiſch fanden ſich alle getrockneten Blumen, die er ihr von ſeinen Reiſen geſchickt und die ſie mit Aufſchriften wie dieſe verſehen hatte: „An den Ufern des Styx gepflückt und mir zugeſandt von dem, den ich lieben werde auch jenſeits der Wellen, die das Leben hier wie das Leben dort beſpülen", und ferner fand ſich hier eine alte Kielfeder mit eingetrockneter Tinte: „Dieſes iſt die Feder, mit der ich die ſchmerzliche Eingabe zu meiner Eheſcheidung von meinem über alles geliebten Lou unterzeichnete ..." Vielleicht iſt dem Fürſten beim Anblick



Aſtarte
Gemälde von Carl Strathmann

dieſer Gedenkzeichen wenigſtens vorübergehend klar geworden, wie dieſe Frau ihn geliebt und was ſie von ihm ertragen hatte. Und noch ſpäter, in ſeinen hohen Greiſenjahren, da hat der Fürſt wohl nach ganz alter Leute Art immer mehr in Zeiten gelebt, die einmal ſo ſchön und nun unwiederbringlich dahin waren, und hat an den Tag gedacht, da er ſeine Frau in ihrer herbſtlichen Schöne nach Muskau geführt hatte ... an den andern, da er am Weihnachtsabend mit ihr hinausgefahren war in den Wald, wo er ihr zur Überraſchung die höchſte Tanne als lebendigen Chriſtbaum mit hundert und aber hundert Lichtern hatte ſchmücken laſſen ... an das Wiederſehen, wie er von England heimkam ... an noch viel Anderes, das er in Leid und Freud', in Zorn und Zärtlichkeit mit ihr erlebt hatte. Vielleicht iſt ihm da leiſe die Erkenntnis aufgegangen, daß die wilde Liebesjagd ſeines Lebens trotz all ihrer reichen Beute nicht ſoviel wert war, wie ſeine Konvenienzehe mit der Schnucke, wie denn auch die Anhänglichkeit, die er ihr über alle Untreuen hinweg wahrte, bedeutungsvoller geweſen iſt, als das, was man gemeinhin Treue nennt.

Madonna unterm Apfelbaum

Von

August Vetter

Im Blütenwirbeltanz der Winde
Bog ſich der Baum vor Übermut.
Das Bild der Mutter mit dem Kinde
Stand drunter wie beſchämtes Blut.

Nun ſchwillt die Frucht der Frühlingsfeſte,
Und Stille zwingt den Baum zur Ruh.
In Demut neigt er ſeine Äſte
Der lächelnden Madonna zu.

Das Wunder des Archips

Erzählung von G. v. d. Gabelentz

Wenn die Fischer abends auf die Fluten der Moskwa hinausruderten, ihre Netze zu legen, so hörten sie, daß die Wellen einander zuwisperten: „Zar Iwan ist alt geworden, und seine Hand fängt an zu erlahmen. Er hat schon lange keine Toten mehr ins Wasser werfen lassen!“

Arbeiteten die Holzfäller in den dichten Waldungen, so vernahmen sie ein Flüstern in den Zweigen: „Sonderbar, wie wenig der Zar jetzt Holz braucht zu Galgen und Scheiterhaufen.“

Ging der Wind übers Land und rumorte er durch die Essen in die Hütten der Bauern, so raunte er ihnen ins Ohr: „Ich sah Zar Iwan am Fenster stehn und streifte sein Haar. Und dies Haar ist grau und dünn geworden.“

Und gingen die Bürger der Stadt an den Gräben vorbei, die um die Türme des Zaren gähnten, so blickten sie auf die Wasserfläche hinab, wunderten sich und sprachen: „Man kann sich im Wasser widerspiegeln. Seht doch an, es ist nicht mehr rot vom Blut der Gerichteten.“

Des Zaren Henker und ihre Knechte hockten jetzt durch Tage und Nächte in den Schenken, soffen und drehten die Daumen. Sie langweilten sich und hatten wenig zu tun. An ihren Schwertern und Beilen setzte sich Rost an, nagte der Rost. An ihren Stricken hingen die Weiber Wäsche auf. Die Leute, die durch die Straßen gingen, wagten wieder laut zu reden. Sie spazierten am hellen Tage über die Plätze und vergaßen das Hinschleichen an den Mauern der Häuser. Man wagte den Namen des Zaren laut auszusprechen, ohne vorher die Türen zu schließen oder hinauszusehn, ob nicht vor dem Fenster ein Lauscher stehe.

Die Krähen, die in schwarzen Wolken bisher täglich über der Stadt und den Richtstätten geflattert waren,

fingen an zu hungern. Sie zankten sich um die abgenagten Knochen der Gerichteten, und eine nach der andern flog krächzend in die Wälder zurück.

Man tuschelte sich zu: „Der Zar ist am Ende krank geworden oder müde, oder vielleicht sinnt er sich eine neue Todesart aus, weil ihn die andern langweilten und er schon seit Wochen nicht mehr herausritt, Blut fließen zu sehn und das Schreien der Gemarterten zu hören. Was mag ihn jetzt ergötzen, und auf was mag er wohl jetzt hören?“ Und ein Schelm wagte leise die Bemerkung: „Vielleicht findet er nun Freude daran, den Liedern der Balalaika zu lauschen.“

Im ganzen Land wagten die Menschen die Köpfe zu erheben und in die Höhe zu sehn, sie rannten nicht mehr stumm dahin mit gesenkten Stirnen und scheuen Blicken, wenn sie unter den Fenstern des Kremls vorbeimußten. Hin und wieder versuchte sogar einmal einer ein Lied zu singen, auch wenn er über Dächern die graue Zinne eines der kaiserlichen Türme sah.

Der Gärtner zerstörte nicht mehr wie sonst die Geniste der Singvögel an den Orten, die der Zar betrat, denn dem Zaren war Vogelgesang zuwider. Seine Häscher zerschlugen nicht mehr die Instrumente, die sie fanden, und ließen nicht mehr die Leute peitschen und einkerkern, die zu singen wagten, wenn es ihr Herr hören konnte, weil der Zar den Menschengesang haßte.

In den Waffenkammern des Schlosses lehnten die Spieße und lagen die Haufen geschärfter Pfeile zu Bündeln gebunden wie gelbe Ähren. Aber um ihre Schärfe spannen die Spinnen ihre Netze. Die ledernen Schnallen der Harnische wurden brüchig, weil der Zar nicht mehr auszog mit seinen Kriegern, eine aufrührerische Stadt zu züchtigen oder einen feindlichen Stamm zu bekriegen.

Man sah den Mächtigen zuweilen in seinen pelzverbrämten Mantel gehüllt bei Fackellicht durch die Korridore schreiten, in die Gruft hinabsteigen und an den Sarg des von ihm erschlagnen Sohns treten. Stundenlang lehnte er vor dem düstern Schrein. Einmal hämmerte er mit der Faust auf den silbernen Deckel des Sargs, daß es

durch die Gewölbe dröhnte und schrie: „Steh auf, Iwan! Ich hab' dir verziehn, daß du mir widersprochen hast. Steh auf, ich will's, ich, Iwan der Zar!"

Aber der Tote blieb tot. Und als der Zar aus dem finstern Gewölbe vor der Schar seines Gefolges wieder emporstieg, blieb er plötzlich auf der obersten Stufe der Treppe stehn, kehrte sich um, streckte die Hand gegen seine Diener und sagte ruhig: „Wenn ich mit eurem Blut Iwan lebendig machen könnte, ich wollt' es euch tropfenweise fließen lassen, euch und noch tausend andern!"

Die Diener fielen zitternd zu Boden, der Zar kehrte sich ab und schritt weiter.

Es kam vor, daß er halbe Tage lang am Fenster saß, über die Dächer der Stadt hinwegstarrte und kein Wort sagte. Niemand wußte, woran er dachte. Aber scheu standen die Seinen im Hintergrund, und sie bebten vor jedem Wort, das ihr Herr sagen könnte, und vor jedem Blick, den er aussandte, denn seine Worte waren Tod, und seine Blicke sprachen Vernichtung.

Da ließ er eines Tages die ersten seiner Geistlichen zu sich kommen und sprach zu ihnen: „Ich habe Gott den Gefallen getan, schon seit Monaten niemand mehr töten zu lassen, doch Gott hat mir kein Gegengeschenk gemacht. Ich bin des Wartens müde und erkläre euch: Ich erkenne euren Gott nicht an. Ich weiß nichts von eurem Gott. Ich sah ihn noch nie!"

Die Priester schwiegen eine Weile, dann wagte sich der Erzbischof vor, verneigte sich tief und erwiderte: „Und doch ist Gott."

„Wo?" fragte der Zar. „Ich seh' ihn nicht! Ich seh' nur Böses um mich, ich seh' nur Feindschaft und Haß und erbärmliche Schwäche."

Der Bischof verneigte sich wieder bis zur Erde und wagte zu entgegnen: „Man sieht Gott in seinen Wundern."

Verächtlich schaute der Zar auf die Schar der Priester, die sich wie Schafe vor dem Wolf in der Ecke des Saals zusammendrängten und ängstlich die Augen zu Boden schlugen.

„Wunder?" rief er. „Ich sah noch nie ein Wunder.

Ich ließ in Nowgorod sechzigmal tausend Menschen töten, Gott machte keinen wieder lebendig. Ich ließ in andern Städten Tausenden die Hand abschlagen, die sie gegen mich erhoben. Sie wuchs keinem wieder an. Ich ließ Tausenden die Zunge ausschneiden, mit der sie mir geflucht, nie wieder hörte man, daß sie gesprochen hätten. Ich ließ Tausenden die Augen ausstechen, weil sie mich mit Haß angesehn. Ich hörte nie, daß einer von diesen wieder sehend geworden wäre. Ich habe Tausenden den Kopf abschlagen lassen. Ihr sagt, es seien Unschuldige dabei gewesen. Nun wohl, warum hat Gott nicht ein Wunder an einem einzigen dieser Unschuldigen getan, ihn aus meiner Hand genommen und gerettet?"

Die Priester blieben lange stumm. Dann sagte der älteste: „Wir wissen nicht, mächtiger Zar, wann und wie Gott sich uns im Wunder zeigt, ob an Schuldigen oder an Unschuldigen. Wer will seine Wege kennen?"

„So seid ihr schlechte Pfaffen und schlechte Diener eures Gottes," rief der Zar und sprang von seinem Sitz, „wenn ihr ihn nicht besser verteidigt, wenn ihr es nicht vermögt, mir zu beweisen, daß euer Gott lebt! — Ihr wäret wert, daß ich euch als unnütze Fresser in Säcke nähen und in den Fluß werfen ließe."

Auf die lauten Worte des Zaren steckten zur Tür einige seiner Wachen die Köpfe herein. Sie glaubten, ihr Gebieter werde den Befehl geben, die Priester zu greifen, und wollten diensteifrig zur Hand sein, denn der Zar liebte nicht zu warten. Die Geistlichen erschraken, sie knieten nieder und hätten alles darum gegeben, wenn sie hundert Meilen weit weg gewesen wären. Da sie nichts zu ihrer Entschuldigung zu sagen wußten, kehrte der Zar ihnen den Rücken.

Endlich überwand der Erzbischof seine Angst und brachte zaghaft vor: „Wir sind nur arme, schwache Menschen, wie sollten wir, die wir in deiner Hand wie Spreu in der Gewalt des Sturms sind, vermögen, dir ein Wunder zu zeigen. Aber es lebt draußen am Rande des Waldes nur wenige Meilen von hier ein alter Bauer Archip. Von dem gehen seltsame Reden um. Im Volk

ſagt man, er ſei ein heiliger Mann, er führe ein gottgefälliges Leben und er könne wohl gar Wunder tun. Oft ſollen Kranke zu ihm pilgern, und er heilt ſie. Menſchen ſollen zu ihm kommen, er ſagt ihnen die Zukunft. Leute, die voll Kummer ſind, denen ſoll er Troſt ſpenden. Mächtiger Zar, wenn du den alten Archip einmal aufſuchen möchteſt, vielleicht, daß er dir beſſer dienen könnte, als wir Armen mit all unſerm Wiſſen, unſerm Kirchendienſt, unſern Gebeten und Geſängen vermögen."

Der Zar ſchaute eine Weile vor ſich hin, dann ſagte er: „Geht! Ich werde über die Sache nachdenken."

Die Prieſter erhoben ſich, dankbar daß der kluge Erzbiſchof die Gedanken des Zaren auf einen anderen gelenkt hatte. Eilig ſuchten ſie das Eiſentor des Kremls zu erreichen.

Als ſie weit genug weg waren, daß weder der Herrſcher noch einer ſeiner Diener oder Soldaten ſie hören konnte, kehrte ſich der Erzbiſchof zu ſeinen Genoſſen um und ſagte: „Ich bin wohl neugierig, was der alte Archip machen wird. Er hat bisher nur mit Bauern und armem Geſindel zu tun gehabt. Laßt ſehn, wie er ſich mit dem Zaren aus der Verlegenheit zieht. Wenn Gott durch ſeine berufenen Diener nicht den Sinn des Zaren erweichen kann, wie ſollte das dieſer einfache alte Mann vermögen?"

„Ja," antwortete ihm einer der Prieſter, „ich fürchte ſehr, daß der Alte am Zaren ſeine Künſte umſonſt verſuchen wird. Gott braucht einen Weiſeren und Stärkeren, um dieſem Schrecklichen ſeine Macht zu zeigen."

Der Zar ſah den Geiſtlichen nach, wie ſie über die Brücke und den Platz davoneilten, dann rief er ſein Gefolge herbei und befahl, daß am nächſten Tage Wagen bereit ſtehn ſollten, weil er hinausfahren wolle, den alten Archip aufzuſuchen. — —

Zar Iwan hüllte ſich in den Pelz und beſtieg den erſten Wagen. Im zweiten nahmen zwei Männer ſeines Gefolges Platz, hinter ihnen ritt eine Schar Bewaffneter. Es war ein warmer Sommertag. Die Vögel ſangen in allen Zweigen. In Flüſſen und Bächen ſpiegelte ſich das lachende Geſicht der Sonne, und weiße Wolken türmten

ſich am Himmel wie rein beſchneite Berge. Auf den Feldern reifte Getreide, und mit den wogenden Ähren ſpielte warmer Wind. Bienen ſummten, und ein kräftiger Geruch von Erde und Gräſern ſtieg empor. Der Zar wäre lieber geritten, aber die Ärzte hatten ihm abgeraten aufs Pferd zu ſteigen, weil das ſeiner Geſundheit ſchaden könnte. Und der Zar, dem das Leben andrer Menſchen nicht mehr galt wie das der Fliegen und Mücken, war ſeit einiger Zeit beſorgt um ſein eignes Befinden, er ahnte, daß eine verborgne Krankheit an ihm zehre, und war dem Rat der Ärzte gefolgt.

Der Kutſcher, der ihn fuhr, ſah über die Köpfe der drei Pferde hinweg auf das blühende Land. Er war eines Bauern Sohn und freute ſich, wie rings die Felder gediehen, das Heu duftete und wie ſchwer die Ähren des Getreides nickten. Er lächelte ſtill vor ſich hin und dachte an das heimatliche Dorf und die Eltern und Geſchwiſter, an die Kuh zu Hauſe, das ſtruppige Pferdchen und den Hofhund.

Hinter ihm ſaß der Zar. Ihn fror trotz der Wärme, er lächelte nicht, ſeine Augen folgten finſter der Lerche, die ſich mit Geſang in die Lüfte ſchraubte. Als ſie ſich dem Hauſe des alten Archips näherten, befahl der Zar ſeiner Begleitung zu halten, da er unerkannt den Alten aufſuchen wollte. Dann verließ er die Troika und ſchritt allein, geſtützt auf den Elfenbeinſtock, der Hütte zu. Er fand niemand daheim und ſetzte ſich in die Sonne auf eine hölzerne Bank neben der Tür.

Eine Weile hatte er dort gewartet, da trat aus dem Wald ein alter Mann mit grauem Bart und kam gegen das Häuschen. Der Mann trug den Kittel eines einfachen Bauern, ſein Haar wuchs ihm lang bis auf die Schulter herab, die Augenbrauen hingen ihm buſchig über die Augen. Seine Stirn war gefurcht, er wiſchte ſich den Schweiß von ihr und hielt eine Mütze in der Hand, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war. Über dem Rücken hing ihm ein Sack, und neben ihm lief ein kleiner Knabe, der ſchwenkte in einem hölzernen Bauer einen gefangenen Zeiſig.

Der alte Archip ſchien den Gaſt an der Hüttentür nicht bemerkt zu haben. Der kleine Knabe aber zupfte ihn am Rock und wies auf den fremden bleichen Mann im koſtbaren Pelz, deſſen Augen ſo dunkel brannten und deſſen Lippen ſo hart aufeinander gepreßt waren. Ruhig trat der Alte an den Zaren heran, warf den gefüllten Sack zu Boden, verneigte ſich und erkundigte ſich nach dem Begehr des Fremden.

„Biſt du Archip?“ fragte der Zar.

„Der bin ich, Herr,“ erwiderte der Alte.

„Und wer iſt das?“ der Zar wies auf das Kind.

„Mein Enkel,“ gab der alte Archip zur Antwort. „Seine Eltern ſind tot. Der Vater ſtarb im Krieg für den Zaren und die Mutter am Hunger. Diener des Zaren hatten ſie von ihrem Hof gejagt. Da nahm ich den Kleinen zu mir.“

Der Zar faltete die Hände über dem Elfenbeinſtock. „Ich habe einen weiten Weg zu machen,“ begann er von neuem, „und mein Kutſcher hat ſich verfahren. Ich will etwas bei dir raſten. Haſt du Brot und Bier?“

„Ich habe beides,“ erwiderte der Alte. „Warte nur ein wenig, Herr, ich bring' es dir heraus.“

Damit ging der Alte in das Haus hinein. Das Kind fürchtete ſich vor dem finſtern Blick des Fremden und folgte, indem es ängſtlich ſich an den Rock des alten Großvaters ſchmiegte. Nach einer Weile kam der Bauer wieder hervor und brachte auf hölzerner Schüſſel Brot und Honig und in einem Kruge Bier.

Der Zar aß und trank und fragte nach dem Leben des Alten. Der erzählte ihm, er habe keine Sorgen und lebe von dem Ertrag eines kleinen Feldes, von Pilzen, die er im Wald ſammele, von Beeren, die Gott wachſen laſſe, von Vögeln und Wild, das er in Schlingen fange. Er ſei zufrieden mit ſich und ſeinem Los. Nur im Winter ſei es wohl etwas einſam, und er dürfe ſich nicht weit von ſeiner Hütte entfernen, denn die Wölfe ſprängen zuweilen bis an die Tür und ſcharrten hungrig an der Holzwand, um zu ihm zu dringen.

„Und im Sommer?“ fragte der Zar.

„Da gibt es nichts Schöneres als hier zu leben," antwortete der Alte. „Da kommen die Vögel zu mir und ſingen mir ihre Lieder. Die Rehe ſtehen auf der Wieſe und trinken aus der Quelle am Haus, die Bienen tragen mir Honig zu, und die Sonne wärmt mich. Was will ich mehr?"

„So biſt du glücklich?" fragte der Zar.

„Sollte ich's nicht ſein?" erwiderte der alte Archip. „Gott hat mein Leben gefügt." Sein Enkel trat zu ihm, zupfte ihn am Ärmel und flüſterte: „Großvater, ſprich nicht mit dem Fremden! — Ich fürcht' mich vor ihm."

„Warum denn?" ſagte ſein Großvater und lächelte.

„Er hat böſe Augen," gab das Kind zurück.

Archip lachte. „Ja," ſagte er und klopfte dem Kind auf die Wangen, „Menſchen haben nun einmal nicht die Augen deiner Rehe, Kind. Und die großen Herren haben ihre Sorgen. — Nehmt dem Kind das Geſchwätz nicht übel!"

Der Zar lächelte nicht. Er ſchob den Holzteller beiſeite, umfaßte wieder den Elfenbeinſtock und ſchaute vor ſich hin. „Man ſagt," murmelte er, „du ſeiſt ein frommer Mann, die Leute glauben ſogar, daß du Wunder tun kannſt. Ich glaube nicht an Wunder. Zeige mir eins!"

Der alte Archip hob die Hand, wies auf die blühenden Gräſer und ſprach: „Iſt es nicht ein Wunder, daß Gott immer von neuem den Menſchen Blumen wachſen läßt, und ſie vergeſſen ihn doch immer wieder von neuem und denken an nichts andres, als wie ſie einander ſchaden können! — Drüben im Tal lebt ein Bauer, der die andern betrügt und beſtiehlt. Und doch hat Gott den Sünder bis jetzt noch nicht geſtraft. Scheint das nicht auch ein Wunder?"

„Du biſt ein Narr," antwortete der Zar. „Kannſt du nicht beſſere Beweiſe bringen?"

„Das könnt' ich wohl," erwiderte Archip. „Aber die Wunder Gottes ſind nur für den erkennbar, der ſie erkennen will, und du, Herr, willſt ſie nicht erkennen."

Der Zar erhob ſich ungeduldig und reckte ſich ſtolz auf. „Ich ſehe, daß du ein Schwätzer biſt und daß deine Weisheit nichts wert iſt. Das gleiche hab' ich von Pfaffen hundertmal gehört. Du biſt nicht klüger als andere."

Zar Iwan tat einige Schritte, dann blieb er plötzlich stehn, zog ein Goldstück aus der Tasche, warf es dem Alten hin und sagte: „Du bist arm und hast mich beherbergt. Hier, nimm!“

Der Alte ließ das Goldstück liegen. „Arm? Es gibt nur einen Armen im Lande — den Zaren.“

Iwan zuckte zusammen und runzelte die Stirn. „Warum?“

„Der Zar trägt die Last aller Sünden,“ antwortete Archip.

Da sah der Herrscher unter finster zusammengezogenen Brauen den Alten von Kopf zu Füßen an und rief höhnisch: „Meinst du? Der Zar ist stark genug, sie zu tragen.“ Er winkte seinem Kutscher und schritt auf die Troika zu. Als sein Gefolge ihn kommen sah, löste sich vom Waldrand der zweite Wagen, und die Soldaten der Bedeckung sprangen aus dem Dickicht vor und schwangen sich auf ihre Pferde.

Iwan kehrte sich am Wagen noch einmal gegen den alten Bauern, der mit der Mütze in der Hand dastand. „Weißt du, wen du beherbergtest?“ fragte er.

„Ich weiß es,“ gab der zurück. „Dir brennt, Zar Iwan, auf der Stirn das Zeichen des Kindesmörders!“

Da schrie der Zar gräßlich auf wie ein verwundetes Tier, schwang den Elfenbeinstab und wollte im ersten Augenblick den Bauern zu Boden schmettern. Als der aber ruhig ihm in die Augen sah, ließ er den Stock sinken und keuchte: „Auf die Erde! Küß mir den Rock und bitt' um Vergebung!“

Doch der alte Archip blieb stehn und antwortete: „Gott hat mir befohlen, nur vor ihm zu knien. Und meine Sünden kann nur Gott vergeben. Du nicht, Zar.“

Der Zar kehrte sich ab, stieg in den Wagen, und die Pferde warfen sich in die Riemen. Das Gefolge schloß sich an, die Reiter sprengten nebenher. Als sich am Rande des Waldes der Weg zur Seite schlängelte, blickte der Zar noch einmal zurück nach dem Alten. Der stand noch immer aufrecht, wie der Schreckliche ihn verlassen. Er hatte das Kind an seiner Seite, und die untergehende Sonne zeich-

nete gegen den Himmel einen hellen Strahlenkranz über ihn und seine Hütte. Da faßte den Zaren von neuem Wut. Er rief das Gefolge heran und befahl ihnen, mit den Reitern umzukehren, den Alten gefangenzunehmen, ihn nach der Stadt zu bringen und in den Turm zu werfen.

„Er hat vor mir nicht knien wollen," rief er den Männern zu, „so soll er denn vor dem Henker knien!"

Das Gefolge des Zaren kehrte um, und Iwan fuhr allein weiter.

Als sie an einem Dorf vorüberkamen, begegnete ihnen eine Schar Burschen und Mädchen. Die jungen Leute wanderten Arm in Arm, sangen und lachten, denn es war ein warmer Sommerabend. Einer rief dem Kutscher des Zaren ein lustiges Scherzwort zu im Übermut des frischen Lebens. Da zuckte es vergnügt um die bärtigen Lippen des Kutschers. Er sagte sich: ‚Das wird eine fröhliche Liebesnacht geben.' Aber Iwan lachte nicht. Und als die Burschen und Mädchen in der beginnenden Dämmerung den finstern Mann sahen, der bleich im Wagen lehnte, drückten sie sich schnell hinter ein Haus. Eins der Mädchen flüsterte: „Der da im Wagen war entweder der Teufel — oder es war der Zar."

Und Iwans Gefährt rollte weiter. Staub stiebte unter den Rädern und den hastenden Hufen der Pferde. Die Nacht kroch aus dem Wald hervor und schlich über Wiesen, Moore und Felder. Am Himmel wälzten sich dunkle Wolken herauf, eine quoll über die andere, und hin und wieder zerriß sie ein Blitz. Endlos schien sich der Weg zu dehnen. Der Wagen des Zaren begegnete keinem Wanderer mehr, und das Licht keiner Hütte blinkte durchs Finster. Nachtkäfer summten durchs Dunkel, und schwerfällig stieß einer gegen die Wange des Kutschers auf dem Bock. Der schmunzelte vor sich hin und dachte: ‚Sieh da, kleiner Kerl, du hast mehr Mut als mancher Mensch, daß du gegen den Wagen des Zaren fliegst.' Und der Kutscher schlug mit der Hand nach dem brummenden Käfer.

„Was tust du?" fragte der Zar.

„Da will sich ein Käferchen bei mir im Bart verstecken,

Herr," antwortete der Kutscher und lachte vor sich hin, weil er meinte, er habe da einen guten Witz gemacht.

Der Zar aber lachte nicht. Die Zeit schien ihm langsam zu vergehn. Er wurde müde, zog den Pelz enger um die Schultern und schloß die Augen. So saß er eine Weile und horchte im halben Hindämmern auf das ferne Mordgeheul der Wölfe. Er entsann sich, wie er in jungen Jahren sie einst mit Hunden gehetzt hatte. Nun aber hatten ihm ja die Ärzte verboten, zu Pferde zu steigen, und die Zerstreuung genommen. Er grübelte über sein Befinden nach, und daß ihm der Spiegel jetzt graues Haar und ein welkes Antlitz zurückwarf. Neulich hatte er mit dem Stock ärgerlich den Spiegel zerschlagen. Aber der neue hatte ihm das gleiche gesagt.

‚Warum lügen die Spiegel nicht?' dachte der Zar. ‚Warum sind sie nicht wie die Menschen, die mir alle lügen?"

Und er versuchte zu schlafen. Nach einiger Zeit aber streckte er halb im Traum seine Hand zur Seite, da faßte er einen Menschen. Er fühlte ein Knie, riß die Augen auf und sah in der Nacht, die vom flackernden Wetterleuchten erhellt wurde, einen alten Mann an seiner Seite sitzen.

Erschrocken fuhr der Zar zusammen, konnte sich nicht erklären, wie der Alte an seine Seite kam, und herrschte ihn an: „Wer bist du?"

„Kennst du mich nicht mehr?" antwortete der Alte. „Ich bin Archip. Ich kam, um dir etwas zu zeigen. Gib acht und schau' dort hinaus!"

Der Wald mit seinen Bäumen war zurückgetreten, gleichsam von einem wogenden Nebelmeer verschlungen, und jetzt gewahrte der Zar etwas, das einem wirbelnden Strom glich, der mit grauen, quirlenden, spritzenden Wellen von rechts, von links, von rückwärts auf ihn zujagte. Aber hier war ja kein Fluß und kein See, das war Täuschung, und der Zar meinte mit einmal, es seien nicht mehr graue, tanzende Wellen, sondern gewaltige Schwärme flatternder Vögel, ein riesiger Zug, wie er im Herbst aus unbekannten Ländern des Nordens kommt und über das Land dem Süden zurauscht.

Dann aber wurde das Bild allmählich klarer. Das waren auch keine grauen Vögel mit schlagenden Schwingen, das waren menschliche Gestalten, und der Zar sah und sah, und Grauen begann ihn zu schütteln. Da unterschied er Männer, Frauen und Kinder, denen die Köpfe fehlten, da sah er Scharen von Erhängten, hinter denen die Enden der zerrissenen Stricke flogen, da kamen heran Verstümmelte, denen Hände oder Füße fehlten, da schwebten Verwundete und Gemarterte, Männer und Frauen und Kinder und Greise mit schlohweißen Haaren. Und sie schwirrten lautlos von allen Seiten her, holten den Wagen ein, langten mit bleichen Nebelhänden nach dem Pelz des Zaren.

Einer unter den Schatten rannte neben dem Wagen her und wies auf eine klaffende Wunde an der Stirn. Der Zar erkannte Iwan, den Sohn, den er im Zorn erschlagen. Und immer länger und dichter wurde dieser Schweif gespenstischer Heerhaufen, die sich an den Wagen hängen. Iwan hob den Elfenbeinstock, schlug dem Kutscher damit auf den Rücken und rief ihm zu: „Fahre rascher! Mich friert!“

Der Kutscher schwang die Peitsche, und die starken Tiere fielen in Galopp. Aber die Schatten blieben nicht zurück, sie rannten, wirbelten, flatterten, huschten hinter dem Fliehenden her, wiesen ihm ihre Wunden, zeigten ihre zerrissenen, verstümmelten Glieder, ihre zerfetzten Kleider. Und der Zar packte seinen Mantel, zog ihn enger um sich und schrie dem Kutscher zu: „Vorwärts! Vorwärts!“

Von neuem sauste die Peitsche über die Rücken der Pferde hin, weiter hetzte das Gefährt. Und nebenher hetzten und jagten die Schatten. Grau und bleich waren ihre Gesichter und Gewänder, nur die roten Wunden leuchteten in einem fahlen Licht, sie brachen von neuem auf, und das Blut tropfte von ihnen, rann von ihnen herab. Die Wasserlachen, durch die der Wagen spritzend dahinflog, füllten sich mit blutigem Schaum. Rot färbte sich der Sand des Weges, über den der Zar rollte, und blutiger Tau perlte von den Gesträuchen am Wegrand.

Iwan starrte auf die Verfolger. Er roch den faden Geruch der Blutlachen und atmete den Gestank der Leiber,

die er auf Scheiterhaufen hatte verbrennen lassen. Die verkohlten Menschen erschienen ihm besonders furchtbar mit ihren schwarzen, von der Glut verkrümmten und vom Feuer ausgefressenen Körpern. Und von neuem schrie der Zar: „Vorwärts! Vorwärts!“ Aber die grausigen Scharen flogen mit den Schwingen des Sturmwindes neben dem Wagen her, geführt von dem ermordeten Sohn, der sich an den Pelz des Vaters klammerte und immer wieder auf die gespaltene Stirn zeigte.

Eine Stimme kam an das Ohr des Zaren: „Du wirst diese fortan immer sehn.“

„Ich will sie nicht sehn!“ trotzte der Zar. „Bist du wirklich ein wundertätiger Mann, Archip, so mach', daß ich sie nicht mehr sehe!“

„Du wirst sie immer sehn,“ gab der Alte zurück.

„Ich werde die Priester rufen lassen,“ sagte der Zar. „Die Glocken sollen läuten! Ich will eine Kirche bauen aus Marmor und edlen Steinen und den Heiligen goldne Gewänder schenken. Dann werden diese Schatten verschwinden.“

Aber der Alte antwortete: „Du gebietest nur den Lebenden, Zar Iwan, du bist nicht mächtig genug, Schatten von dir zu scheuchen.“

Der Zar versank in dumpfes Brüten und schloß die Augen. „Sind sie noch immer da?“ rief er nach einer Weile.

Der Kutscher auf dem Bock fragte: „Wen in aller Welt meint Ihr, Herr?“

„Die Schatten!“ rief Iwan.

„Ich seh' keine Schatten,“ bemerkte der Kutscher. Er wies mit der Hand hinaus. „Es ist der Nachtnebel. Den spinnt ein steinaltes graues Mütterchen im Wald und hängt die gesponnenen Schleier zwischen die Bäume, wie man die Leinwand zum Trocknen aufhängt. So hat es mir meine Großmutter erzählt.“

„Du siehst kein Blut mehr auf dem Wege?“ fragte der Zar. „Riechst du nicht den Geruch Verbrannter?“

„Ich seh' nichts,“ gab der Kutscher zurück, „und rieche auch nichts. Vielleicht ist ein Meiler in der Nähe, in dem die Köhler Holz brennen.“

Der Zar öffnete die Augen, der Alte war verſchwunden. — Aber da waren ſie wieder, die Schatten! Ins Geſicht ſtarrte ihm das weiße Antlitz ſeines Sohns, und rechts und links und hinter ihm flatterte das graue Geſpensterheer. Da zog Iwan raſch wieder die Fellmütze herab und ſchwieg.

Endlich hörte er Stimmen, das Lärmen der Wache erſcholl, er vernahm, wie Ketten eines Tores raſſelten. Da ſchaute er auf. Der Wagen war an den Eingang des Kremls gekommen, die Wache ſtürzte heraus, den Herrſcher zu empfangen, die eiſernen Torflügel wurden aufgeriſſen und ſchlugen an die Steine. Mit Fackeln und Lichtern eilten die Diener herbei. Sie halfen dem Herrſcher aus dem Wagen und trugen eine Sänfte heran, ihn nach ſeinen Gemächern zu bringen. Das Licht der Fackeln erhellte den Hof und die Scharen der Diener, die mit gebeugten Rücken das Gefährt und die ſchweißtriefenden Pferde umgaben.

Der Zar blickte ſich um. „Wo iſt der Alte?“ fragte er.

„Welcher Alte?“ gab einer der Bojaren zurück.

Der Herrſcher wandte ſich an den Kutſcher: „Du, wo iſt der Alte,“ wiederholte er, „der mit mir fuhr?“

Der Kutſcher ſah erſtaunt auf den Zaren und ſtotterte: „Herr, du haſt allein im Wagen geſeſſen. Das Gefolge iſt noch weit hinter uns.“

Die Bojaren ſahen, daß der Zar fieberte, und begleiteten ſeine Sänfte in die Räume, die der Herrſcher bewohnte. Mit einer Handbewegung entließ Iwan ſie dort, und ſie zogen ſich in die Vorzimmer zurück, wo ſie die Nacht zubrachten.

Der Zar legte ſich nicht nieder. Ruhelos ging er im Gemach auf und ab, dann plötzlich trat er ins Vorzimmer, weckte einen aus ſeinem Gefolge und verlangte, er ſolle mit ihm Schach ſpielen. Der Zar fürchtete ſich vor dem Dunkel. Aber über dem Spielen ſchlief er endlich im Lehnſeſſel ein. Der Bojar, der mit ihm ſpielte, wagte nicht, ſeinen Platz zu verlaſſen, und blieb ſeinem Herrn gegenüber ſitzen, bis dieſer am Morgen die Augen aufſchlug.

Da erhob ſich Iwan und befahl, ſeinen buckligen Hof-

narren zu bringen, denn er wolle erheitert sein. Man holte den Zwerg, der Zar warf sich auf ein Ruhebett und gab dem Narren ein Zeichen, sich auf ein Bärenfell zu seinen Füßen zu setzen und seine Späße zu machen. Und der Narr erzählte Schwänke und Possen und bog sich selbst vor Lachen und zermarterte sein Gehirn, lustige Worte zu finden und spaßhafte Geschehnisse auszumalen.

Aber der Zar lachte nicht. Mitten in einem der Scherze sprang er plötzlich vom Bett herab, packte den erschrockenen Hanswurst an der Schulter und wies gegen die kahle Wand des Zimmers. „Siehst du dort? Da sind sie wieder."

Der Zwerg kroch ängstlich in sich zusammen, machte den Mund auf und wußte nichts zu antworten. Da schrie der Zar: „Pack' dich hinaus, Narr! Und sag' drunten, daß der alte Archip ein Hexenmeister ist und daß man ihn verbrennen soll und seine Asche in den Fluß streuen!"

Dann sank er auf das Ruhebett zurück, kehrte der Wand den Rücken und wühlte mit der abgemagerten Hand im grauen Bart. Der bucklige Zwerg indessen war froh, das Gemach des Schrecklichen verlassen zu können, lief durch die Gänge und rannte die Treppe hinab, und wem er begegnete, dem rief er zu: „Der Zar befiehlt, daß der alte Archip ein Zauberer ist, und daß er verbrannt werden soll." Und leise setzte er hinzu: „Der Zar hat heute seinen Bluttag."

Der Narr wußte nicht, wer der alte Archip war, hatte auch nie etwas von ihm gehört. An der Stiege zum Hof aber begegnete er dem Gefolge, das mit dem Zaren nach der Hütte im Walde gefahren war. Er wiederholte den Leuten seinen Befehl. Da steckten diese die Köpfe zusammen. Auch der Vorsteher des Palastes trat heran und einer der Geistlichen, die dabei gewesen waren, als man dem Zaren von dem wundertätigen Alten gesprochen hatte.

„Was sollen wir tun?" fragten die Leute. „Der Zar befahl uns, den Alten gefangenzunehmen und mit uns nach Moskau zu führen. Wir haben ihn gesucht. Aber es war nur ein Kind da, und das hat uns gesagt, der Großvater sei mit dem fremden Herrn in den Wagen ge-

ſtiegen und davongefahren. Und wir haben ihn doch beſtimmt nicht im Wagen des Zaren geſehen."

„Und es iſt auch niemand mit ihm angekommen," beſtätigte der Vorſteher des Palaſtes.

„Was ſoll man davon denken?" bemerkte einer.

„Mir hat der Kutſcher geſtanden," ſagte der Vorſteher des Palaſtes, „daß der Zar unterwegs öfters laut geſprochen hat, als habe er ſich mit jemand unterhalten."

Der Kutſcher wurde gerufen; er meinte, aus den Moräſten ſei geſtern nacht Nebel geſtiegen, ſo dicht und ſeltſam, wie er ihn noch nie geſehn. Vielleicht habe der dem Zaren Fieber gemacht, denn der Herrſcher habe Eile gehabt, in den Kreml zurückzukehren.

Das Gefolge ſtand ratlos. „Was ſollen wir tun, wenn der Zar fragt, ob wir den Alten gefangen haben und ob er umgebracht worden iſt, wie er befohlen hat? Sollen wir ihm mit Märchen kommen? Dann werden wir morgen am Galgen hängen."

Der Prieſter ſchlug ein Kreuz und beteuerte: „Der alte Archip iſt ein Heiliger, Gott hat ihm wunderbare Kräfte gegeben. Vergreift euch nicht an ihm."

Da flüſterte der Vorſteher des Palaſtes: „Wie dem auch ſei, wenn der Zar fragt, ſo antworten wir: ‚Dein Befehl iſt vollzogen.' Man darf ihm nicht widerſprechen."

Und ſie trennten ſich.

Es gingen einige Tage, der Zuſtand des Herrſchers wurde nicht beſſer. Wenn er in der Dämmerung am Fenſter ſaß und über die Stadt hinblickte, dann ſah er, wie Wolken aus der Ferne ſich emporballten, wie ſie ſich teilten, wie die einzelnen Fetzen heranflogen und Geſtalt annahmen, wie ſich dieſe Geſtalten vermehrten. Erſt waren es zehn, nun zehn mal zehn und dann immer mehr, ſie flogen auf die Fenſter des Palaſtes zu und ſtreckten die Hände nach ihm, ſtarrten aus toten Augen ihm ins Geſicht. Bis er ins Zimmer zurückwich, die Vorhänge vorzog und ſeinen Wachen rief.

Er fand nachts keinen Schlaf mehr. Da befahl er die Prieſter zu ſich, ließ ſich das Gewand eines Mönchs bringen, hängte ſich an goldner Kette ein goldnes, mit Edel-

ſteinen belegtes Kreuz auf die Bruſt und durchwanderte mit ihnen ruhelos die Gänge des Schloſſes. Wenn es dunkelte, ließ er mit hundert Fackeln die Säle und Korridore erleuchten. Und die Diener trugen hundert Fackeln rechts und hundert Fackeln links neben ihm her. Der Zar fand keine Ruhe. Immer wieder zogen die ſchwelenden Fackeln ſeine Blicke auf ſich. Ihr Rauch quoll empor und ballte und formte ſich wie die Wolken des Himmels zu Geſtalten. Immer wieder erſchien unter ihnen ſein eigner Sohn mit der geſpaltenen Stirn. Er ordnete an, daß über den Sarg des Sohnes Gebete und Beſchwörungen geſprochen würden und ließ den Deckel des Sarges mit goldnen Reifen feſtſchmieden. Es war alles umſonſt.

Eines Morgens winkte er den Vorſteher des Palaſtes zu ſich und ſagte ihm: „Ruf mir den alten Archip herbei, den frommen Mann, der draußen in der Waldhütte wohnt.“ Der Vorſteher des Palaſtes erblaßte. Er glaubte, der Zar wolle prüfen, ob ſein Befehl ausgeführt worden ſei, verbeugte ſich tief und antwortete: „Herr, du haſt ſelbſt befohlen, den Alten als einen Hexenmeiſter zu verbrennen. Wir haben uns beeilt, deinen Befehl zu erfüllen.“

Der Zar antwortete nicht. Er blieb wohl eine Stunde in düſtern Gedanken verſunken auf dem Stuhl ſitzen, und nur die abgezehrte Hand zuckte zuweilen am Elfenbeingriff des Stockes. Auch der Vorſteher des Palaſtes wagte nicht, ſich zu bewegen, bis der Zar mit einem Wink der Hand ihm ſtumm gebot, den Saal zu verlaſſen. Kaum aber war er hinausgegangen, als ein Glockenzeichen des Herrſchers ihn von neuem hereinrief.

„Schick' mir den Erzbiſchof!“ befahl der Zar.

Man ließ den Erzbiſchof kommen, und der Zar ſagte ihm: „Es iſt eine ſeltſame Krankheit, die mich befallen hat. Ich will's nicht länger dulden, daß Träume mir die Nachtruhe rauben. Es ſind hier Geſpenſter im Schloß. Laß alle Glocken der Stadt läuten. Laß in allen Kirchen für meine Geſundheit beten. Ruf deine Prieſter her und laß von der Wache jeden, der am Tor des Kremls vorbeikommt, aufgreifen und in dieſen Saal bringen. Sie werden alle hier niederknien, du wirſt vorbeten, und alle ſollen

dir nachbeten. Ich will meine Untertanen aufrufen gegen die Schemen."

Der Erzbischof verneigte sich und erwiderte: „Großer Zar, es soll geschehn, wie du befohlen hast. Aber bedenke, gegen die Dämonen der Hölle hilft nur eins, das Gebet aufrichtiger und frommer Seelen. Falsche Gebete verstärken die Macht des Bösen.

„So verkünde den Leuten," schrie der Zar, „daß meine Soldaten den zu Tode peitschen werden, der nicht aufrichtig für meine Gesundheit betet!" Der Erzbischof ging. Er suchte den Vorsteher des Palastes und die Bojaren auf, und der Befehl des Zaren wurde ausgeführt. Über ganz Moskau hin klang und dröhnte und hallte Glockengeläut. Hunderte von Kerzen wurden in den Kirchen angezündet. Die Soldaten des Zaren trieben mit Spießen und Knuten und blanken Schwertern Männer, Frauen und Kinder in die Kirchen und auf die Plätze zusammen.

„Der Zar ist krank," verkündete man. „Ihr sollt für die Gesundheit des Zaren beten!"

Die Leute gehorchten. Sie fielen in die Knie und beteten. Man jagte die Gefangenen aus den Verliesen heraus auf die Höfe der Kerker und warf sie in den Staub, und sie mußten beten, während die Wächter und Henker ihre Rücken mit Geißelhieben trafen, weil sie fürchteten, die Wünsche dieser Unglücklichen möchten nicht aufrichtig sein. Wimmern und gellende Schreie mischten sich in das Glockengeläut, in den Gesang der Kirchenlieder, in das laute Flehen von Tausenden.

Der Saal des Kremls füllte sich. Die Wache packte jeden, der am Palast vorbeiging und schleppte ihn herein in den Saal und stieß ihn aufs Knie, und man befahl, dem Erzbischof nachzubeten. Schon konnte der Saal die Haufen nicht mehr fassen. Die Schergen des Zaren standen hinter ihnen mit blanken Waffen und Geißeln, und hin und wieder hörte man in das Murmeln der Gebete einen Peitschenhieb niedersausen und einen schmerzvollen Aufschrei.

In seinem Thronsessel saß zusammengefallen der Zar, furchtbar anzusehn. Er fror, seine Zähne klapperten, er

hüllte ſich in den Pelz und ſtarrte regunglos über die Menge. Seine Augen glühten im kalkweißen Geſicht und verfolgten mißtrauiſch jede Bewegung der zuſammengepreßten Maſſe. In der erſten Reihe ſah er ſeinen Sohn Feodor, den Erben des Thrones. Daneben kniete die junge Witwe des erſchlagenen Iwan, der er mit dem Tode hatte drohen müſſen, damit ſie für den Mörder ihres Gatten bete. Und der Zar ſah hin, ob ihre Lippen ſich auch wirklich bewegten. Er erkannte weiter zurück in koſtbaren Pelzgewändern die Bojaren. Einſt war er mit ihnen ins Feld gezogen und zur Wolfsjagd geritten. Er ſah deren Weiber und Kinder und Diener, und er ſah weiterhin unter Bauern und Bürgern traurige, ekelerregende Geſtalten, Bettler waren's, es waren Männer und Frauen, die ſeine Henker verſtümmelt hatten und die nun zu Hunderten auf den Gaſſen der Stadt umherlagen und Mitleidige um ein Stück Brot baten. Und ſie lagen alle am Boden und ſtammelten und lallten die Gebete nach, die der Erzbiſchof für die Geſundheit des Zaren ſprach.

Dem Herrſcher wurde heiß in dem Dunſt der Menge, er mußte ſich das Hemd am Hals öffnen. So ging es eine Stunde und noch eine, der Zar erwartete ein Wunder, er erwartete, daß das Glockenläuten, das Beten und Singen eines ganzen Volkes zum Himmel dringen, ihm die Geſundheit wieder geben, die Geſpenſter verjagen werde.

Aber es geſchah kein Wunder.

Hin und wieder fiel in der Menge einer nieder aufs Antlitz und blieb ohnmächtig liegen, und andere knieten auf den Liegenden, weil die Soldaten immer neue Scharen hinauftrieben in den Saal. Die Witwe Iwans ſtöhnte auf und begann zu ſchluchzen. Sie machte eine Bewegung, als wolle ſie ſich erheben, ſie faßte ſich mit den Händen an die bleichen Schläfen, dann ſank die junge Fürſtin plötzlich um und fiel nach vorn aufs Geſicht, daß ihre Stirn gegen den Steinboden ſchlug. Man ließ ſie liegen.

Der Zar rührte ſich nicht. Eine ſchwere Mattigkeit überkam ihn, er lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen. Da hörte er, wie aus der Menge heraus zwiſchen die Ge-

bete hinein einer murmelte: „Es hilft nichts. Seht, der Zar stirbt.“

Gewaltsam raffte sich der Schreckliche da auf, erhob sich jäh, daß der Stuhl zurückflog, stieß einen Fluch aus und brüllte über die Menge: „Es hilft nichts, weil eure Gebete unaufrichtig sind! Weil ihr nicht wollt, daß ich gesund werde! Ich will euch zwingen, aufrichtig zu beten!“ Und er rief die Soldaten, schüttelte die Fäuste gegen die Beter und schrie: „Schlagt zu! Tötet jeden, der nicht aufrichtig für mich betet!“

Die Soldaten stürzten sich auf die Menge, die Geißeln zischten. Der jungen Fürstin zerriß ein Peitschenhieb die Wange, Blut spritzte. Alles schrie, flehte, wälzte sich zurück, wollte fliehn und fand den Ausgang des Saals durch die eignen Massen versperrt. Da plötzlich aber hielten die Schergen inne und wichen zurück und senkten die Knuten. Vor ihnen stand ein alter Bauer und breitete weit die Arme aus.

Der Zar starrte ihn an und stieß einen Schrei aus: „Was willst du, Archip? Kehrst auch du von den Toten zurück? Geh! Was willst du hier?“

Der Lärm verstummte, alles schaute auf den Zaren, in dessen bleichem Gesicht die Augen flammten, während seine Hände zitternd an den Lehnen des Thronsessels eine Stütze suchten. Der alte Archip stand noch immer, weit die Arme ausgereckt.

„Was kehrst du von den Toten zurück?“ heulte der Zar noch einmal.

„Ich komme für dich zu beten,“ antwortete Archip.

Die Augen des Zaren weiteten sich in Entsetzen.

„Wer ist der Fremde?“ stammelte er.

Der Bauer stand vor ihm, aber es schien nicht Archip mehr. Es ging ein Leuchten vom Antlitz des Fremden aus, seine ausgebreiteten Hände schienen durchbohrt von den Malen großer Nägel. — Es wurde still im Saal wie in einer Kirche zur Nacht.

Da packte der Zar seinen Mantel, sank in den Stuhl zurück und verhüllte sein Gesicht mit den Falten.

Die Stunden liefen. Der Palast hatte sich geleert. In den Kirchen war es finster geworden, die letzten Kerzen

waren herabgebrannt und verlöſcht. Die Straßen lagen leer und dunkel. Die Glocken waren verklungen, die Gebete und Schreie verſtummt. Eilig haſteten die Wellen der Moskwa vorüber.

Man hatte den Zaren auf ſein Bett getragen. Sein Geſicht war eingefallen, ſeine Haare waren weiß geworden. Als er aus ſchwerer Ohnmacht erwachte, fragte er, ob er geträumt. Und als man es verneinte, verlangte er, man ſolle den fremden Mann ſuchen, der vor den Betern erſchienen war. Aber er war nicht zu finden. Einige meinten, es ſei wirklich Archip, der alte Bauer geweſen, andere ſagten: „Wie kann ein Bauer ausſehn, wie jener Fremde ausſah. Gott allein weiß, wo er herkam.“

Iwan der Schreckliche aber ſtarb an jenem Tage, da er das Wunder des Archips geſehn hatte.

Bildnis eines jungen Mannes

Sicher war das Ziel der abgewandten
Augen feſſelnder als die zerſtreuten
Reden, die der Malende zuzeiten
Führte. Aber wer war dort geſtanden?

Dieſe Augen, ſonſt gewohnt zu ſiegen,
Zagen noch, indes die kühnern Brauen
Aus Verwunderung die Brücke bauen,
Über die die erſten Worte fliegen

Werden und das erſte Liebeslachen.
Aber noch iſt er zu tief betroffen.
Erſt wenn ſie erſchreckt durch ſeinen Blick

Ihm entfliehen will, wird er erwachen;
Stammelnd, aber plötzlich kühn und offen
Ihre Schönheit preiſend und ſein Glück.

Guſtav von Feſtenberg-Packiſch

Das Menu

Von Bernhard von Zingg

Die Feinschmecker großen Stils sind am Aussterben. Unsere hastende und nivellierende Zeit ist ihnen nicht günstig; es gilt nachgerade als Snobismus, sich angelegentlicher mit der Küche zu beschäftigen. Man ißt, um sich zu sättigen; man speist allenfalls, um einen Vorwand für geselliges Zusammensein zu haben; man tafelt vielleicht auch, um zu protzen. Das alles aber hat mit der Feinschmeckerei spottwenig zu tun. Denn der Gourmet ißt um des künstlerischen — jawohl, des künstlerischen Genusses willen. Ihm ist die Kochkunst wirklich noch Kunst. Noch vor fünfzig, ja, noch vor dreißig Jahren gab es Gourmets: an den Höfen, nicht zuletzt an den kleinen deutschen Höfen, unter den Diplomaten, auch unter der Hautefinanz. Jetzt gibt es so manchen Hofmarschall, der nicht recht imstande ist, einen Menuentwurf seines Küchenchefs zu korrigieren; so manchen Doyen des diplomatischen Korps, der heute nicht weiß, was und wie er gestern bei dem eigenen Eröffnungsdiner der Saison speiste; und der Millionär hält sich kaum noch einen eigenen Koch; er geht lieber ins Hotel, wenn er glaubt, gut essen zu sollen, oder er bestellt in einer Stadtküche, wenn er glaubt, seinen Gästen ein gutes Diner vorsetzen zu müssen. Es gibt wohl noch Köche, die gut, sehr gut, vorzüglich kochen; aber es gibt wenige Herren (und leider auch Frauen), die einen Triumph der Kochkunst recht zu würdigen vermögen. Wir nähern uns, mit einiger Übertreibung gesagt, dem Regime à la Kempinski. Und nach aber hundert Jahren mag man sich vielleicht zu Diners einladen, bei denen jeder Gang aus einer Pille besteht, die, in großen chemischen Fabriken hergestellt, den konzentrierten Geschmack irgend einer Delikatesse vorspiegelt.

Leider, ſagte ich, beſchäftigen ſich auch die Frauen wenig mit der feinen Küche. Ich bitte um Vergebung, wenn ich hinzufüge: ſie haben es eigentlich nie getan. Es gibt auch jetzt noch Frauen — ſie ſeien geprieſen! —, die in ihrer Art Meiſterinnen ſind, gerade deutſche Frauen, die alle Gebiete der häuslichen Küche wunderbar beherrſchen. Aber in der Geſchichte der Kochkunſt höheren Stils haben Frauen eigentlich niemals eine Rolle geſpielt. Dieſe Geſchichte ſpricht nur von großen Köchen und von großen Gourmets, von genialen Erfindern und Entdeckern; neben die Namen eines Pierre Pidoux, eines Grimod de la Reynière, eines Brillat-Savarin, eines Grafen Münſter, eines Valet und eines Corême tritt nicht der Name auch nur einer einzigen Frau. Denn die treffliche Davidis kann man doch unmöglich mit jenen Künſtlern in einem Atemzuge nennen. Es iſt ſchade darum, gerade weil in den Frauen ſicher Talente ſchlummern, die nur geweckt zu werden brauchen.

Auch der Kunſt, ein größeres Menu tadellos zuſammenzuſtellen, ſtehen unſere Damen vielfach hilflos gegenüber, wiederholen, was ſie anderswo geſehen, folgen den Ratſchlägen des Kochs, dem ſie ihr Vertrauen ſchenkten, Ratſchlägen, die oft recht egoiſtiſch und oft recht unüberlegt ſind. Denn der Koch von heute arbeitet häufig wie eine Maſchine und betet nur den Gott Uſus an. Kaviar im Eisblock, Seezungenfilets, ein garniertes Fleiſchſtück, eine Gänſeleberpaſtete, eine getrüffelte Poularde, eine Eisbombe — und die „Laube iſt fertig“, wie der Berliner ſagt. Es iſt ſo bequem.

Laſſen Sie mich ein wenig von der Kunſt des Menus plaudern.

Das, was wir heute als Speiſefolge eines größeren Diners anzuſehen gewohnt ſind, iſt eigentlich überraſchend jungen Datums, iſt nicht viel über hundert Jahre alt. Die Könige Frankreichs — von denen, nebenbei bemerkt, Ludwig XIV. nur ein Freſſer, Ludwig XV. aber ein wirklicher Gourmet war —, auch noch der große Grimod, mindeſtens in der erſten Hälfte ſeines Lebens, ſpeiſten ganz anders: ſie kannten nur das ‚Diner en ambigu‘.

Das ſchöne Wort l'ambigu iſt ein wenig Küchenfranzöſiſch. Es bedeutet etwa einen Miſchmaſch, eine Mahlzeit mit allerlei warmen und kalten Speiſen. Nur zwei Gänge — premier service und deuxième service — gab es, und nachher noch einen Nachtiſch aus der Konditorei; aber die Gänge hatten es in ſich.

Stellen Sie ſich die Tafel vor, im Augenblick, da die illuſtren Gäſte den Speiſeſaal betreten: die ganze premier service iſt angerichtet; in der Mitte prangt der Tafelaufſatz — dormant — mit den kalten Vorſpeiſen; rechts und links von ihm ſtehen die Aſſietten mit den Eingangsgerichten, den Entrées, den Fiſchen, den Ragouts, den Paſteten, den Vol-aux-vent, den Timbales, zehn bis zwölf verſchiedene Gerichte; ihnen ſchließen ſich nach beiden Seiten ſilberne Terrinen mit vier verſchiedenen Suppen an; auf dem Ende der Tafel prunken auf Réchauds, den Warmhaltern, die Grosses pièces, die Fleiſchſtücke, auch Coups de table genannt, und bei ihnen harren die Vorſchneider, die ſie zerlegen werden. Man beginnt zu ſpeiſen —

Die Tafel wird abgeräumt, und es folgt das deuxième service mit zahlreichen Braten, begleitet von den Entremets, den Gemüſen, den warmen Süßſpeiſen; dazwiſchen werden Assiettes volantes herumgereicht, in Fett gebackene Speiſen, die das Stehen auf der Tafel nicht vertragen können. Und wieder wird die Tafel abgeräumt, das Deſſert erſcheint, Patiſſerien, kalte Süßſpeiſen, Früchte, bis zu fünfzig, ja ſiebzig verſchiedene Schüſſeln.

Solch eine Mahlzeit hatte etwas außerordentlich Graziöſes, Blendendes. Schon der Anblick der Tafel mit ihren Aufſätzen, den großen Silberſchüſſeln und Silberdeckeln, den ſilbernen Réchauds wirkte großartig; für die Entfaltung des Zeremoniells war ein breiter Rahmen gegeben. Aber — die Anordnung war nicht weniger als bequem, nicht für die Speiſenden, nicht für den Koch, nicht für die Bedienung. So kam ſchon früh die Reaktion, und als Talleyrand, der ja auch zu den großen Feinſchmeckern gehörte, Kaiſer Alexander 1815 auf dem Wiener Kongreß ein Diner en ambigu gab, galt dies bereits als eine Kurioſität.

Fast gleichzeitig hatte die Umgestaltung von zwei Seiten her eingesetzt, von England und merkwürdigerweise von Rußland her. Zunächst zwei Unterschiede: In England kamen zwar die großen Fleischstücke unzerlegt auf die Tafel; das Zerlegen erfolgte hier, sei es durch den Hausherrn, sei es bei festlichen Gelegenheiten, durch den ersten Diener; die anderen Diener reichten die gefüllten Teller den einzelnen Gästen. In Rußland wurden die großen Fleischstücke in der Küche zerlegt und an der Tafel herumpräsentiert. Die Russen waren diesmal die praktischeren und haben im internationalen Gebrauch gesiegt. Das service à la russe hat ziemlich allgemeines Bürgerrecht erworben.

Man hat dabei im groben Umriß trotzdem die Einteilung in die zwei Services, die das Diner en ambigu vorschrieb, beibehalten; in dem Eingang, dem Braten, auf den als Beigabe der Nachtisch folgt. Aber diese Einteilung ist mehr formeller Natur; denn jeder Teil zerfällt wieder in einzelne Gänge, die nacheinander serviert werden. Es hat sich damit eine Art Gerippe gebildet, eine Musterspeisefolge, könnte man fast sagen, die allmählich internationale Geltung erlangte; so daß ein vollständiges größeres Diner aus neun Teilen bestehen soll:

1. Vorgericht — Hors d'Oeuvre
2. Suppe — Potage
3. Fisch — Relevé de poisson
4. Fleischstück — Grosse pièce
5. Warmes und kaltes Eingangsgericht — Entrée chaude et froide
6. Braten — Rôt
7. Gemüse — Entremet de légumes
8. Süßspeise — Entremet de douceur
9. Nachtisch — Dessert.

Die Erfahrung hat dies System geschaffen, und man soll die Erfahrung nicht verachten. Die Grundlehren, die zu dieser Speisefolge führten, sind wohldurchdacht. Ganz töricht ist ja die Tradition niemals. Unser Menu baut sich in erster Linie auf dem Bedürfnis nach Abwechslung

auf. Es folgt auf ein schweres, großes Gericht immer ein leichtes, ein Appetitbissen, der den Gaumen nur reizt, ohne den Magen zu füllen; Fisch, die zierlichen Entrées, die Gemüse schieben sich zwischen die Fleischstücke. Ein gutes Diner soll ja niemals ermüden, es muß sich gleichsam in Wellenbewegungen, in Hebungen und Senkungen, abspielen und doch bis zum Schluß immer wieder etwas Überraschendes bieten.

Und dennoch ist solch ein Menumuster nur ein fauler Knecht für bequeme Leute. Es gewinnt erst Leben, Ansehen, Bedeutung, wenn es richtig und gut in seinen Einzelteilen — in allen! — ausgefüllt und abgewogen wird.

Vor allem muß in ihm der Begriff der Abwechslung reicher, als oben schon angedeutet, ausgesponnen sein. Die einzelnen Gerichte dürfen sich in ihren Grundstoffen, aber auch in ihrer Zubereitung nicht gleichen, sie dürfen sich nicht einmal ähnlich sein. Man darf, um das Prinzip in die Praxis zu übersetzen, bei einem Diner z. B. nicht zweimal Fleisch von Kalb, nicht zweimal Wild, nicht zweimal dunkles oder helles Fleisch geben; man soll nicht hintereinander weiße Saucen verwenden; es ist sogar geschmacklos, nach einer legierten weißen Suppe den Fisch mit weißer Sauce zu reichen oder etwa auf eine Suppe mit Krebsschwänzen einen Fisch mit Hummersauce folgen zu lassen. Ebenso muß man in der Wahl der Gemüse vorsichtig sein, muß es vermeiden, einem Gemüse, dem der Gast schon als Beilage zu einem Fleischstück begegnete, noch einmal als Gemüsegang Raum zu gewähren. Alle diese Regeln können gar nicht scharf genug beobachtet werden — und doch wird gegen sie unendlich oft gefehlt. Mir ist erst jüngst die Speisefolge eines großen, in Berlin W. von Stapel gelaufenen Diners in die Hand gekommen, in dessen Mitte ein Salmi von Ente und dann als Braten junge Gans figurierten; der Küchenchef eines angesehenen süddeutschen Hotels, der wohl bedeutende Einkäufe an Trüffeln gemacht haben mußte, komponierte im letzten Herbst fast täglich stolz sein großes Fleischstück und sein Geflügel mit den angenehmen Edelpilzen, und in meiner Menusammlung befindet sich eine Speisefolge aus einem

schlesischen Magnatenschloß, die nicht weniger als dreimal Maronen aufführt: Gans am Spieß mit Maronen, Sauerkraut in Champagner mit Kastanien, Maronenauflauf! Das ist denn doch ein wenig viel des Guten.

Keine Wiederholungen also, möglichste Mannigfaltigkeit und drittens: Beachten der Jahreszeit und des Guten, das sie bringen.

Die letzte Regel ist ein wenig ins Wanken gekommen. Die schnellen Bahnverbindungen unserer Zeit, die Nord und Süd so eng aneinandergliedern, dann unsere hochentwickelte Konservenindustrie machen vieles möglich, was früher schlechthin unmöglich erschien. Aber es hat doch alles seine Grenzen, man soll der Natur nicht spotten. Wenn mir jemand im April (also geschehen zu Meran 1913) Rebhühner vorsetzt, schaudert's mich, und wenn ich im November Krebse essen soll, so versage ich. Ich will im August, wo die Gärten noch soviel junges, grünes Gemüse bieten, nicht konservierten Spargel haben und im Januar keine Sauerampfersuppe. Ich gehe noch weiter: unsere Konserven in Ehren — bei einer festlichen Mahlzeit aber soll man mich mit ihnen möglichst verschonen; gerade Stangenspargel aus Blechbüchsen kann sehr gut sein, aber ihn als Gemüsegang bei einem großen Diner zu geben, halte ich für nicht recht geschmackvoll.

Ich muß an dieser Stelle auch für die „Primeurs" ein gutes Wort einlegen. Der Feinschmecker versteht unter ihnen bekanntlich Gerichte, die der Jahreszeit gleichsam vorauseilen, die am Tag, an dem sie in einem Menu erscheinen, noch selten, die nicht marktgängig sind. Spargel im März dürfen Primeurs genannt werden, wie frische Erdbeeren im Januar. Vor dem strengen Richterstuhl der reinen Vernunft ist es selbstverständlich Unfug, ein Gericht mit Gold aufzuwiegen, das man einige Monate später für wenige Mark erhält. Aber auch die reinste Vernunft rechnet bisweilen nicht mit den tiefsten Gründen der Menschenseele, die nun einmal geneigt ist, das besonders Seltene, schwer zu Erreichende (nicht immer nur das Kostbarste) besonders hoch zu schätzen. Rechnet auch damit nicht, daß in der Tat alles länger Entbehrte in erhöhtem Maße

reizvoll wirkt: wie etwa der erste Fliederbusch im Frühjahr auf Auge und Geruch, so auch die echten Kibitzeier an Bismarcks Geburtstag. Man braucht nicht einmal Gourmet zu sein, um dies zu empfinden. Auch in den Massenabfütterungsstätten der Großstädte wartet am Tage der Jagderöffnung die breite Menge sehnsuchtsvoll auf die ersten Rebhühner, und die Berliner Hausfrau des Mittelstandes ersehnt den Herbst, der ihr die ersten Teltower Rübchen bringt. So sollte der denkende Gastgeber nicht an der Möglichkeit vorübergehen, in ein festliches Menu Primeurs einzuschieben, wenn ... es ihm seine Mittel erlauben.

Man darf, wo Zunge und Gaumen — und auch das Auge — eine Rolle spielen wie bei einem Diner, den Reiz des Ungewöhnlichen, nicht Alltäglichen überhaupt nicht unterschätzen. Zugegeben: die Überschätzung führt leicht zu törichten Künsteleien, die dann gefährlicher Mord werden können. Für die altrömischen Schlecker galt schließlich der Kochsklave nur als Meister, wenn er ein Stück Schweinefleisch so zuzubereiten wußte, daß es wie Hasenbraten schmeckte, und es gab in der Glanzzeit der französischen Küche eine Richtung, die sich für ähnliche Kunststücke begeisterte. Das ist Unfug. Wer aber Gelegenheit hatte zu beobachten, wie das Einschieben eines wenig bekannten, guten und richtig zubereiteten Nationalgerichts die Aufmerksamkeit der Gäste anregt, sie erst ein wenig neugierig macht, wie sie dann gleichsam sich auf den Genuß vorbereiten, wird mir zugeben, das solch eine Überraschung immer etwas Reizvolles hat. Ich habe bisweilen bedauert, daß es bei uns die großen Fastendiners nicht gibt, in denen einst zumal die deutschen Kirchenfürsten exzellierten. Auch bei ihnen wirkte das Moment des Ungewohnten, Besonderen Wunder. Welch erfindungsreicher Kochkünstler muß es gewesen sein, der laut so einem mir bekannten Fastendiner-Menu aus dem Jahre 1814 nicht weniger als zweiunddreißig verschiedene Entrées und achtunddreißig Entremets seinem hohen Herrn zur Auswahl vorzulegen wußte!

Von dieser Üppigkeit haben wir uns freilich, gottlob,

weit entfernt. Wir ſtreben heute ſogar nach Vereinfachung. Noch vor zwanzig Jahren gehörte es zum guten Ton, bei einem größeren Diner jeden Gang in doppelter Ausfertigung reichen zu laſſen. Alſo zwei Suppen, zwei Fiſche, zwei verſchiedene Fleiſchſtücke uſw. Heute unterläßt man meiſt dieſe Duplizität der Ereigniſſe oder beſchränkt ſie doch: etwa auf die Suppe und auf die Süßſpeiſen. Man geht noch weiter: man vereinfacht die einzelnen Gerichte. Es war eine zeitlang Mode geworden, auf einer Schüſſel gewiſſermaßen zwei Speiſen zu vereinigen; man garnierte z. B. einen Kapaun, den man als große Piece gab, noch mit getrüffelten Rehkotelettes, einen geröſteten Rheinlachs zum Überfluß mit Seezungenfilets. Das gilt heute als ſchlechte Kochmanier. Ganz richtig, denn jedes Gericht ſoll möglichſt einen Geſchmack rein, unvermiſcht geben. Es iſt nur noch das Umlegen, Garnieren des großen Fleiſchſtücks mit Gemüſe geſtattet (neuerdings auch die Verbindung von Fiſch und Gemüſe), wobei man aber möglichſt die Gemüſe in kleinen Sonderſchüſſelchen ſerviert.

Ein wenig ſtrittig iſt die Stellung der Vorſpeiſen, der Hors d'Oeuvre, innerhalb des Menus. Die großen Gelehrten ſind noch heute nicht ganz einer Meinung, ob ſie vor der Suppe gereicht werden müſſen, ob ſie ihr folgen ſollen. Ich meine, die Frage iſt leicht zu entſcheiden: die kalten Vorgerichte, zumal Auſtern und Kaviar, haben das Mahl ſtets einzuleiten; die warmen Vorgerichte gehören hinter die Suppe; übrigens werden heute die kalten Hors d'Oeuvre im allgemeinen bevorzugt. Vielleicht mit einigem Unrecht, denn dieſe kleinen Zierlichkeiten, die „Koſthäppchen", die petites bouchées und Caisses, die Rissoles und Quenelles, die Canapés, Coquilles, Crépinettes, die Pâtés vor allem gehörten zu den erleſenen Köſtlichkeiten der guten, älteren franzöſiſchen Küche. Es iſt nicht ganz ohne Grund und gehört in dieſen Zuſammenhang, wenn geklagt wird, daß auch die große Kunſt der Paſtetenbäckerei im Ausſterben begriffen wäre.

Auf die Suppe hat der Fiſch zu folgen, den man heute nur allzuſelten unzerlegt gibt; nur wenn ein warmes Vor-

gericht hinter der Suppe eingeſchoben wurde, kann das große Fleiſchſtück vor dem Fiſch gereicht werden. Fiſch und Fleiſchſtück, beſonders das letztere, leiten die eigentlich ſättigerenden Teile der Mahlzeit ein. Auf das Fleiſchſtück iſt daher ſtärkeres Gewicht zu legen, man nennt es nicht ohne Abſicht Piece de résistance. Aber es iſt ein Irrtum, daß es immer ein maſſiges Gericht ſein muß, immer etwa ein Kalbs- oder Hammel- oder Rehrücken, ein großer „Baron“, ein ſtattliches Roaſtbeaf, der Prager Schinken, die Rinderbruſt. Hier zeigt ſich wieder einmal die Denkfaulheit unſerer Köche. Das kleine Filet mit feinen Gemüſen gehört auch an dieſe Stelle und vor allem das Geflügel in entſprechender Zubereitung, das nicht gebratene nämlich. So z. B. die köſtliche Poularde à la Godard mit Edelpilzen und Gansleber, die mit Gemüſen geſchmorte Truthenne, der Faſan auf ſchleſiſche Art mit Sauerkohl gedämpft. Gerade auf den Faſan möchte ich beſonders hinweiſen. Er iſt heute in Deutſchland auffallend preiswert zu erhalten und verdient eine vielſeitigere Verwendung, als ihm bei uns zuteil wird. In einem franzöſiſchen Küchenwerk fand ich über hundert verſchiedene Arten ſeiner Zubereitung! Übrigens — erſchrecken Sie nicht, gnädigſte Herrin — können Sie die große Piece auch als kaltes Gericht einſchieben; ſolch kaltes Fleiſchſtück mit kaltem Gemüſe und einer kalten, pikanten Tunke hat inmitten der warmen Speiſen einen eigenen Reiz.

Im Auf und Ab eines gut kombinierten Diners muß jetzt auf das konſiſtente Fleiſchſtück wieder ein die Magennerven anregender Gang folgen: das warme oder kalte Eingangsgericht, die Entrées. Spaßhaft genug iſt's, daß dieſe „Eingangs“-Gerichte heute ungefähr in der Mitte des Menus erſcheinen. Sie haben im Laufe der Zeiten ihren Platz verändert, dagegen ihren Namen behalten; im alten Diner en ambigu ſtanden ſie nämlich, wie wir uns erinnern, ganz vorn im erſten Service, an der Spitze des ganzen Mahls: die köſtlichen Timbales und Salmis, die delikaten Chaud-froids, die Hummern, Languſten und — die vielgeliebte Gänſeleber in den denkbar verſchiedenſten Zubereitungsarten. Für den richtigen Fein-

ſchmecker iſt dies Gericht vielfach die Krönung des Diners und die Probe aufs Exempel. Wo's noch vorkommt, wird er es gewiß nicht mißachten. Er wird vor allem einem todfeinen Salat, der den Braten begleiten darf, und dem Gemüſe, wenn es den Charakter als Primeur verdient, ſeine Reverenz nicht verſagen. Aber für ihn ſind die Entrées doch die eigentlichen Meiſterwerke der feinen Kochkunſt. Über einer Schüſſel Bouchées de foie gras à la Montgelas — getrüffelte Gänſeleber mit Madeiraſauce — kann er die Hände falten und ruft ſich wohl, Egoiſt, der er iſt, die Worte des alten, guten Herrn von Rumohr ins Gedächtnis zurück, der zuerſt das traurige Schickſal der genudelten Gans beklagt, dann aber hinzufügt: „Dies Verfahren würde eine unmenſchliche Marter für die Gans ſein, wenn nicht der Gedanke an die hohe Beſtimmung, die ihrer harrt, ihr zum Troſte gereichte. Dieſe Ausſicht aber veranlaßt ſie, ihr Kreuz mit Ergebung zu tragen. Wenn ſie bedenkt, wie ihre Leber, größer als ſie ſelbſt und mit Trüffeln geſpickt, ihren Ruhm in ganz Europa verbreiten wird, fügt ſie ſich geduldig in ihr Schickſal und — vergießt nicht einmal eine Träne darüber."

Ganz am Schluß des Diners ergibt ſich für den Menukünſtler noch eine Schwierigkeit. Die Gelehrten ſind ſich nämlich immer noch nicht völlig einig darüber, ob die Käſeſchüſſel *vor* oder *nach* dem Eis (oder dem entſprechenden Gericht) gereicht werden ſoll. Herr von Malortie, der Oberhofmeiſter des ehemaligen hannöveriſchen Hofes, der heute noch als feinſter Kenner gefeiert wird, behauptet, der Käſe gehöre *vor* das Eis. Ich bin trotz dieſer Autorität anderer Anſicht und meine, die Käſeſchüſſel, die ſich ja jetzt ſehr manierlich als eine Platte mit Käſeſtangen oder Käſefours präſentiert, muß den Magenſchluß bilden; ſo daß nach ihr nur noch Früchte und Deſſert als kleine, angenehme Zerſtreuungen folgen können.

Und nun noch einmal: das Dinermenu, wie es hier durchgeſprochen wurde, darf und ſoll wohl ein Schema ſein, aber nicht ein Geſetz. Die verſtändige Hausfrau wird ſich ihm nicht unbedingt unterwerfen, ſondern mit ihm frei ſchalten. Nur von Fall zu Fall läßt ſich ent-

ſcheiden, ob alle Einzelglieder nötig erſcheinen, ob eine weitere Vereinfachung möglich iſt. Meiſt aber iſt ſie möglich. Um es gerade heraus zu ſagen: unter den heutigen Kulturverhältniſſen bietet ein vollſtändiges, nach allen Regeln aufgebautes Diner zuviel des Guten. Es geht auch mit weniger Gerichten; man iſt vielfach zur Einſicht gekommen, daß es an einem Fleiſchſtück genug iſt, daß der Braten genügt, daß die große Piece zu entbehren iſt. Wir erhalten dann z. B.:

Vorgericht nach Diplomatenart
Artiſchockenſuppe mit Brotkruſten
Steinbutt mit Auſterntunke
Überſülzte Gansleber
Rehrücken mit Johannisbeer-Gallerte
Franzöſiſche Bohnen
Ananas — Eis
Käſeſtangen — Früchte.

Gehen wir noch einen Schritt weiter, verſuchen wir, das Menu noch mehr zu vereinfachen:

Kraftbrühe mit Rindermark
Warme Hummern mit grüner Würzſauce
Rehfilets mit Gemüſe umlegt
Gefüllte Maſthühner mit Rahmſauce
Auflauf mit Erdbeeren
Käſeſchüſſel — Früchte.

Der ſtrengſte Kenner wird dieſem Entwurf zugeſtehen müſſen, daß er allen Anſprüchen genügt, hinreichend ſättigende Speiſen bietet, aber auch dem verwöhnten Feinſchmecker gerecht wird. Nur eines iſt zu beachten — hier und immer: daß jedes einzelne Gericht ohne Tadel ſein muß. Ja, je beſchränkter die Zahl der Gänge, deſto erleſener ſollte ſtets die Zubereitung ſein. Sie iſt es ſchließlich, die über die Güte jedes Diners entſcheidet. Wer gaſtfrei ſein will, muß auch auf gute Küche halten — und, wie ſchon in der Bibel ſteht: „Einen gaſtfreien Mann loben die Leute.“

Der Flieger

Von Stefan Zweig

Die Erde ſpricht:
„Ich laſſe dich nicht,
Du Wurm, der meine Flanken umkriecht,
Du freſſende Borke in meiner Rinde!
Ich hab' dich geſäugt, ich hab' dich genährt,
Ich gebe nichts frei, was zu mir gehört.
Ich ſtürz' dir das Grauen des Todes ins Herz.
Ich binde
Die Sohlen dir an mit brennender Schwere,
Ich füll' dir den Leib mit Wucht und Gewicht.
Und wie zornig du dich auch aufwärts entringſt,
Du ſinkſt
In ewiger Ohnmacht ſtets bodenwärts."

Doch der Wille glüht:
„Ich bin müd',
Die Straßen zu ſtreifen, die alle begingen,
Ich will nicht mehr, Laſt, an Laſtendem kleben!
Leben iſt Schweben,
Seliges Ruhn mit wandernden Schwingen.
Ich ſehe
Die Lerchen leicht auf luftigen Sproſſen
Aus nebelnden Talen ins Frührot klimmen
Und Adler ſchwarzſeglig den Äther zerpfeilen,

Ich ſehe
Die Schwalben flink wie flüchtende Rehe
Die Wälder des Winds und der Wolken durcheilen,
Ich ſehe
Libellen mit ſilberflirrenden Floſſen
Im blauen Bade des Himmels hinſchwimmen,
Ich ſehe Glanzkäfer wie zitternde Funken
Die brennenden Kelche der Blumen umſtreichen.
Aufſchwingt ſich die Wolke, hochwellt ſich der Rauch,
Und was Feuer, Waſſer und Tier erreichen,
Vermag ich auch."

Und der Motor keucht:
„Ich mache dich leicht!
Ich habe das Feuer in mich getrunken,
Meine Adern berſten, mein Blut ſiedet und ſurrt,
Horch, wie es kocht
Und mit heißen
Verlangenden Stößen ins Freie pocht.
Spreng mir den Gurt,
Reiß mir ſie auf, die eiſernen Schließen,
Ich will meine Kraft in die Welt ergießen,
Hilf, und ich ſtoße dich ſteil in die Luft!"

Die Hand reißt nervig das Steuer an ſich:
„Ich löſe dich,
Nun wirf mich empor
Oder ſtürz' mich hinab!
Die Erde iſt dunkel, die Erde iſt Grab,
Ihr Leib iſt gebläht von Toten und Särgen,
Ihr Atem ſtinkt von Moder und Gruft,
Doch bevor
Auch mich ihre durſtigen Schollen auftrinken,
Heb' mich in reine, in feurige Luft!

Mich hebe hoch, laß sie stürzen und sinken,
Auf, ihr Schwingen, macht mich frei, macht mich groß!
Los!“

Die Maschine zittert und prasselt Begier,
Aus eiserner Nüster sprüht Feuer und Dampf,
Dann jäh wie ein Stier
Stürzt sie und stampft
Blindwütig vorwärts, schleudert und kreist
Wirr, ein rasend gewordener Pflug,
Im qualmenden Feld,
Bis ein Ruck
Den Nacken ihr plötzlich nach oben schnellt.

Die Leute stürzen im Taumel herbei,
Zehntausend Stimmen nietet ein Schrei:
„Er schwebt!
Er fliegt!
Traum und Triumph, wir haben's erlebt,
Ein Mensch hat über die Erde gesiegt.“

Und die Schwingen summen und surren im Wind:
„Ach, wie leicht und selig wir sind!
Wir schneiden
Mit beiden
Armen die Luft, wir mahlen den Wind,
Wir mähen
Die Böen,
Wir werden wie Vögel, wir werden geschwind.“

Und eine Wolke singt:
„Was blinkt
Dort aus der Tiefe steil auf mich los,
Was dringt
So übermächtig in meinen Schoß
Und fährt durch mich mit schneidendem Stahl?

O wie er ſchmerzt der brennende Stoß!
Ich fühl' mich zerfließen
Und tränend über die Erde ergießen."
Er aber wandert hinauf.
Die Nebel reißen ihm die Tore auf,
Hügel knicken
Demütig ein mit dienerndem Rücken,
Berge ſinken vor ihm in die Knie.
Hoch über ſie
Schwingt er ſich auf und taſtet die Runde:
Wie im wäſſrigen Grunde
Eines Meers, verfilzt in Algen und Grün,
Sieht er die Korallen der Kirchtürme glühn,
Die Menſchen kriechen wie kribblige Fliegen
Auf weißen ſpinndürren Straßenſchnüren,
Wie Spielzeuge liegen
Die Häuſer läſſig im dünſtenden Licht
Der Felder, die klein ſind wie Büſchel von Blumen.
Wälder zerfaſern zu wehenden Garben,
Teiche blitzen als blaßblaue Funken,
Die Gletſcher ſcheinen wie winzige Krumen
Von Sternen, die auf die Erde geſunken,
In das faltige Tuch der Berge geknüllt.
Ströme zerſchmelzen, die Meere verſiegen,
Rund wird und runder die Überſicht,
Und mählich zerrinnen die flackernden Farben
In ein einziges mattes, verblaſſendes Licht.

Und der Sturm ſpringt ihn an, verſpielt wie ein Tier:
„Du Fremdes, komm und ringe mit mir!
Wir wollen
Zur Wette die Eisbahn des Himmels hinlaufen,

Wir wollen
Mit ſauſendem Sprung auf die Berge klettern
Und den grauen Tannen ihr Haar ausraufen,
Komm, laß uns Ball mit den Wolken ſchlagen
Lawinen krachend zu Tale rollen.
Wir ſchmettern
Den Mond wie einen klotzigen Stein
Auf ein zerkrachendes Kirchendach!
Komm mit, du Kühner, komm, ſpring mir nach,
Hol' mich ein!

Nebel küſſen ihm Hand und Geſicht,
Die Höhen klingen kriſtallen im Licht,
Und die Erde wird trübe, die Erde wird fern,
Ein dumpfer, verlöſchender Weltenſtern.

Nun jauchzt die Bruſt ihren großen Schrei:
„Frei!
Allein!
O weites unendliches Einſamſein!
Mein Blick zerſtößt ſich nicht mehr an den Dingen,
Die Luft iſt von Atem und Worten rein.
Leben iſt Schweben,
Seliges Ruhn auf wandernden Schwingen!
Doch ich fühle
Noch über dem Schweigen ſphäriſches Klingen,
Ich will durch die Kühle
In den feurigen Kern aller Himmel eindringen,
Ich will ſteigen und ſteigen
Bis auf zu den Höhn,
Wo ſelbſt die Engel geblendet ſich neigen
Und Gott ins ewige Auge ſehn."

Und er steigt
Höher auf in die heilige Leere.
Der Motor keucht mit röchelnder Lunge,
Funken spritzen um die Kontakte,
Eine blitzende Schere,
Zertrennt er das ewige faltenlose
Gewebe, das blaue, und stürzt in den nackten
Himmel sich tiefer in rasendem Schwunge;
Er steigt und steigt,
Brennende Tränen verschließen den Blick,
Doch den Blinden umrauschen hohe Gesänge,
Er fühlt nur mehr Töne, er trinkt nur Musik.
Er hört die Engel den Morgen lobsingen,
Die Winde orgeln Hymnen der Kraft,
Die Säulen des Alls beginnen zu schwingen,
Orkane brausen ihm Bruderschaft.
In das heiße Gestänge
Greift die Sonne wie in eine Harfe hinein,
Mit unsichtbaren Saiten
Tönen die nahen Unendlichkeiten.
Und er steigt
Höher, die Stimme Gottes zu hören,
Der tönend über den Dingen schweigt.
Das Blut
In seinen Schläfen beginnt stärker zu tosen,
Der Hammer des Herzens schwingt sich und klingt,
Und er spürt sich aufgehen im Grenzenlosen
Wie ein Ton, der höher und höher entschwingt,
Und er ahnt, nun klingt er zur Urmusik
Der Welten, ins ewige Schweigen zurück.

Aufrauschen die Fernen, er steigt und steigt,
Und nur die niedere neidische Erde schweigt.

Fräulein Potiphar

Novelle von Carl Busse

Die einzige Geschichte, die der Pastor Hensel seinen Musikfreunden erzählte, hatte eigentlich keine Pointe.

Kurz nacheinander waren die drei, der Apotheker, der Richter und eben der Pastor, in diesen weltverlorenen Marktflecken verschlagen worden — jeder mit dem Vorsatz, den kleinen Ort nur als Durchgangsstation und als Sprungbrett für ein besseres Ziel zu benutzen. Aber langsam hatten sie sich eingelebt, langsam band die Gewohnheit sie mit hundert feinen Fäden, zwei heirateten hier und sahen Kinder heranwachsen, auf die sie ihre Pläne übertrugen, und sachte hatten sie sich an den Gedanken gewöhnt, den Kreis ihres Daseins in der Enge zu beschließen.

Nur eine rettende Schanze hatte ihr einstiger Idealismus noch gefunden, auf der er sich nun mit doppeltem Eifer behauptete. Jeden zweiten Mittwoch trafen sie sich im Hause des Apothekers, eines wohlhabenden Junggesellen, und musizierten zusammen. Ganz für sich selber. Niemand durfte zuhören. Sie hatten sich trefflich aufeinander eingespielt, und wenn die Instrumente rein zusammenklangen, dann badeten sich die Seelen für kurze Stunden von Staub und Sorge des Alltags frei — gleichsam, als wäre den langsam Alternden noch einmal die Jugend gegeben und als erfüllten sich ihnen die leuchtenden Ziele, die sie doch insgesamt nicht erreicht hatten.

Nachher schlürften sie ihren Rotwein, rauchten ihre Zigarre und redeten über die Dinge der Welt. Weil ihre Herzen aber noch immer von höherem Schwunge beflügelt waren, hatten sie sich während dieser Nachfeiern im Laufe der Zeit allerlei erzählt, was man nicht jedem Beliebigen

preisgibt. Der Apotheker beſchwor die Mädchen ſeiner Jugend, die er geliebt hatte, — und mit jedem Jahre wurden ſie ſchöner, zahlreicher und küßten mit röteren Lippen. Der Richter zog es vor, von den Bierdörfern um Jena zu ſchwärmen und für die alte Burſchenherrlichkeit zu glühen. Der Paſtor konnte weder in dem einen noch in dem andern mit: ſo mußte er es ſich gefallen laſſen, halb bedauert und halb gehänſelt zu werden.

„Es iſt wahr," erwiderte er einſt darauf, „daß ich wohl an vielem, was das Leben ſchön und farbig macht, habe vorübergehn müſſen, teils durch meine Natur, teils durch meinen Beruf genötigt. Aber Stunden wie vorhin, in denen man freier atmet und durch die Muſik in reinere Welten getragen wird, entſchädigen mich reichlich für alles etwa Verſäumte. Deshalb bin ich nicht traurig, daß ich ſtets nur ein Zaungaſt des Lebens war. Ich denke mir manchmal, daß die Kunſt ſelbſt nur ungelebtes Leben iſt, welches ſich eine neue Form ſucht, und daß ihre erlöſende Kraft eben darin beſteht, daß ſie unſere Verſäumniſſe nachholt, unſere Mängel ergänzt, unſere Unvollkommenheit vollkommen macht. So läßt ſie mich erleben, was ich nie erlebt habe, und dazu ſtört mein Glück kein bitterer Nachgeſchmack, wie er dem Glück der Wirklichkeit oft anhaftet. Die verſäumten Gelegenheiten verlieren den Stachel und erfüllen ſich ſchöner, als es je in dieſer Welt möglich geweſen wäre."

Die beiden anderen wußten nicht recht, ob ſie zuſtimmen oder widerſprechen ſollten. Nach einer Pauſe ſagte der Apotheker: „Du biſt uns ſeit langem eine Revanche ſchuldig, Gottesmann! Und wenn du nichts erlebt haſt, ſo erzähl' uns wenigſtens, was du hätteſt erleben können. Auch das iſt ſchon etwas. Ich wette, deine verſäumte Gelegenheit hatte blaue Augen und ein weißes Kleid."

„Nein," ſagte der Paſtor wider Erwarten, „ſie hatte ein grünes und fuhr auf einem Fahrrad." Er genierte ſich gleich darauf ein wenig, aber er konnte nun nicht mehr zurück. „In Gottes Namen alſo," fuhr er mit etwas verlegenem Lächeln fort, „doch ihr werdet ſehn, daß es gar keine Geſchichte iſt und daß ich euch nur ſelber damit die Mög-

lichkeit liefere, mich ausgiebiger zu hänſeln. Denn eine Heldenrolle ſpiele ich in der Affäre nicht.

Ich bin ein Paſtorjunge vom Dorf. Der jüngſte von mehreren Brüdern. Schweſtern hatten wir nicht. Mein Vater ein gewaltiger Mann, der Haus und Gemeinde mit ſtarker Hand regierte. Es war ſelbſtverſtändlich, daß man ihm gehorchte. Wie er ſeine Bauern zügelte, zügelte er uns. Vielleicht, daß wir Geſchwiſter deshalb lange etwas Unentſchloſſenes und Gedrücktes im Leben behielten — wir warteten immer auf Vaters Befehl. Er ſchrieb mir vor, welche Zeugniſſe ich vom Gymnaſium heimbringen mußte, er beſtimmte mein Studium, er ordnete an, welche Univerſitäten und Vorleſungen ich zu beſuchen hätte, er erwirkte mir einen Platz im Konvikt, — kurz, er entſchied über mich, mehr wie wenn ich eine Sache als ein eigener Menſch wäre.

Nach meinem erſten theologiſchen Examen ſtellte er mich zur Verfügung des brandenburgiſchen Konſiſtoriums, und es dauerte auch nicht lange, ſo wurde ich zur Aushilfe nach einem neumärkiſchen Dorfe geſchickt. Bevor ich abreiſte, gab mir mein Vater einige Verhaltungsmaßregeln. Zum Schluß ſagte er: „Hüte dich vor allem vor den Frauenzimmern. Sie werden ſich nach Kräften bemühen, dich einzufangen, denn eine Paſtorin zu werden, iſt vielen erſtrebenswert. Am beſten, du weichſt ihnen nach Möglichkeit aus. Haben ſie erſt den kleinen Finger, ſo nehmen ſie bald die ganze Hand. Deshalb vermeide auch den geringſten Anlaß, der dich ins Gerede bringen könnte. Ich will nichts dergleichen über dich hören!“

Damit war die Sache erledigt, und ich war völlig mit meinem Vater einverſtanden. Ganz abgeſehen davon, daß ich zu ſelbſtverſtändlichem Gehorſam erzogen war, — ich fühlte auch durchaus keine Neigung, mich dem anderen Geſchlechte zu nähern. Wohl hatte ich hin und wieder von weitem ein flüchtiges Wohlgefallen an dieſer oder jener gefunden, doch es hatte nie ſoweit gereicht, ihre Bekanntſchaft zu ſuchen. Und da ich weder eine Schweſter beſeſſen hatte, noch als Gymnaſiaſt oder gar im Konvikt mit jungen Mädchen zuſammengekommen war, hatte ich eine

Scheu vor ihnen wie vor etwas Unbekanntem und nicht recht Geheurem. Vater hatte recht: man mußte vor ihnen auf der Hut sein. Das nahm ich mir vor.

So kam ich also nach meinem Dorfe: Kandidat und Hilfsprediger, ein ungehobelter Klotz von fünfundzwanzig Jahren. Taufen und trauen durfte ich noch nicht, wohl aber predigen und bei Begräbnissen amtieren. Das Dorf Neudietenbach lag zwischen Kieferwäldern und Wiesen eingebettet, hatte stattliche Bauerngehöfte, mehrere Gasthäuser, eine Posthalterei, eine Schule mit drei Lehrern und eine hübsche Kirche, so daß man sich eigentlich wundern durfte, weshalb es keine eigene Pfarrei war. Es gehörte pfarramtlich zu einem mehrere Kilometer entfernten Dorfe, dessen alter Pastor sich das Leben etwas bequemer machen wollte. Er bezahlte einen Teil meines geringen Gehalts aus seiner Tasche, während für den anderen das Konsistorium aufkam. Außer Neudietenbach hatte ich noch zwei weitere Gemeinden zu versorgen.

Ich merkte bald, daß meine Dörfler nicht zu den Frömmsten gehörten. Auf jede Andacht kamen gewiß zehn Tanzvergnügungen, und die Gasthäuser waren stets voller als die Kirche. Was mich aber besonders mit Beklemmung und einem gewissen Unbehagen erfüllte, das war die verhältnismäßig große Zahl hübsch gekleideter und offenbar wenig beschäftigter Mädchen. Förster und Posthalter, der erste Kaufmann und selbst einige reichere Bauern hatten ihre Töchter längere Zeit zur Ausbildung nach der Stadt geschickt, und nun saßen die grober Arbeit Entfremdeten auf dem Dorfe herum, langweilten sich, trieben Possen und warteten auf die Heirat.

Die Schönste, Lustigste und Keckste der Schar war die Posthalterstochter. Wie ein übermütiges Füllen, das noch die ganze Erde für einen ihm gehörigen Weideplatz ansieht, schnupperte sie mit ihrem hübschen, frechen Näschen in die Welt. Ihr flinkes Mäulchen war nie um eine Antwort verlegen, und wenn man es nicht sonst gemerkt hätte, so merkte man es an ihrem zu lose sitzenden Lachen und mancherlei bubenhaften Keckheiten, daß sie noch nicht lange aus dem Backfischalter heraus war. Sie mochte etwa neun-

zehn Jahre alt sein, war aber mit allem, was ein Mädchen ziert, schon wohl versehen. Das wußte sie selbst auch am besten. Es machte ihr offenbar das größte Vergnügen, die männliche Jugend des Dorfes, soweit sie überhaupt in Betracht kam, zu ihren Füßen zu sehen.

Ich lernte sie im Nachbardorf bei meinem vorgesetzten Pastor kennen. Sie gab mir die Hand, richtete ein paar Worte an mich und lief dann mit den Buben in den Garten hinaus. Als ich eine halbe Stunde später, um den Heimweg anzutreten, den Garten durchschritt, saß sie in der durch Strauchwerk und Bäume gedeckten Kastenschaukel und versuchte, sich in Schwung zu bringen. Doch die Mühe mochte umsonst sein, denn als sie mich gewahrte, stand sie davon ab, legte die Hände lose über den Knien zusammen und rief mich an: „Herr Kandidat!“

Sie musterte mich erst einen Augenblick und sagte dann: ‚Wenn Sie ein Werk christlicher Nächstenliebe tun wollen, so stoßen Sie mich bitte ab!‘

Ehe ich noch antworten konnte, lachte sie laut auf, wie wenn sie den Doppelsinn ihrer Worte gemerkt hätte.

‚Schaukeln?‘ fragte ich verblüfft.

„Ja, ja,“ erwiderte sie und lachte. „So hoch Sie können.“

Ich wußte noch immer nicht, ob sie Scherz oder Ernst machte und sah hilfeflehend nach den Fenstern des Hauses, als müßte mich der alte Pastor aus diesem Dilemma erlösen. Doch als sie etwas spöttisch „Nun?“ fragte, legte ich Hut und Mappe auf den Rasen und begann nach Kräften den alten Kasten in Schwung zu bringen.

‚Sehen Sie,‘ rief sie von droben, ‚es geht ja. Nur höher — höher!‘

Gehorsam legte ich mich noch mehr ins Zeug und arbeitete mich ab, daß mir nach wenigen Minuten der Schweiß auf die Stirn trat. Das ganze Gebälk ächzte und schütterte, in den metallenen Haken quietschten die Ringe, auf dem höchsten Punkte stand die Schaukel fast wagerecht zur Erde. Und dabei wuchs meine innere Angst und Unruhe. Wenn mich hier jemand sah! Wenn mein Vater plötzlich neben mir gestanden hätte! Ich hörte ordent-

lich seine an weite Kirchen gewöhnte Stimme: ‚Befolgst du so meine Wünsche und Mahnungen?‘

Aber daneben fühlte ich in mir selbst eine wachsende Verlockung, weiterzuschaukeln, gleichsam als wäre es gar nicht mehr die Schaukel, die ich griff und abstieß, sondern das schöne, warme, junge Menschenkind, dem ich meine Kraft mitteilte. Aus dem Kasten lugte unten nicht viel mehr heraus als der Saum des Rockes und ein Paar schmale gelbe Schuhe. Die Schuhe bewegten sich, stießen in die Luft, legten sich übereinander; ein Zipfel des Schnürbandes lockerte sich und wippte im Schwunge mit. Ich konnte meine Augen nicht davon wegbringen.

Bis es mir plötzlich glühend heiß aufs Herz fiel, gerade als wäre ich mitten darin, meine unsterbliche Seele zu verkaufen, oder als führe gar ein Teufelchen triumphierend schon damit der Hölle entgegen. Da sprang ich zur Seite, riß mich auf und stand steif wie ein Stock.

‚Schon müde?‘ sagte das Mädchen erstaunt, als sie im nachwirkenden Schwung an mir vorüberflog. Doch meine wohl etwas krampfhaft würdige Haltung mochte sie rasch eines Besseren belehren. Denn als sie wieder zurückschaukelte, streifte sie meine verbissene Entschlossenheit mit einem wunderlich lächelnden Blick: ‚Jedenfalls danke ich schön, Herr Kandidat!‘

Ich machte eine hölzerne Verbeugung, sprach mit zu hastigem Atem von dringenden Amtsgeschäften, nahm Hut und Mappe und schritt spornstreichs zur Gartenpforte. Es mochte vielleicht wie eine eilige Flucht erscheinen, denn ich hörte hinter mir ein kurzes, gleich verschlucktes Lachen.

Halb zufrieden, als wäre ich einer Gefahr entronnen, halb doch unruhig und nicht recht mit mir selber einig, marschierte ich nach Neudietenbach zurück. Hier war höchste Vorsicht geboten, und sie konnte nur in der äußersten Zurückhaltung bestehen. Ich nahm mir fest vor, den Weg der Posthalterstochter so wenig wie möglich zu kreuzen und die heutige Begegnung aus meinem Gedächtnis zu streichen.

Aber trotz der besten Vorsätze haben mich die schmalen Schuhe, die unter dem Rocksaum in die Luft fuhren und

an denen die gelben Schnürbänder tanzten, noch manchmal beunruhigt.

Das nächstemal sah ich das Mädchen bei einem von den Lehrern veranstalteten Elternabend in der Schule wieder. Ich wurde vorgestellt, als ob ich ihr ganz fremd wäre. Ein drittes Mal kam sie mir entgegen — ich bog in eine Nebengasse ab. Und noch hier und da trachtete ich danach, sie zu vermeiden. Vielleicht geschah das zu auffällig; ich sagte schon, daß ich unpoliertes Holz gewesen sei. Vielleicht merkte sie es und ärgerte sich darüber. Vielleicht spürte sie auch, daß in meiner scheuen Zurückhaltung etwas wie Angst lag, und irgendein Teufelchen wurde dadurch in ihr gereizt. Genug, nach einigen Wochen konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß sie mit derselben Hartnäckigkeit mich zu stellen versuchte, mit der ich ihr auszuweichen trachtete. Das verursachte mir — so lächerlich es klingen mag — geradezu Furcht und Unbehagen. Denn da ich kein Adonis war, so blieb mir keine andere Erklärung für ihr Benehmen, als daß sie auf diese Weise eben mich einfangen wollte, um Pastorin zu werden. Das Verhältnis der Geschlechter drehte sich hier einfach um: die Posthalterstochter war die Jägerin, und ich, der Hilfsprediger, kam mir wie das gehetzte Edelwild vor. Heut erscheint es mir selber komisch.

Jedenfalls: fast tagtäglich ging das Mädel allein oder mit mehreren Freundinnen an meinen Fenstern vorüber zum Walde. Ich drückte mich stets hinter die Gardine. Nach dem Kirchenbuch hieß sie Gertrud mit Vornamen, aber ich hörte, wie die anderen Mädchen sie „Traute" riefen. Oft, wenn sie zurückkam, trug sie einen Waldblumenkranz im Haar, und der Hut hing am Gummiband lose am Arm herunter. ‚Wer greift mich?' fragte sie dann wohl plötzlich laut und hell, daß ich jedes Wort vernahm. Und ohne eine Antwort zu erwarten, flog sie geschwind voran. Sie hatte einen leichten, federnden Schritt, der entgegenwehende Wind blies ihr den glatten Rock an den Leib, daß die schöne Bildung ihres jungen Körpers sich deutlich verriet, und am liebsten wäre ich nachgesprungen, um sie einzuholen. Oder sie hatte links und rechts eine Freundin

untergehakt, und alle drei ſangen irgendein ſentimentales Lied. Ihre Stimme tönte dann kräftig hervor, mit dem hellen Ton derer, die viel lachen. Sie war jetzt auch jeden Sonntag in der Kirche, aber ich predigte über ſie hinweg und wehrte verzweifelt den Gedanken, die mir droben auf der Kanzel oft kommen wollten. Alle meine Vorſicht konnte natürlich nicht verhindern, daß ſie mich hier und da abfing. Während ſie einſt nach dem Gottesdienſt verſchiedene Fragen an mich ſtellte, hörte ich ihre entfernter ſtehenden Freundinnen heimlich kichern. Da wurde ich rot und fertigte ſie ſchnell ab.

Bald konnte ich auch nicht mehr daran zweifeln, daß das ganze Dorf Beſcheid wußte und neugierig dem kurioſen Spiele zuſah. Das verwöhnte Mädel hatte einen neuen Sport, und es hätte mich nicht gewundert, wenn die Leute Wetten darauf abgeſchloſſen hätten, ob es ihr gelingen würde, den ſteifen Hilfsprediger zur Strecke zu bringen. Ja, mir ſchien, als ob man meine ängſtliche Zurückhaltung mit einem ſpöttiſchen Intereſſe betrachte, dagegen mit offenbarem Vergnügen und lächelndem Wohlwollen alle Schritte der Poſthalterstochter verfolge. Jeder andere an meiner Stelle hätte nun die Sache ſcherzhaft genommen und mit gelenkiger Liebenswürdigkeit die Lacher bald auf ſeine Seite gebracht. Aber dazu war ich viel zu hölzern und zu unfrei, kam mir wie das tragiſche Opfer einer Verſchwörung vor und verſchanzte mich hinter meine Arbeit und den Befehl meines Vaters wie hinter einen doppelten Wall. Dort hätte ich ungerührt und unangreifbar ſitzen können, wenn der Feind nicht in meinem eigenſten Innern zu rumoren begonnen hätte. Schließlich war ich doch auch ein junger Menſch; es war keine Kleinigkeit, daß das ſchönſte und begehrteſte Mädchen der Gegend die Augen gerade auf mich geworfen hatte, und vor allem: da ich ſtändig bemüht war, der holden Fallenſtellerin zu entgehen, geſchah es ganz von ſelbſt, daß meine Gedanken ſich fortwährend mit ihr beſchäftigten. Sie hatte um Pfingſten herum ein neues Kleid bekommen, und als wüßte ſie, wie ſehr ſie mir darin gefiele, trug ſie es nun faſt tagtäglich. Es war von einem feinen Hellgrün, ſchlicht, mit herzför-

migem Ausschnitt und legte sich gleichsam zärtlich um die blühende Gestalt. Von nun an stellte ich mich schon eine halbe Stunde früher wartend hinter die Gardine, aber je mehr ich heimlich brannte, um so unzugänglicher gab ich mich nach außen hin. Sogar mein vorgesetzter Pastor machte einst die mahnende Bemerkung, daß man als Geistlicher noch kein Stockfisch zu sein brauche.

Aber er hatte gut reden: er ahnte ja nicht, welch ein Widerstreit der Gefühle in mir tobte und von Woche zu Woche stärker ward! Ich wußte allmählich nicht mehr, was ich wünschen und was ich fürchten sollte; ich wußte nur, daß ich es nicht mehr lange aushielte. Die Spannung, mit der das ganze Dorf der Entwicklung der Sache zusah oder wenigstens zuzusehen schien, verzehnfachte sich in meiner Brust, und als ich mich eines Tages darauf ertappte, daß ich bis zur Bodenluke emporstieg, um der Grünen nur noch länger nachschauen zu können, ging ich trotzig und verzweifelt zu meinem Schreibtisch und bat das Konsistorium unter irgendeinem Vorwande um meine Versetzung. Sie ward über Erwarten rasch bewilligt: vierzehn Tage später sollte ich eine neue Stellung in einem Dorfe der Uckermark antreten. Und was ich eigentlich erzählen will, was mir am deutlichsten im Gedächtnis geblieben ist, das passierte in der letzten Woche meines Neudietenbacher Aufenthalts.

Es war wohl einiges von meiner Absicht, den Ort zu verlassen, durchgesickert. Jedenfalls zog die schöne Posthalterstochter zum Schluß alle Register, um den Bären doch noch zu zähmen und ihn am Nasenring im Triumph vorzuführen. Ich schweige von all den kleinen Versuchen, um gleich auf die Hauptattacke überzugehen. An einem Mittwoch nachmittag hatte ich in einer abgelegenen Gemeinde eine Beerdigung. Um dem Konsistorium den Wagen zu sparen, fuhr ich zu Rad durch den schönen Tag nach dem fremden Dorf. Im Rucksack hatte ich den Talar, den ich im Lehrerhause anlegen wollte. Auf schmalem Wiesenpfade flog ich an den stark duftenden Heuschobern vorüber, dann ging es auf einsamer, wälderumsäumter Chaussee dem Ziele zu. Nach Erledigung meiner amtlichen Pflichten

ward ich im Lehrerhause noch zurückgehalten, mußte nach dem Kaffee den selbstgekelterten Johannisbeerwein der Hausfrau schmecken und kam erst wieder auf mein Rad, als sich die Sonne schon neigte.

Der Spätnachmittag war wundervoll. Die Bäume der Kiefern leuchteten in letzter Sonne, Eichelhäher flogen spektakelnd am Waldsaum entlang und meldeten mich, Elstern keiften dazwischen, Eichkätzchen liefen bei meinem Nahen den Stamm in die Höhe und äugten possierlich-erstaunt herunter, droben schwamm ein Bussard in der lichten Öffnung des Himmels. Und ich flog auf meinem Rade an allem vorbei — zum erstenmal mit freiem Gefühl. Dazu hatte wohl auch der Fruchtwein etwas getan. Ich spürte, daß er es in sich hatte.

Plötzlich sah ich vor mir auf der grauen Chaussee noch in ziemlicher Entfernung einen grünen Fleck. Meine Hände an der Lenkstange begannen zu zittern, denn ich hatte sofort die untrügliche Ahnung, daß niemand anders als Traute mich dort erwartete. Sie war es wirklich; sie saß mutterseelenallein auf einem der Steinhaufen, die in Abständen seitlings der Straße aufgeschüttet waren. Mein Herz klopfte so stürmisch, daß ich zu keinem rechten Gedanken und Entschlusse kam. Ich wollte umkehren, aber ich fuhr mechanisch auf sie zu. Immer geringer ward der Abstand. Da biß ich die Zähne zusammen und dachte: Grüße und radle vorbei!

Das tat ich auch wirklich, aber als ich keine Anstalten machte, abzusteigen, hörte ich ihre Stimme, etwas zornig und etwas kläglich: ‚Herr Kandidat ... Herr Kandidat!‘ Ich trat langsamer und wandte den Kopf.

‚Bitte — möchten Sie mir nicht helfen?‘

Und als ich zögernd absprang, aber mich noch in einiger Entfernung hielt, klagte sie: ‚Sie scheinen zu glauben, daß ich zum Vergnügen hier sitze. O nein, wahrhaftig nicht. Aber Sie fahren stolz an mir vorbei wie der Pharisäer an dem Mann aus Jericho ... Sie wissen schon, der unter die Räuber gefallen war.‘

Sie begann auch gleich ihre Leidensgeschichte zu erzählen. Sie hätte Verwandte besucht, wäre auf die

Chauſſee abgebogen und vergnügt heimwärts gewandert. Da hätte ſie jenſeits des Grabens Vergißmeinnicht geſehen, wäre hinübergeſprungen und hätte einen Strauß gepflückt. Sie wies auf ihren Gürtel, in dem auch wirklich eine Handvoll der blauen Blüten ſteckte. Als ſie dann zurückgeſprungen wäre, hätte ſie ſich den Fuß vertreten. Nun ſitze ſie hier ſchon eine Stunde und warte auf einen Wagen oder ſonſt eine Hilfe. Aber dieſe gottverlaſſene Chauſſee wäre die ſtillſte in der ganzen Gegend.

Sie ſah mich von unten auf mit großen, vorwurfsvollen Augen an, daß ich mich langſam näher ſchob. ‚Iſt es denn ſo ſchlimm?‘ fragte ich unſicher.

‚Das ſehen Sie doch,‘ ſagte ſie kläglich. Dabei ſtreckte ſie einen ſchmalen Fuß unter dem Rock hervor. Aber ich ſah natürlich nichts weiter als einen gelben Schuh, in dem die Schnürſenkel jetzt ſehr ordentlich feſtgemacht waren, und den Anſatz des Strumpfes. Sie reckte ihren Hals dabei ſpähend, als hoffe ſie noch immer auf einen Wagen. Ich tat es ihr nach, aber weit und breit war nichts und niemand zu ſehen oder zu hören. Da machte ich ihr den Vorſchlag, ich wollte raſch vorausfahren und ihre Eltern benachrichtigen. Sie hob kurz den Kopf und blickte mich ſpöttiſch an. ‚Und derweil ſoll ich hier noch eine Stunde ſitzen? Sie ſind ſehr liebenswürdig, Herr Kandidat.‘

‚Ja, mein Gott, wie wollen Sie denn nach Hauſe kommen? Gehen können Sie nicht, ein Wagen kommt nicht, tragen kann ich Sie nicht — ich würde Ihnen mein Rad zur Verfügung ſtellen, doch das hilft ja auch nichts. Es iſt doch ein Herrenrad.‘

Es zuckte um ihre Lippen, ihre Augen verſchleierten ſich einen Moment. ‚Unzweifelhaft,‘ ſagte ſie mit verhaltenem Lachen. ‚Damenräder haben eine andere Form.‘

Aber plötzlich ſprang ſie auf. ‚Zeigen Sie Ihr Rad mal her, Herr Kandidat! Ich hab’ eine großartige Idee!‘

Sie nahm eine offene Tüte empor, die ſie neben ſich abgeſtellt hatte, und hüpfte und humpelte an das Rad heran. ‚Sehen Sie — die Achſenverlängerungen ſind da. Man könnte es alſo verſuchen.‘

Ich begriff erſt nicht, was ſie meinte. Sie wollte

hinten hinaufsteigen, und ich sollte sie fahren. ‚Allerdings müßte ich mich auf Ihre Schultern stützen.‘

Ich wollte mich wehren, aber sie kommandierte schon zum Aufsteigen. An einem Baum mußte ich mich festhalten, im nächsten Augenblick verspürte ich einen leichten Ruck, und gleich darauf legte sich links und rechts eine Hand lose auf meine Schultern.

„Fertig!“ hieß es dann, und mechanisch begann ich die Pedale zu treten. Unter der doppelten Last schwankte das Rad hin und her und kam schwer in Gang. Es taumelte fast wie ich selber; es beschrieb Kurven; nur allmählich fand es seinen glatten Lauf. ‚Es geht ja!‘ sagte eine Stimme neben meinem Ohr. ‚Hab’ ich nicht recht gehabt?‘ Aber ich konnte nicht antworten. Teils war die Anstrengung zu groß, teils fürchtete ich mich vor dem Klang der eigenen Stimme. Es war soviel Dumpfes und Aufgewühltes in mir; der Johannisbeerwein trieb durch mein Blut; der leichte Druck der Mädchenhände auf meinen Schultern steigerte meine Unruhe. Und dazu ein ewiges feines Klingeln ... heimlich, golden und verlockend ... das waren die Münzen ihres Bettelarmbands, die leise zusammenschlugen.

Wenn mich jetzt einer sieht, dachte ich — der Hilfsprediger hinten mit einem Mädel auf dem Rad! Es flimmerte mir vor den Blicken, die Kraft verließ mich, der Lauf ward langsamer.

‚Sie dürfen nicht müde werden,‘ sagte die Grüne. ‚Wann kommen wir sonst nach Hause? Warten Sie, ich habe was Erfrischendes.‘ Ihre rechte Hand löste sich von meiner Schulter; die Tüte, die sie mit zwei Fingern der linken Hand hielt, knisterte. ‚Es sind Glaskirschen. Schmecken Sie mal!‘

Vorsichtig streifte ihr Arm, während sie sich näherbeugte, an meinem Gesicht vorbei, und sie versuchte, mir eine der großen hellen Früchte in den Mund zu schieben. ‚Beißen Sie mir aber nicht den Finger ab!‘ Endlich erwischte ich mit den Lippen die Kirsche, und sie erquickte mich wirklich. So aßen wir zusammen eine ganze Menge. An den Kernen, die mir links und rechts am Ohr vorbei-

flogen, konnte ich feſtſtellen, daß meine Fahrgeſellin ſich ſelbſt recht ausgiebig bedachte.

Dabei waren wir eine ſchöne Strecke vorangekommen, ohne daß wir einem Menſchen begegnet wären. Die Poſthalterstochter ſchwatzte noch dies und das, aber allmählich ward ſie ſtiller und ſtützte ſich ſtärker auf.

‚Was haben Sie in dem Rucksack, Herr Kandidat?‘ fragte ſie nach einer Weile.

‚Den Talar,‘ ſtieß ich mit Anſtrengung hervor.

‚So ... Nun, dann lehn' ich mich wenigſtens gegen einen heiligen Gegenſtand.‘ Halb lachend: ‚Das wird dem verehrten Kleidungsſtück auch noch nicht paſſiert ſein!‘

Immer mehr, als ob ſie müde würde, ſank ſie an mich heran. Ich tat, als merkte ich es nicht. Wie ein Rennfahrer, die Blicke ſtarr auf einen Punkt vor mir gerichtet, fuhr ich dahin, in Schweiß gebadet und nur mechaniſch die Landſchaft um mich herum aufnehmend. Für alles andere hatte ich das Gefühl verloren, aber ſchauernd ſpürte ich jede leiſeſte Regung meiner Begleiterin, ich fühlte die Blutwärme ihres Körpers durch Rucksack und Talar, ich brauchte den Kopf nicht zu drehen und ſah doch alles vor mir: wie ſie ſchlank und leicht vornübergebeugt da auf dem Rade ſtand, und wie ihr grüner Rock von der entgegenkommenden Luftſtrömung getrieben, an ſie heran und von ihr abwehte.

So näherten wir uns der Stelle, wo der Wieſenpfad in die Chauſſee mündete. Ich zögerte, ihn zu fahren, da er ſchmal war und ich bei der doppelten Belaſtung das Rad nicht völlig in der Gewalt hatte. Aber das Mädchen drängte ſo lange, bis ich wirklich abbog.

Es ging auch zuerſt recht gut. ‚Riechen Sie nur, Herr Kandidat,‘ ſagte die Grüne und tippte auf meine Schulter. Sie ſog tief die Luft ein. Es war inzwiſchen abendlich geworden. Als blaſſe Scheibe trat der Mond droben empor, und drunten dufteten Wieſen und Wälder ſtärker. Von den Heuſchobern gingen fortwährend ſchwere Duftwellen aus. Süßlich und betäubend ſchlugen ſie uns entgegen. Dazwiſchen ein Honiggeruch, als wären gelbe Lupinen irgendwo in der Nähe. Und ununterbrochen

fiedelten die Grillen, oben und unten ſchien der ganze Luftraum von ihrem Zirpen erfüllt, die Frösche ſangen gleichfalls ihr Abendlied, und fern ſah man auf der Netze Schiffe gehen mit großen weißen Segeln.

Nur im Fluge konnte ich das alles aufnehmen, denn der ſchmale Weg, den eine tiefe Wagenſpur begrenzte, beanſpruchte meine ganze Aufmerkſamkeit. Schon ein paarmal hatte das Rad bedenklich geſchwankt, und plötzlich geriet es ſo ins Stuckern und Schlingern, daß die Grüne mit einem ängſtlichen Lachlaut nach vorn kippte und in der Not mit beiden Armen meinen Hals umklammerte.

‚Treten Sie — treten Sie!‘ ſchrie ſie und hielt ſich immer feſter. Sie lag faſt huckepack auf mir, und ich — ja, ich legte mich unwillkürlich mit aller Kraft in die Pedale. Ich zwang es wirklich. Der Schweiß trat mir auf die Stirn, maſchinenmäßig ſtrampelten meine Beine, aber ich hielt den Kopf ganz ſtill in den lebendigen Ketten, die ſich da herumgelegt hatten. In dieſem Augenblicke wäre es mir gleichgültig geweſen, wenn uns einer geſehen hätte.

Das dauerte ein paar Sekunden — vielleicht auch länger. Die Poſthalterstochter hatte es nicht eilig, die Arme zurückzunehmen. Das Bettelarmband klingelte, mir war, als ob feine Fäden des Haares mein Ohr ſtreiften. Erſt als das Rad ganz ruhig lief, bog ſie ſich vorſichtig wieder ab und nahm die Hände auf meine Schultern zurück. ‚Ich glaube, wir kippen doch noch,‘ ſagte ſie — mit einem Ton, als gruſele ſie ſich halb davor und als locke der Spaß ſie gleichzeitig.

Sie hatte kaum ausgeſprochen, als das Vorderrad an der Kante der Wagenſpur abglitt. Ich hätte mit aller Anſtrengung wohl auch jetzt die Maſchine in Gang halten können und brachte ſie noch ein paar Meter vorwärts, aber plötzlich legte ſich die Poſthalterstochter ſo ſtark nach rechts hinüber, daß nichts mehr nützte. Das Rad kippte um, und da ich ſchon meines Paſſagiers wegen nicht abſpringen konnte, kam ich halbleibs darunter zu liegen — in einem mehr lächerlichen, als bedenklichen Fall. Eine beſſere Stelle hätte man ſich zu dem Sturze auch nicht ausſuchen können. Ein großer Schober trat hier ſo dicht

an den Wieſenpfad heran, daß ich mit dem Kopf gerade noch in das Heu fiel. Auch das Mädel mußte höchſt behaglich hingepurzelt ſein. Denn als ich, noch liegend, den Kopf nach ihr wandte, kniete ſie ſchon aufgerichtet und lachte — lachte, daß ihr ganzer Körper ſchütterte.

‚Schade, daß kein Photograph in der Nähe war. Haben Sie ſich wehgetan, Herr Kandidat?‘

Etwas verwirrt kroch ich unter meinem Rade hervor und ſtammelte eine Entſchuldigung.

‚Nun klopfen Sie mich wenigſtens ab,‘ ſagte ſie. ‚Ich muß ja ganz voller Heufäden ſein. Wenn Sie wollen, leiſte ich Ihnen denſelben Liebesdienſt.‘

Aber während das geſchah, während ich ihr mit heißen Händen die trockenen Gräſer von Haar und Kleid nahm, ſah ſie mich aus nächſter Nähe ſekundenlang mit einem ſeltſam verſchleierten, halb lauernden und halb ſpöttiſchen Blick an, daß es mich durchſchauerte und meine Augen abirrten. In dieſem Moment wußte ich, daß ſie ſelbſt das Rad mit Abſicht zum Umſchlagen gebracht hatte. Darüber ward ich rot wie ein Schulbube, wagte nicht aufzuſehen und ſtand ſo dicht vor ihr, beklommen und mit ſtockendem Atem. In der großen dämmernden Einſamkeit ringsum ward mir ſelbſt mein Schweigen doppelt fühlbar. Das ſchöne Mädchen jedoch ſchien ſich an meiner Verlegenheit zu weiden; ſie wiegte ſich leiſe, unmerklich faſt, vor mir mit demſelben halben Lächeln. ‚Was iſt denn das?‘ ſagte ſie plötzlich. Sie bog ſich noch näher und griff mit ſpitzen Fingern ein langes blondes Haar von meinem Rockkragen. Das hielt ſie mir dicht vor die Augen. ‚Es iſt meines. Wir wollen es lieber wegnehmen, ſonſt kommt Ihre Wirtin morgen früh auf kurioſe Gedanken, Herr Kandidat.‘

Ich habe wohl nur blöde dazu genickt und gelächelt. Ich hätte jetzt kein Wort hervorgebracht. So muß es einem zumute ſein, der von der geheimnisvollen Verlockung der Tiefe gezogen mit letzter Kraft ſich noch zurückhält und doch ſchon ſchauernd ahnt, daß die Tiefe ſtärker iſt als er und der nächſte Augenblick über ihn entſcheidet.

‚Warum reden Sie nicht?‘ fragte das Mädchen mit gedämpfter Stimme.

Da drang von fern, ſich öfter wiederholend, ein kurzer, klarer Schall an mein Ohr. Es war nichts Beſonderes: nur das Schlagen der Turmuhr. Hoch über dem Dorfe kündete ſie die Stunde, und an dem ſtillen Abend wanderten die Schläge weit hinaus über Felder und Wieſen. Aber ſie brachen den Bann, der mich lähmte. Das war die Uhr der Kirche. In ihrem Klange kam meine Arbeit auf mich zu, mein Beruf, die Stimme meines Vaters.

Unwillkürlich begann ich zu zählen: ‚Vier — fünf — ſechs — ſieben — acht —‘

‚Neun,‘ ſagte die Grüne etwas ſpöttiſch und trat einen Schritt zurück.

‚Neun,‘ wiederholte ich und richtete mein noch immer liegendes Rad empor. ‚Es iſt ſpäter geworden, als ich dachte.‘

Die wenigen Worte hatten die ganze Situation verändert. An ihrem freieren und ruhigeren Tone merkte die ſchöne Poſthalterstochter, daß ſie verſpielt hatte. Aber ſie zuckte nicht mit der Wimper. ‚Wie hell es trotzdem noch iſt!‘ erwiderte ſie leichthin und probierte ihren Fuß. ‚Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Herr Kandidat? Dann laſſen Sie mich jetzt erſt vorangehen und genießen Sie hier noch ein halbes Stündchen den Abend. Sehen Sie — ich komme ſchon ganz gut vorwärts.‘

Sie bedankte ſich noch ſehr nett, ſcherzte über die Fröſche, die ihre Stimmen lauter erhoben, und nickte mir ein letztesmal über die Schulter zu. Dann ſah ich ſie ferner und ferner durch die Wieſen dahinſchreiten — ſo federnden Schrittes, daß man ſchwerlich an den verſtauchten Fuß glauben konnte. Ich aber habe neben meinem Rad im Heu geſeſſen und fühlte mich — bis auf eine letzte kleine Beklemmung — wie erlöſt. Die Sterne traten in der wachſenden nächtigen Dämmerung immer ſtrahlender hervor, der Mond leuchtete ſanft und gelaſſen, auf den Netzewieſen drüben braute ein ſilberner Nebelflor.

Eine Stunde ſpäter bin ich durch das ſchlafende Dorf gefahren. Nur die Hunde bellten. Oben in einem Zimmer der Poſthalterei war noch Licht, aber es hat mir keiner nachgeſehn.

Das ist wirklich alles, was ich zu sagen weiß. Ich habe später von der Grünen nichts mehr erfahren. Aber im Laufe der vielen Jahre, die dazwischen liegen, hat sich mein ganzes Gefühl gleichsam verschoben. Ich erinnere mich heut nicht mehr an das Peinliche, das die Affäre damals für mich hatte, — nur das Süße ist mir davon geblieben, eine feine Sehnsucht, die das Versäumte verklärt und vergoldet. Wenn ich jetzt vom rollenden Rade Fortunas lese, sehe ich immer das schöne Mädchen hinter mir: wie wir durch den Abend und die duftenden Wiesen fahren. Und mir scheint, das wäre Glück gewesen —"

Als der Pastor schwieg, lachte der Apotheker gutmütig auf.

„Deine Posthalterstochter hätte ein besseres Los verdient, Gottesmann. Aber ich versteh' nun, was du meintest, als du vorhin sagtest, daß Kunst versäumtes Leben sei. Und wenn du nächstens besonders gefühlvoll den Bogen streichst, dann wissen wir wenigstens, mein lieber keuscher Joseph, welch ein Fräulein Potiphar dir grün und lockend durch die Noten gaukelt."

Eh' Gott dich läßt allein

Erst haucht dir Gott den Atem ein
Und forscht, wie tief er dich durchglühte.

Dann weist er dir in bunten Reih'n
Der Dinge tiefgeheime Blüte.

Sodann wohl läßt er dich allein,
Auf daß dein Geist sich selbst behüte.

Doch wird sein letztes Wort noch sein:
Was wandelt sich in dir zur Güte?

Denn Güte nur beschließt den Ring
Um Gott und Geist und jeglich Ding.

Franz Karl Ginzkey

Der Genius des Ruhmes
Gemälde von Annibale Carracci

Deutsche Zeiten und Gestalten

Von Ernst Lissauer

I. Aus dem 30jährigen Kriege

Sechzehnhundertachtzehn, im Anfangjahr,
Als dem Schulzen von Barbeck ein Sohn geboren war,
Wie der Priester am Taufstein die Stirn ihm näßt,
Trommelt durchs Dorf eine Landsknechtmusik,
Die Mutter, das Kind an die Brust gepreßt:
„Muß der Junge auch mit in den Krieg?“
Der Pfarr schlägt das Kreuz über die zwei:
„Schulzin, bis dahin ist's längst vorbei.“

Zwanzig Jahr,
Seit dem Schulzen von Barbeck ein Sohn geboren war,
Zerknickt die Zäune,
Zerhau'n die Gemäuer,
Öde die Scheune,
Samstag Kroaten vom Kaiserheer,
Sonntag Schweden vom General Banér,
Samstag und Sonntag kommt Feuer.

Von den Kolben, die an das Haustor keulen,
Ist das Holz voller Kuten und Beulen,
Protestant, Katholik,
Eines Montags zieht der Junge mit in den Krieg:

„Vater und Mutter, lebt wohl,
Baut euch selber das Korn und den Kohl.
Ihr sprecht: es war einst Friede im Land,
So wartet auf Frieden am Landstraßenrand.
Der Werberhauptmann sagt, daß es gelogen ist.
Es war kein Friede seit Jesu Christ.“

II. Goethes Ankunft in Straßburg

(2. April 1770)

Goethe, von Frankfurt kommend, fuhr über den Rhein.
Grüßende Blicke ließ er wie Vögel voraus um das steilſchlanke Münſter wehn,
Neue Stadt, neue Zeit! Himmel voll Glück und Geſchehn!
Holpernd ſchwankte die Poſt in die ſchmalhohen Gaſſen von Straßburg ein.

Die Kutſche hält: „Der Herr ſteigt aus“,
Der Wirt dienert den Gaſt ans Haus.
Der ſieht, an die Wand gemalt,
Von der Torfahrtleuchte halb angeſtrahlt,
Einen Mann, von dreifältigem Licht übergleißt;
Er lieſt: „Gaſthof zum Geiſt.“

„Zum Geiſt!“ Die Stufen hinan im Lauf!
In den Alkoven ſchleudert er Dreiſpitz und Stock,
Das Spruchbuch der Mutter raſch aus dem Rock,
Schickſalbefragend wirft er es auf, —
Was weiſt das Wort? — den Finger draufgepreßt —
Wie wird die fremde Kammer mit eins von Zukunft licht! —
Die Augen trinken:
„Mache den Raum deiner Hütten weit, ſpare ſein nicht!
Dehn' deine Seile lang, ſteck' deine Nägel feſt,
Denn du wirſt ausbrechen zur Rechten und zur Linken!“

III. Die Weihnacht des Hasses

(Hamburg, 24. Dezember 1812)

Die Eltern stehn vorm Baume mit den Knaben,
Die Weihnachtkerzen brennen nicht,
Unterm Gezweig der Tisch steht ohne Gaben;
Der Vater streicht den Buben das Gesicht:

„In dieser Zeit voll Kummer und Gefahren
Gilt Weihnacht nicht zu feiern oder sonst ein Fest.
Das Blut ward aus den Adern uns gepreßt.
Hamburg gehört zu Frankreich seit sechs Jahren.

Doch statt Geschenken gibt es heut Geschichten.
Ein Weihnachtsmärchen will ich euch berichten.

Ich war zuvor in Overdiecks Kontor,
Grad' kamen aus Berlin die neuen Posten:
Napoleons Heer kehrt nicht zurück von Osten,
Ein Teil verbrannte, und ein Teil erfror,
Ein Teil verhungerte, ein Teil ertrank.
Nur wenige konnten solche Not bestehn,
Nach Preußen flohn sie, wund, halbnackt und krank;
Herr Kaufmann Casper hat sie selbst gesehn.

Heut lese ich euch nicht das Evangelium;
Gott geht in diesen Zeiten wieder um.
Laßt meine Rechte eure Rechte fassen.
Mit einer neuen Schrift ward es geschrieben:
Gott hat befohlen, daß wir lieben,
Allein er will auch, daß wir hassen.

O selige Weihnacht, frohe Zeitenwende!
Glückliche Botschaft gabst du zu verkünden.
Ich breit' sie untern Baum als heilige Spende.

Jetzt ist es Zeit, die Lichter anzuzünden."

IV. 1914
Das graue Heervolk

Werktäglich ist die deutsche Waffentracht,
Ohne Schmuck, Prunk, Zier
Marschall, Musketier,
Grau wie das Feld, drauf sie wachen die Feldwacht,
Grau wie das Feld, drauf sie schlagen die Feldschlacht, —

Grau wie die Luft, die nebelnd im Spätherbst raucht
Über Nordsee
Und Pas de Calais,
Wenn das Flugzeug stählern aufs Großschiff taucht,

Grau wie das Meer, um das England mit Deutschland ringt,
Sturmflut donnert und strömt und springt,
Lüttich nicht Deich, Namur nicht Wehr,
Nicht Longwy und nicht Antwerpen dämmt,
Belgien und Frankreich grau überschwemmt,
Ehern wälzt sich das deutsche Meer,

Grau wie das Feld, — sind die Weiten verhext?
Erde aus Erde wächst,
Es dröhnt, es trommt,
Graue Böden und Breiten rollen,
Der Acker kommt, die Ebene kommt,
Wer hält stand?
In Feindland mit marschierenden Schollen
Rückt Deutschland.

Alamode-Kehraus

Von Fedor von Zobeltitz

Im zweiten Teil der „Wunderlichen und Warhafftigen Geſichte Philanders von Sittewalt“, der 1643 erſchien, bildet den erſten Abſchnitt der wundervolle „Alamode-Kehraus“. Hans Michel Moſcheroſch, der ſich nach der Sitte der Zeit hinter einem klingenden Pſeudonym verſteckte, wünſchte in ſeinen nach einer ſpaniſchen Vorlage bearbeiteten „Geſichten“ der Mitwelt eine Strafpredigt zu halten, in der „aller Weltweſen, aller Menſchen Hände mit ihren natürlichen Farben und Eitelkeit, Gewalts, Heuchelei, Thorheit bekleidet, offentlich auf die Schau geführet, als in einem Spiegel dargeſtellet und geſehen werden“. Die „Geſichte“ ſind in ihrem wirren Durcheinander keine angenehme Lektüre. Ihre ziemlich plumpe Satire wendet ſich in der Hauptſache gegen den undeutſchen Modeteufel, den ſchon die Musculus, Oſiander, Spangenberg u. a. ſcharf aufs Korn genommen hatten und der auch in einem dickleibigen Folianten, dem „Theatrum diabolorum“, mit einem gewaltigen Aufwand von derber Kanzelberedſamkeit an den Pranger der Zeit geſtellt wurde. Im Laufe des großen Krieges war das Wort „Mode“ erſt aufgekommen; das franzöſiſche „à la mode“ wurde in „alamode“ verdeutſcht, und der „Monſieur Alamode“ marſchierte in ſeinen Pluderhoſen und ſeinen „zerhackten zerflammeten Kleydern“ bald an der Spitze der zahlreichen Spottblätter, die gegen das Welſchtum im äußeren Menſchen des Deutſchen eiferten. Moſcheroſch ging in ſeinem „Alamode-Kehraus“ aber noch weiter und ſtieg auch tiefer, und das iſt der Vorzug dieſer ſprudelnden Satire: daß ſie ſich nicht lediglich mit Äußerlichkeiten beſchäftigte, ſondern ſich gegen die Verwelſchung unſerer ganzen Sitte wandte und in dem ingrimmigen Rufe: „Altes Weſen her! Alte Herzen her!“ ihren kräftigſten Ausdruck fand.

In der Tat: der große Alamode-Kehraus sollte im allgemeinen mit der nachahmenden Ausländerei aufräumen helfen. Der Begriff des literarischen Eigentums war um jene Zeit durchaus noch kein gefesteter: Quellen des Auslandes flossen auch in die ursprüngliche Dichtung, und diese deutsche Dichtung stand fast ausnahmslos unter dem Modebann Frankreichs, Spaniens, Italiens, auch Hollands und selbst Englands, denn der Einfluß der englischen Komödianten stieg von Jahr zu Jahr. Die besten Gedichte Opitzens waren Übersetzungen aus dem Französischen mit sorgfältiger Verschweigung der Vorlagen; die Schäferdichtung kam aus Italien; Gryphius empfing von den Holländern seine stärksten Eindrücke; der Schelmenroman hatte in Spanien, der süßliche Ritterroman in dem französischen Amadis, der Gefühlsroman in der Wortspielerei und Zierigkeit des Italieners Marini seine Vorbilder. Es war kein Wunder, daß mit dem Einsetzen der großen Bewegung gegen den Kleiderteufel auch der geistige Modeteufel seine deutschen Prügel bekam. „Bis, wer du bist!“ rief Friedrich von Logau, der schlesische Edelmann, seinen Landsleuten zu, und wenn er dichtete: „Alamode Kleider, alamode Sinnen, Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen“, so bewies er, daß er die Unsitte der Zeit bis in ihre Wurzeln erkannte. Der Mecklenburger Johann Lauremberg griff in der plattdeutschen Mundart seiner Heimat kräftig in den Streit des Tages ein, unbekümmert darum, daß Opitz für die Dichtung nur das Hochdeutsche gefordert hatte; er schimpfte in ehrlichem Zorn darüber, daß „Dat gröteste verdreet und ergerlikste sake, Is de vermengde rede und allemodsche sprake“ und fand manches treffende Wort gegen die Titulatursucht in der Unterhaltung, der der Zittauer Rektor Christian Weise sogar eine ganz ernsthafte „Complimentirkomödie“ gewidmet hatte. Auch Pastor Schupp, „ein hitziger Kopf, ein deutsches Maul, aber ein ehrlich Herz“, gab in seinen Satiren eine unbefangene Auffassung der Weltverhältnisse, und Christian Wernicke wandte sich vor allem gegen den von Italien ausgehenden und durch französische Quellen genährten sinnlichen Schwulst der Heldendichtungen Hoff-

mannswaldaus und Lohensteins, gegen deren Fremdwörterei schon Philipp von Zesen sich energisch, wenn auch übertreibend ins Zeug gelegt hatte. Unter dem Palmenbaum der Fruchtbringenden Gesellschaft kämpfte eine große Gemeinde weiter für die Sprachreinigung; die Aufrichtige Tannengesellschaft, die Deutschgesinnte Gesellschaft, auch die Pegnitzschäfer des Blumenhirtenordens folgten dem guten Beispiel: zum ersten Male wurde hier, wie Eduard Engel bemerkt, der gelungene Versuch gemacht, einen gemeinsamen deutschen Bildungsherd, eine „höhere Gesellschaft" zu schaffen. Sprachkundige Mitglieder gaben die Grammatiken heraus: Gueinze 1641 seine „Deutsche Sprachlehre", Schottel im selben Jahre seine „Teutsche Sprachkunst", Bücher, denen freilich schon 1617 des jungen Schülers Opitz „Aristarchus" als flammender Protest gegen die Verwelschungssucht vorangegangen war. Der kraftvollste Einschlag des unverfälscht Deutschem zeigte sich — mehr noch als im „Simplicissimus" — in Grimmelshausens „Teutschem Michel": das Beste, was derzeit gegen die deutsche „Fremdgierigkeit" geschrieben wurde.

Das welsche Gift der Alamode ging wie ein Pesthauch über die deutschen Fluren. Fürsten und Adel bezogen die hohe Schule zu Paris, die tonangebenden Kreise gallisierten sich um die Wette. Die „Kavaliertouren" der vornehmen Welt führten immer nur nach Frankreich, Italien und Spanien, aber mit dem rauhen deutschen Fell gingen den Junkern auch Zucht und Ehre verloren. Der alte Hans von Schweinichen empfand noch das Entwürdigende der Aufpfropfung fremder Unsitten: die Duodezfürsten aber spielten mit offenem Behagen die kleinen Louis Quatorze; am kaiserlichen Hofe hatte schon vor dem großen Kriege mit der spanischen Etikette auch der spanische Fanatismus Einzug gehalten, das pfälzische, hessische und nassauoranische Haus waren ganz dem bourbonischen Stil verfallen, in Sachsen und Württemberg herrschte eine eifrige Nachäfferei der Thronkünstler von Versailles. In der bildenden Kunst suchten plumpe Stümper sich an Michel Angelo zu vergreifen, die gelehrte Musik war kosmopolitisch, die Oper durchaus italienischen Ursprungs. Aber der

Widerſtand gegen die Alamode brach um die Wende des Jahrhunderts auch auf dieſen Gebieten durch. Die reproduzierende Kunſt überflügelte die Schöpfung; um Merian ſcharten ſich Wenzel Hollar, Sandrart, Lingelbach, Roos. Volkslied und Choral hielten der Verwelſchung ſtand; Hettner ſpricht mit Recht von den „ſchlichten Kantoren, die ſtill und unbemerkt die erſtorbene und verfolgte Innerlichkeit deutſchen Volksſinns nährten“.

Das unabläſſige Ringen nach einem freieren Deutſchtum in der Literaturſprache war nicht ohne Erfolg geblieben und zeigte ſich auch in der Neugeſtaltung der Verskunſt. Aber wir hatten allzulange in der Abhängigkeit geſtanden, um nach der Loslöſung von Frankreich aus Eigenſtem die erſehnte dichteriſche Größe erreichen zu können, und ſo drang denn um dieſe Zeit die engliſche Gedankenwelt ſtärker als bisher in unſer Schrifttum ein, zunächſt in die Aufklärungsphiloſophie, dann auch in die Dichtkunſt. Den engliſchen Wochenſchriften waren bei uns allerdings Harsdörffers Geſprächſpiele und auch die Monatsgeſpräche von Thomaſius vorangegangen, aber ſeinen Aufſchwung erhielt das deutſche Zeitſchriftenweſen erſt durch die berühmten Vorbilder Steeles und Addiſons. Und nun kam die große engliſche Invaſion. Die Werke Popes, Defoes, Richardſons, Thomſons „Jahreszeiten“ und Youngs „Nachtgedanken“, der „Landpfarrer“ Goldſmiths und Sternes „Empfindſame Reiſe“ waren bei uns ſo bekannt wie drüben über dem Kanal. Freilich gab es uns nur einen Dichter von ewiger Dauer, einen, der auch der Unſere werden konnte und deſſen Kenntnis zugleich den Bruch mit dem Franzoſentum in der Kunſt vollzog: Shakeſpeare. Die Begeiſterung für ihn rief ſchon früh vollſtändige Überſetzungen ſeiner Dramen hervor. Die engliſchen Komödianten hatten ihn eingeführt, aber damals blieb er wenig beachtet. C. W. v. Borck, preußiſcher Geſandter in London, brachte die erſte Verdeutſchung des „Caeſar“, dann traten Elias Schlegel, Mendelsſohn und Leſſing für ihn ein, bis Herder und Goethe ſeiner Bedeutung für die Entfaltung deutſcher Dichtkunſt in jubelnden Hymnen gerecht wurden. „Auch die Ausländerei kann als

heilsames Bildungselement wirken," sagt Erich Schmidt in einer seiner Charakteristiken. Hier war es der Fall, und gerade deshalb, weil vor dem Genius Shakespeares der „vertrackte Alamode-Teufel" Fersengeld geben mußte.

Der größte der preußischen Könige konnte Shakespeare so wenig verstehen wie Goethe. Der alte Fritz konnte schreiben: „Ich will keine Franzosen mehr, sie seindt gar zu liderlich" — der junge Friedrich hatte viel zu sehr im Banne der Musen und Grazien Frankreichs gestanden, um an dem Sturm und Drang der heimischen Literatur Gefallen finden zu können. In Sitten und Gebräuchen neigte das achtzehnte Jahrhundert trotz seiner kaleidoskopischen Buntheit noch stark zu Gallien hinüber. Die Kleidermode hatte sich verfeinert, wurde aber wie sonst von Paris aus diktiert. Im Kaiserreiche hatte die spanische Grandezza dank Sinzendorf und Kaunitz dem Versailler Ton Platz gemacht; Lady Montague und Pöllnitz erzählen, daß der „Seladon" an der Donau zu Hause war wie an der Seine, und Abraham a Sancta Clara mußte allen seinen Witz zusammenraffen, um die Torheiten der Zeit und das „Modi-Gewissen" von der Kanzel aus zu striegeln. Von dem bourbonisch-verlodderten Stile der Stuttgarter Hofhaltung berichtet u. a. Casanova Erbauliches; andere Abenteurer wie Saint-Germain und Cagliostro trugen welsches Wunderwesen nach Deutschland, wo ein ungermanisch geheimbündlerischer Hang auch bis in die Studentenkreise drang. Im Gegensatz zu der tollen französischen Wirtschaft in den rheinischen Städten, wie der vagierende Kandidat Lauckhardt sie schildert, ging es in Preußen noch nüchtern zu. Dem ersten König, der den roi-soleil von Brandenburg spielte, war ein gestrenger Herr gefolgt, der seine Untertanen mit dem Rohrstock nicht nur Mores, sondern auch deutsch lehrte. Und dann kam der Flötenspieler von Rheinsberg, der die deutsche Literatur verachtete und ihr zugleich ihr Bestes gab: eine nationale Entwicklung. Wir konnten endlich auf unser Vaterland stolz sein.

In Goethe erfüllten sich die Forderungen Lessings und Herders an die deutsche Poesie. Nun wuchs auch das Deutschtum auf anderen Gebieten. Kants Philosophie

wurde von weitgreifendem Einfluß, Johannes von Müller schuf den Kunststil der deutschen Historik, und die Erkenntnis eines Naturganzen als Organismus befruchtete die Bemühungen deutscher Meister der Physiologie, Anatomie und praktischen Medizin. Noch blieb die bildende Kunst zurück; dafür machte die Musik sich frei von italischer Weichheit und französischer Verschnörkelung und drang sogar siegreich im Auslande vor, so daß Glucks „Iphigenia“ schon im Jahre 1774 zu Paris unter Beifallsstürmen aufgeführt werden konnte. Eigentümliche Wandlungen machte die Romanliteratur des Jahrhunderts durch. Anfänglich stand sie durchaus unter der Herrschaft der Fremde; nicht Richardsons Grandison und seine moralische Pamela und nicht Rousseaus Neue Heloise allein zeigten der neuen Erzählungskunst die Wege: auch die ganze Leichtfertigkeit von drüben spiegelte sich in den lockeren Geschichten Wielands und seiner Nachfolger wider, bis der Werther der Weiterentwicklung der romantischen Prosa einen Markstein setzte. Freilich schlich sich in die lebensvollere Erzählung, die zugleich nach höherer Kunstform strebte, mit rascher Ausdehnung ein Volksroman ein, der sich bis in die Gegenwart standhaft behaupten konnte: eine riesenhafte Unterhaltungsliteratur niedrigen Schlages, die Ritter-, Räuber- und schlüpfrigen Familiengeschichten, die sich zwar die äußeren Requisiten vielfach vom „Götz“ und von den „Räubern“ borgten, stofflich aber durchaus auf fremde Vorbilder zurückgingen.

Aus klassischem Munde war der Patriotismus für eine „heroische Schwachheit“ erklärt worden. Aber bei allem Weltbürgertum der klassischen Periode rang sich doch der Vaterlandsgedanke sieghaft an das Licht. Der große Fürst, der selbst kaum deutsch schreiben konnte, hatte mit seinen Taten die Strömung vorbereitet, die Sehnsucht der Romantik sie genährt, die Befreiungskriege brachten sie zum Austrag. Die Sänge jener Tage tönen auch heute wieder, und Kleists Ruf „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs“ ist zum Schlachtruf Deutschlands geworden. Die Hoffnungen Deutschlands hatten damals freilich die Diplomaten des Wiener Kongresses verdorben, aber die patrio-

tiſche Begeiſterung hielt wenigſtens noch die Jugend wach. Ein neuer Alamode-Kehraus begann, und wenn auch die aufſchwirrende Deutſchtümelei zu mancher Narrheit griff: ein feſter Kern blieb zurück, den ſelbſt die ſcharf einſetzende Reaktion nicht zerſtören konnte und den die Freiheitsbewegung in der Mitte des neuen Jahrhunderts noch verſtärkte. Der Einfluß des Auslands auf die Literatur war minder leicht zu unterdrücken; im Roman gaben Scott, Dickens, Hugo, Sue und die Sand den Anſtoß zu unzähligen Nachahmungen — und von dieſer Sucht konnte auch das Junge Deutſchland ſich nicht freimachen — im Unterhaltungsdrama vor allem der ältere Dumas, Scribe und ſpäter Sardou.

Daß von dem großen Einigungskriege ſiebzig-einundſiebzig nur ein geringer Nachhall in unſrer Literatur zu ſpüren iſt, mag wahr ſein; aber der Aufſchwung der Empfindungen begünſtigte wenigſtens das klaſſiſche Drama und ließ auch einen Dichter heranreifen, der wie kein anderer der Vaterlandsdramatiker der Gegenwart geworden iſt: Wildenbruch. Im übrigen entſtand in dieſem vielgeſchmähten Zeitraum nicht nur manche köſtliche Gabe unſerer Beſten, wie Freytag, Fontane, Keller, Anzengruber, ſondern auch das Hauptwerk Nietzſches, in ſeiner kühnen Lebensbejahung und ſeiner Verachtung der Maſſenkultur ein Hermann mit flammendem Schwert, während zu gleicher Zeit in Bayreuth dem deutſchen Muſikdrama ein Tempel erbaut wurde. Das Ausland ſtürmte mit aller Kraft ſeiner Einflüſſe erſt wieder in den achtziger Jahren bei uns ein. Die Liſte der neuen Götter, vor deren Altäre man das Publikum führte, iſt lang. Zola, Ibſen, Tolſtoi waren die größten der Kabiren, und um ſie zog ſich ein Kranz kleinerer wie Daudet, Maupaſſant, Verlaine, wie Baudelaire und Mallarmé. Björnſon und Strindberg kamen hinzu, Doſtojewski und Gorki, Maeterlinck und d'Annunzio, Wilde und Shaw: der franzöſiſche Naturalismus trat zu dem italieniſchen Verismus, der Symbolismus zum Dekadismus, der Äſthetizismus zum Impreſſionismus — die Zeit der „ismen" begann und der großen Schlagworte, die man zum Teil auch von drüben holte wie das zahllos oft angewandte

„Milieu“. Selbſtverſtändlich, daß zwiſchen den „Neutönern“ auch kraftvolle Talente hervorwuchſen, und ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß mancherlei Einflüſſe von außen, ſo die Ibſens und Björnſons, für uns in hohem Maße fruchtbringend geweſen ſind. Aber das unleidliche Alamode, das ſich in artiſtiſchen Spielereien verlor, griff auch auf andere Gebiete über und bedrohte das Deutſchtum in ſeinem tiefſten Kern. Der glückliche Gedanke der Begründung der „Sezeſſion“ wurde durch die Bevorzugung des Auslands zu einem wahren Unheil für die deutſche Kunſt. Der Snob, dem auch die Maſſenwirkung franzöſiſcher, engliſcher, ſchottiſcher, japaniſcher, indiſcher Nachmalereien in den heiligen Hallen der Sezeſſion nicht genügte, fand in zahlreichen anderen „Salons“ die Vervollſtändigung des Wahnſinns auf der Leinwand, bis das Allerneueſte, der aus Italien importierte „Futurismus“ ſelbſt unſrer duldſamen Kunſtkritik zuviel wurde. Im Kunſtgewerbe ſpielten ſich ähnliche Erſcheinungen ab. Auch die „neue Buchkunſt“ blieb vor Übertreibungen nicht verſchont: die ſtiliſierte Ornamentik gebar Wunder an Schauderhaftigkeit. Die Bibliophilie, die zu neuem Aufſchwung kam, wurde von erwerbsluſternen Verlegern zu der Verausgabung von ſogenannten Privatdrucken ausgenutzt, die uns faſt das geſamte Kapitel Pfui der ausländiſchen Literatur bis zu den Gräßlichkeiten des Marquis de Sade auf Bütten und in Leder und Seide gebunden vorſetzten. Die ſchlimmſte Ausländerei trieb aber nach wie vor die Bühne. Kein literariſcher Abhub, der über die Grenzen drang, war unſeren Theatern zu ſchlecht; wir hatten nicht nur eine ganze Reihe von Bühnen, die lediglich von der Boulevardpoſſe lebten: es kam dahin, daß trotz Hauptmann und Sudermann und in einer Zeit, da die darſtellende Kunſt im beſten Sinne zur Mitarbeiterin des Dichters wurde, die deutſche Produktion faſt völlig in den Winkel gedrückt wurde. Fremde Talente wurden ſinnlos vergöttert. Ein Reißer wie „Monna Vanna“ führte zu einer begeiſterten Huldigung Maeterlincks, Gorkis „Nachtaſyl“ wurde zu einer Offenbarung, eine mittelmäßige Oper wie „Samſon und Delila“ brachte dem Wagnerhaſſer Saint-Saëns goldene Lorbeeren; die Schaumſchläge-

reien d'Annunzios fanden verehrende Bewunderung, und ſelbſt ein Dichterling wie Capus wurde bei gelegentlicher Anweſenheit in Berlin wie der Bannerträger einer neuen Kunſt gefeiert. Daneben entfaltete ſich nach dem Vorbilde des Pariſer „Chat noir“ das Brettlweſen in unheilvoller Weiſe, und die Yvette Guilbert fand Tauſende von Nachahmerinnen. Eine ausländiſch geſchulte Kunſtkritik verſuchte Böcklin zur Seite zu ſchieben; deutſche Behörden übertrugen fremden Künſtlern, wie beiſpielsweiſe Hodler, die Ausſchmückung öffentlicher Baulichkeiten, und in Hellerau wurde für die Myſtik Claudels und die rhythmiſche Kultur Jaques-Dalcrozes ein ſächſiſches Bayreuth geſchaffen. Der Deutſche Sprachverein kämpfte mit aller Kraft gegen die überhandnehmende Fremdwörterei und konnte doch nicht verhindern, daß auf den Firmenſchildern in unſeren großen Städten ein widerwärtiges Sprachgemengſel ſich immer breiter machte und daß jedes neu auftauchende Lokal ſich einen fremdländiſchen Namen zulegte. So verwelſchte und verangliſierte auch die Geſellſchaft mehr und mehr, und es war ein böſes Zeichen der Zeit, daß die vom Weſen der Internationale und von einem ſchwammigen Kosmopolitismus beherrſchte große Tagespreſſe die Ausländerei unterſtützte, ſtatt ſie energiſch zu bekämpfen.

Nun ſtehen wir in dem neu entbrannten Weltkriege abermals vor einem „Alamode-Kehraus“. Der Grimm gegen die Übermacht des Fremden iſt um ſo ſtärker geworden, je gehäſſiger von jenſeit der Grenzen her die Stimmen derer werden, denen wir einſtmals in überſchäumender Gaſtfreundſchaft Kränze geflochten haben. Und macht ſich auch jetzt wieder unſer altes Erbübel törichter Übertreibung bemerkbar, die in raſender Haſt Nebenſächlichkeiten hinwegfegt, ſtatt das Übel an der Wurzel zu faſſen: beim Ausbau der neuen Kultur werden wir es umſo leichter haben, uns auf den Boden nationalen Empfindens zu ſtellen, als der Begriff der Internationale in dieſen Tagen der Erhebung gottlob kläglich Schiffbruch gelitten hat, ſo daß nunmehr nicht mehr allein die Welt der „Intellektuellen“, ſondern das deutſche Volk in ſeiner Geſamtheit mitzuſprechen haben wird.

Vision vor der Schlacht bei Tannenberg

Von
Reinhard Reber

Fritz, Preußens Genius, ging durchs Feldquartier,
's war tiefe Nacht vor kämpfeschwerem Tag,
Und weckte einen Landwehr-Grenadier,
'n Werkmann sonst, der hart im Schlafe lag.

Der taumelt auf, ihm ist das Aug' bekannt
Aus manchem Bild, das strahlt wie Sternenblick,
Und an das Koppel fährt die harte Hand,
Und steif zum Gruße geht der Kopf zurück.

„Ich weckte Ihn," beginnt der greise Held,
„Zwei Fragen, zweie nur an Ihn zu tun,
Und wenn die Antwort zur Genüge fällt,
Mag Er, parbleu, noch kurze Weile ruhn.

Wie heißt sein Handwerk jetzt in Reichesnöten?"
Ein Weilchen sinnt der: „Euer Majestät,
Mein Handwerk heißt derweilen — töten
Jedweden Feind, der uns zuwider geht."

Der König lächelt, „Hat Er Weib und Kind?
Hat Er ein Haus, das Er sein Eigen nennt?
So sag' Er mir, was seine Pflichten sind?"
Noch schweigt der andre, heiß das Herz ihm brennt;

Doch wie es brennt: „Die Pflichten, Majestät,
Die Pflichten sind: Fürs Vaterland zu sterben!"
Der König spricht, schon geisterhaft verweht:
„Ihr werdet morgen großen Ruhm erwerben."

Auszug aus dem Inhalt der bisherigen Jahrgänge von Velhagen & Klasings Almanach:

I. Jahrgang

(Preis 3 M., in der Luxusausgabe 7.50 M.)

Erzählendes von: R. H. Bartsch, M. v. Ebner-Eschenbach, G. v. d. Gabelentz, H. Hesse, H. v. Hofmannsthal, O. v. Leitgeb, G. v. Ompteda, C. Viebig.

Aufsätze: E. Heilborn: Die Frau im modernen Roman; E. Heyck: Liebesbrevier vor hundert Jahren; L. Litzmann: Shakespeares Römerdramen; H. Muthesius: Das Musikzimmer.

II. Jahrgang

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 7.50 M.)

Erzählendes von: R. H. Bartsch, O. J. Bierbaum, M. v. Ebner-Eschenbach. J. Lauff, J. Wassermann, C. Zahn.

Aufsätze: G. Biermann: Die Frau im Leben Rembrandts; A. v. Gleichen-Rußwurm: Geselligkeit zur Zeit der Medici; E. Heyck: Das deutsche Schönheitsideal; W. Kleefeld: Melodien, die man mit nach Hause bringt; Memor: Erinnerungen an Charlotte Wolter.

III. Jahrgang

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 8 M.)

Erzählendes von: C. Bulcke, M. E. delle Grazie, N. Lambrecht, E. Lucka, W. v. Molo, G. v. Ompteda, R. Voß.

Aufsätze: C. Brachvogel: Die Grazie des Rokoko; A. v. Gleichen-Rußwurm: Vom Küssen; R. M. Meyer: Die großen Liebesgeschichten; F. Poppenberg: Das Damenzimmer; F. Wertheimer: Die Geisha.

Jeder Band ist mit zahlreichen farbigen Kunstblättern, Intagliodrucken und auch Illustrationen zu einzelnen Aufsätzen geschmückt.

IV. Jahrgang

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 8 M.)

Erzählendes und Dichtungen von R. Auernheimer, C. Busse, M. E. delle Grazie, S. Hoechstetter, H. v. Kahlenberg, V. v. Kohlenegg, B. Frh. v. Münchhausen, St. Zweig.

Aufsätze: G. Biermann: Der Künstler und sein Modell; Friedr. H. Kraze: Reifrock und Krinoline; A. v. Gleichen-Rußwurm: Die Tasse Tee; E. Heilborn: Das Bild der Geliebten in der deutschen Lyrik; W. Kleefeld: Von Laute und Gitarre.

V. Jahrgang

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 8 M.)

Erzählendes und Dichtungen: C. Bulcke: Hirschbrüllen im Harz; M. E. delle Grazie: Die blonde Frau Fina; H. Hart: Der Urenkel; H. Hesse: Auf einer Reise nach Asien; P. O. Höcker: Klo; R. Voß: Kentaurenliebe.

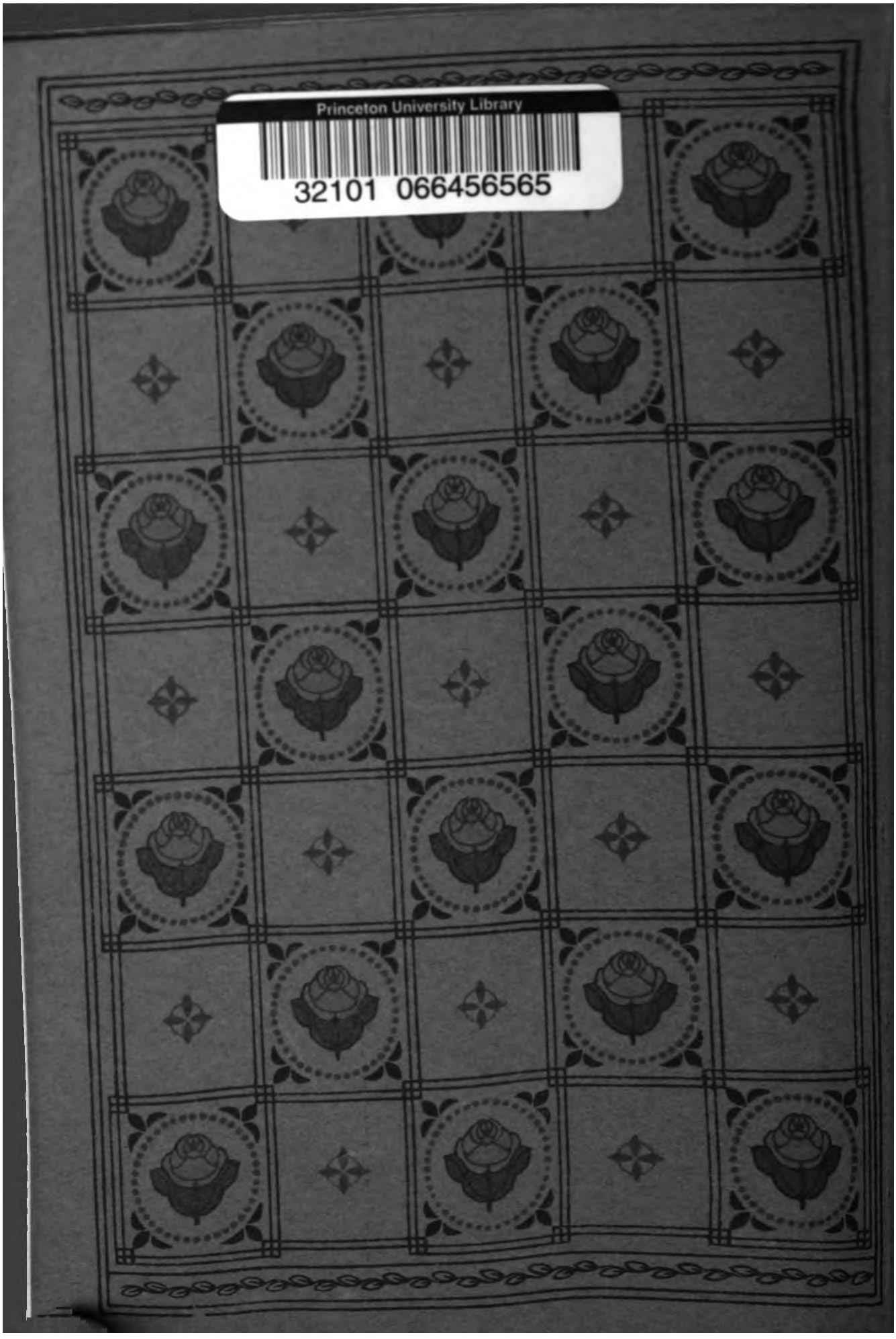
Aufsätze: C. Brachvogel: Der Prinz mit der Laterne; W. Fred: Die Frisur der Dame; E. Heilborn: Teestunden im alten Berlin; W. Hoof: August der Starke; E. Lewald: Der Backfisch; F. v. Ostini: Frauenschönheit in der modernen Malerei.

VI. Jahrgang

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 8 M.)

Erzählendes und Dichtungen: F. A. Beyerlein: Not und Tod des Feldpredigers Gotthilf Haberkorn; Richard Dehmel: Zwei Welten; Albert Geiger: Die Ampel; Karl Hans Strobl: Die Verwandlungen der Madonna; Hermine Billinger: Der Schwarm.

Aufsätze: Ernst Heilborn: Frauenbriefe aus den Befreiungskriegen; Eduard Heyck: Die Verklärung Napoleons; Karl Fr. Nowak: Ideale der Eleganz; Emmi Lewald: Gentilezza; Max Osborn: Emil Orlik; Fritz von Ostini: Das Münchner Malweibchen.


Princeton University Library
32101 066456565